Wiener Stadt-Bibliothek
150197 A

BRUNO FRANK

Erzählungen

E·R·V

1257

Bruno Frank

ERZÄHLUNGEN

1926

Ernst Rowohlt Verlag

Berlin

Das vorliegende Buch vereinigt Erzählungen aus den Bänden »Gesichter« und »Bigram«. Beide Bände sind vergriffen und werden nicht wieder aufgelegt.

9150.197

Zv 207187

1.—6. Tausend
Copyright 1926 by Ernst Rowohlt Verlag,
K. G. a. A., Berlin W 35
Gedruckt bei Herrosé & Ziemsen, Wittenberg

Der Goldene

I

Johannes Albrecht, der Gehilfe des Bezirksgeometers, ein hünenhafter junger Mann, ging von Lengenau nach Diesbach, um eine Vermessung vorzunehmen. Es war drei Uhr an einem heißen, wolkenlosen Julinachmittag, und der Weg hatte keinen Schatten. In dem Körper des jungen Mannes siedete und drängte das Blut, er schritt mächtig aus und fühlte mit Lust den Schweiß unter seinen unsommerlich dunklen Kleidern rieseln.

Er hatte ungefähr die Hälfte seines Ganges zurückgelegt, da sah er, gleich hinter der Stelle, wo der Weg nach Hochberg abzweigt, im Felde ein junges Mädchen arbeiten. Sie war ganz allein in der heißen summenden Öde, unter der leuchtenden Glocke des Himmels. Wie sie den Schritt des Mannes hörte, richtete sie sich auf, legte die Hand über die Augen und sah zu ihm hin. Es war ein ganz junges Ding noch, aber schon Weib, braun, fest und erregend. Sie lachte und nickte, Albrecht schoß das Blut in die Augen, er fühlte einen Taumel und schritt über die Stoppeln zu ihr hin, ehe er es wußte. Was dann ge-

sprochen wurde, das vermochte er niemals zu sagen, auch später vor dem Untersuchungsrichter nicht. Gewiß ist, daß er die Tasche mit den Instrumenten fallen ließ und seinen Arm um den Rücken des Mädchens legte. Sie trug nur ein Hemd, das heiß war und feucht. Von ihrer jungen Kraft ging ein Hauch aus, der ihm die Gedanken nahm, ein Hauch, in dem er zugleich den Atem der immer jungen, fruchtbaren Erde einsog. Er küßte sie, sie ließ es lachend geschehen und öffnete weit ihren gesunden, törichten Mund, er riß an den Knöpfen ihres Hemdes und nahm ihre Brüste hervor, die schon reif waren, fest und hoch.

Seine große Enthaltsamkeit in dem kleinen Ort, wo er als Beamter zu Rücksichten gezwungen war, stand gegen ihn auf als ein Feind, der Hunger seiner siebenundzwanzig Jahre vernichtete in einem Augenblick sein Leben. Er stand vor ihr da, niedergebückt, halb auf den Knien und hatte sein Gesicht in ihre Brust eingewühlt, Augen und Mund badend in ihrem jungen Duft. Dann lag sie auf der Erde, zwischen zwei Garben, und er über ihr, nicht entschlossen sie zu besitzen, sondern von einer ungeheuren, dumpf brausenden Gewalt in dies Schicksal gestoßen. Nun erst begann sie sich heftig zu wehren. Aber er hatte nicht mehr die Klarheit, diesen Widerstand in seinem Ernst zu begreifen, das Blut dröhnte mit Sturmglockenton in seinen Ohren, seine Augen waren geschlossen, sein Mund stammelte, seine mächtigen Manneshände

hielten als unempfindliche Klammern die zuckende Beute. Er wußte nicht mehr, wo er war, nicht was er tat, nicht wen er besaß unter der sengenden Glut des Gestirns.

2

Am folgenden Tag erschien der Vater des Mädchens bei dem Gemeindeschreiber und ersuchte ihn, eine Strafanzeige an die Behörde abzufassen. Verständiges Zureden half nicht, auch nicht, daß der Täter, von Scham und Reue überwältigt, sich zu jeder Sühne bereit erklärte, daß er sich verpflichten wollte, das überfallene Mädchen nach wenigen Jahren zur Frau zu nehmen. Es stimmte den hartgestirnten Bauern ebensowenig um, daß die Kleine sich von der anfänglichen Bestürzung sofort erholt und gleich am ersten Morgen ihr Heimjagen und Klageführen selbst eine Dummheit genannt hatte.

Was Johannes Albrecht zum Verderben wurde, war ein bösartiges Zusammentreffen: der Bauer war vor kurzem bei einem Grenzstreit von der Vermessungsbehörde ins Unrecht gesetzt worden, und kein Angebot, noch weniger aber irgendein Gefühlsgrund hätte ihn davon abhalten können, diese unverhoffte Rache auszukosten.

So ging das Schicksal seinen Schritt. Die Polizeibehörde des Ortes, die erst die Verhaftung abgelehnt hatte, mußte sich nach telegraphischer Weisung zu ihr bequemen; Johannes Albrecht wurde als Untersuchungsgefangener

in die Stadt gebracht und stand nach zehn Wochen vor dem Schwurgericht.

Ihm schien kein Stern. Denn das Mädchen, dessen Auftreten ihm vermutlich Milderung der Strafe, vielleicht einen Freispruch erwirkt hätte, lag mit einer fiebrigen Erkrankung daheim im hochgetürmten Bett, und statt eines mündlichen Berichtes diente das Protokoll ihrer ersten Aussage, dessen nackter Inhalt doch recht belastend war. Strafmehrend senkte der Umstand ihrer großen Jugend die Wage und mehr noch der ihrer Erkrankung. Denn obwohl sie sich einfach an einem kühlen Septemberabend bei verspätetem Baden erkältet hatte, führten absichtsvoll der Staatsanwalt und mit ihm, irrend, die Geschworenen dies fiebrige Krankliegen auf Albrechts Überfall zurück, den die robuste Natur des Mädchens seit langem schon verwunden hatte.

Johannes Albrecht wurde zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurteilt.

3

Er entstammte einer strenggerichteten Protestantenfamilie und nahm seine Gefangenschaft als eine gerechte, nicht zu harte Sühne demütig hin. Seine Eltern lebten nicht mehr, die einzige Schwester war in einem entfernten Teil des Landes verheiratet und würde eine bürgerliche Einbuße nicht zu verwinden haben; dieser Umstand gewährte ihm einigen Trost.

Über den Verlust seines Amtes brauchte er nicht getröstet zu werden. Er war ein starker und froher Mensch von Natur aus, und seine kleinliche Tätigkeit hatte ihn niemals gefreut. Wohl war es schön, mit mächtigen Schritten über die Straßen zu wandern, von Dorf zu Dorf, durch leuchtende Glut oder stampfend durch hochgelagerte Schneemassen. Jedoch in der Amtsstube die ängstliche Arbeit über den Katasterblättern war wenig nach seinem Herzen, und auch mit den Meßgeräten verwinkelte Grenzen zu ziehen zwischen kleinlichen, neidischen Zänkern, war nicht sein Beruf. Allen gehörte die dampfende nährende Erde, es war Anmaßung und war lächerlich, sie in Stückchen zu schneiden und diese Stückchen mit Ziffern und Lettern zu benennen. Er war zum Bauern geboren, denn er liebte den Boden und wünschte sich, ihn mit seinen unverbrauchten Kräften zu wenden und fruchtzeugend zu verwandeln. Und er hatte oft, in der engen Gasse seines Amtes trabend, davon geträumt, wie er in unerschlossenen Ländern überm Meer werbend allein wäre mit der unberührten, verheißenden Scholle.

In solchen Hoffnungen lebte er auch nun und kürzte sich mit ihnen die Öde seiner Strafzeit. Er saß mit den andern stumm im tristen Arbeitssaal, er schnitt Schuhsohlen zurecht mit seinen starken Fingern, und während sein Blick stumpf auf der schmutziggrauen höckerigen Platte des Werktisches zu haften schien, hob sich im leuchtenden Licht sein tropischer Besitz vor ihm auf: ein

niedriges langes weißes Haus, nah an einem mächtig ziehenden Strome gelegen, weitauf weitab Felder mit Halmen, Stauden und großblättrigen Kräutern, sein Eigentum, von ihm der jahrtausendalten Wildnis abgerungen, und durch die starken Farben der Abendstunde zu ihm herwandelnd ein ungeheurer Zug von Rindern und Schafen, größer als die unsern, schöner als die unsern und mit seltsam gebogenen, geschlungenen Hörnern.

4

Die Tiere, die er besitzen und pflegen würde, erfüllten oft seinen Sinn. Er hatte in seiner gutmütigen Art die wortlose Kreatur allzeit geliebt; aber nun war es ihm, als habe er sich durch seine wilde Tat von den Menschen geschieden und sei künftighin auf jene einfacheren Erdengeschwister noch mehr verwiesen. Nicht mit Freunden, kaum mit einer Frau bevölkerte er die Zukunft seines Lebens; in seinen Träumen fuhr er dichtwolligen Widdern durchs Vlies, die Rinder brüllten leise, wenn er sie freundlich beim zottigen Stirnhaar griff, und ein großer schwarzer Hund von neufundländischer Rasse hielt sich treu und eng neben ihm, wenn er den eroberten Besitz durchstreifte im weißen südlichen Licht.

Solche Bilder bewahrten ihn nicht davor, unter seiner Einsamkeit zu leiden. Doch niemals versuchte er einen Zusammenhang mit den anderen Sträflingen zu finden.

Was er getan hatte, war der Wahnsinn einer Minute, war die Überwältigung durch einen bösen Geist, es hatte mit dem Kern seines Wesens nichts zu schaffen; er wollte nicht kennen, nicht sich nahe wissen, was in diesem Hause an schlimmen Trieben lebendig war. Er hatte gefehlt, nun büßte er es, er durchschritt eine zweijährige Grabesstille, in der er allein war mit seinem Gewissen, jenseits lockte ein neuer Tag. Man zuckte die Achseln über ihn, versuchte nicht mehr mit ihm zu flüstern, wenn man im Hahnentritt den halbstündigen Gang auf dem Zuchthaushof absolvierte, und hatte ihn vergessen, während er nahe war.

Einzig sein Wärter schien von tätiger Abneigung gegen ihn erfüllt zu sein. Dies zeigte sich bald. Manche der Sträflinge nämlich, die sich vertrauenswürdig führten, wurden vor die Stadt zu Erdarbeiten hinausgeführt, und Johannes, den es sehr nach Luft und Anstrengung verlangte, erbat diese Erlaubnis. Drei Tage lebte er in stürmischer Hoffnung. Dann kam die Absage.

„Du wirst schon bei uns im Haus bleiben müssen," sagte der Wärter, als er ihm morgens aufschloß zum Gang in den Arbeitssaal. Er sah Albrecht einen Augenblick an und fügte dann giftig hinzu: „Du Saupelz!"

5

Dieser Wärter war ein kleiner, gedrungener Mensch mit sehr kurzen Armen und ungeheuren Händen. Über

der Stirn, die zwei Finger breit und allezeit rot war, standen graublonde Borsten aufrecht, die gelben Augen lagen ganz flach an der Oberfläche des Gesichts. Das Erschreckende aber war, zwischen den Doggenkinnladen und dem militärischen Schnurrbart, ein schmal und scharf gezeichneter Mund, ein harter blasser Strich mitten in der elenden Banalität dieser Fratze, der ohne Zusammenhang mit dem Übrigen und wie geborgt oder gestohlen erschien. Es hatte etwas Unheimliches, wenn dieses Mündchen sich auftat, um ein gemeines Wort zu entlassen. Man sah bei dieser Gelegenheit zwei Reihen kleiner spitzer regelmäßiger Zähne, die überaus schmutzig waren.

Dieser Schließer, ein verheirateter Mann, doch ohne Kinder, nicht mehr jung, der lange Jahre hindurch als Unteroffizier Dienst getan hatte, war nicht gleich hart gegen alle ihm ausgelieferten Sträflinge. Es gab Wege, eine Art niedriger Vertraulichkeit mit ihm herzustellen. Servilität freilich verlangte er immer, doch bereitete es ihm Genugtuung, dem einen oder andern Liebling das Leben zu erleichtern. So ging die Sage, daß er einem oft rückfälligen schweren Betrüger sogar Weißbrot, Wein und Zigaretten besorge, ja daß er mit diesem gemeingefährlichen Schwindler, einem Verderber von Witwen und Waisen, in dessen straffreien Zwischenzeiten kameradschaftlich verkehre.

Johannes Albrecht hatte seinen Kerkermeister eigentlich niemals recht angesehen. Er war folgsam, er unter-

warf sich, aber in seiner Unterordnung war nichts Persönliches, er fand sich mit dem Schließer ab wie mit der dicken Mauer und dem Zellenschloß, gegen die eine Auflehnung gleich sinnlos war. Vielleicht brachte eben diese Haltung den Wächter zur Wut, ihn, der sich etwas darauf zugute tat, gerade von seinen gebildeten Häftlingen wichtig genommen zu werden; möglich auch, daß den Mann, der drunten in seinem Kellergelaß eine dürre, unsinnliche und hämische Frau sitzen hatte, Abrechts Vergehen neidvoll empörte; wahrscheinlicher, daß die Bosheit und Grausamkeit seiner Natur nur zufällig und wahllos Abrecht gegenüber hervorbrach, den er so gelassen und unangreifbar seine Strafe abbüßen sah. Er lauerte darauf, ihm schaden, ihn verhöhnen und verstören zu können.

Eines Abends im zweiten Frühjahr trat er einmal an das Guckloch, um den Gehaßten zu beobachten. Es war halb acht Uhr und die Zelle noch hell. Johannes stand in seinem gestreiften Kittel mitten im Raum und wandte dem Lauscher das geschorene Hinterhaupt zu. Er blickte aufwärts nach der hochgelegenen Fensterluke, zwischen deren Gitterstäben ein Baumwipfel mit ungleich gezackten Blättern sichtbar war und dahinter der rotglühende Abendhimmel. Einer der wenigen Bäume nämlich, mit denen der Hof bepflanzt war, eine hochstämmige Ulme, ragte in geringer Entfernung gerade vor dieser Zellenluke auf, und dorthin schaute Johannes Abrecht erhobenen

Hauptes und so angestrengt lauschend, daß der Ausdruck auch von rückwärts zu erkennen war.

Der Schließer legte sein Ohr an das Sehloch und vernahm Vogelgezwitscher, schmetternde rhythmische Laute.

Der Gefangene stand und gab sich hin. Dies war seine Freude seit Wochen, in der Frühe und am Abend. Auf die Wiederkehr dieser Vogelrufe hatte er seit dem Herbst gewartet, den langen, finstern, stimmlosen Winter hindurch. Er hörte nicht nur kleine Vögel singen, wenn er so stand, die Wälder und Gärten und Ebenen der ganzen Erde sangen ihm zu, die Tiere der Erde grüßten ihn; in diesen Lauten war das Wachtgebell der Hunde, war Hahnenschrei und das sanfte Weinen der Lämmer, war das Wiehern wilder Pferde und der dumpfe Ruf der Büffel in einer künftigen, erträumten Heimat überm Meer. Die Freiheit grüßte ihn und das Leben nach dunkler Buße.

Der Wärter schloß auf und trat ein: „So," sagte er nach einer Stille, „Konzert läßt du dir vormachen, du Saubär? Marsch, kusch dich! Da!" Und er wies auf die Pritsche, die er eine Stunde zuvor beim Absperren der Zelle von der Wand heruntergeschlossen hatte.

Der Gefangene gehorchte. Der Wärter verließ den Raum, kam fast augenblicklich mit einer Trittleiter wieder, erstieg sie und schloß mit Krachen die Öffnung. Dann horchte er mit Anstrengung empor und grimassierte unlustig, da man den Vogelgesang noch immer vernahm,

wenn auch nur als ein fernes fernes, zärtliches, trauriges Rufen.

„Dir wird man dafür tun," bemerkte er mit Hohn, „sag ihnen nur Adieu, deinen Musikanten, du Saunigel!"

Zwei Tage darauf wurde dem Sträfling eine andere Zelle angewiesen, durch deren Luke der leere Himmel hereinschien. In ungeheuren Abständen nur sah Johannes die Schwalben in der hellen Öde vorüberzucken.

6

Ein halbes Jahr noch trennte ihn von seiner Entlassung. Und nun erst begann seine Strafe ihn wahrhaft zu quälen. Nun erst lernte er das grauensvolle Erwachen kennen, den ersten Blick in einen untragbar einsamen und häßlichen Tag, dem noch so viele gleiche folgen sollen bis zum Tag der Befreiung. Sein Plan für diesen stand fest. Er würde vor das Mädchen hintreten, dem er Gewalt zugefügt, und würde bei ihr und bei den Eltern nochmals anhalten. Sprachen sie Ja, war es gut, sprachen sie Nein, wie zu vermuten blieb, so würde er ihr die Hälfte seines kleinen Vermögens als Heiratsgut überschreiben. Mit dem Rest aber, fürs erste vor Mangel sicher, würde er drüben überm Meer ein Leben der freien Arbeit beginnen, neu geboren. Er würde so wenig Spuren hinter sich lassen, wie das Schiff, das ihn hinüberfuhr, Spuren im Meerwasser ließ.

Seine Wünsche also hatten sich nicht verändert, aber in seine Sehnsucht nach Freiheit, die sanft und gefaßt gewesen war, mischten sich Verzweiflung und Haß. Diesem Haß gegen den Menschen, der ihn peinigte und schmähte, wollte er entrinnen, von ihm noch mehr als von Reue und Trauer und Makel erhoffte er Heilung in der Luft des Meeres und der tropischen Länder. Kaum wagte er mehr den Menschen anzusehen, aus Furcht vor der eignen unbändigen Natur, die ihn schon einmal so unheilvoll überwältigt hatte. Mit niedergeschlagenem Blick stand er vor ihm da, zuchtvoll und unterwürfig. Und stündlich fast wiederholte er sich den Satz, der ihm Trost war und Fessel: „Bin ich erst frei, so werde ich den da niemals wiedersehen, niemals, niemals!"

Inzwischen wuchs sein Verlangen nach der Nähe lebendigen Blutes. Es sehnte sich nach dem Weibe. Aber es waren nicht grobe Wünsche, die in ihm fluteten: sondern Zärtlichkeit, sanfte Gemeinschaft, geschenkte und empfangene Güte war, was ihm als das Herrlichste erglänzte. Wenn ihm die kleine Braune vom sommerlichen Acker erlaubte, das Unrecht an ihr zu sühnen, welch ein Leben wollte er ihr bereiten, in wie schützenden Armen sollte sie ruhn. Oft war sie in seinen Gedanken, Zug für Zug glaubte er sie zu kennen und zu lieben, die er doch kaum recht wahrgenommen hatte in der weißen Glut von Sonne und Rausch. Ward sie's aber nicht — nun, er würde eine andere finden, drüben im neuen Land. Und sein

Verlangen formte ein schmales zartes Geschöpf mit duftendem, dunklem Haar, das aus großen Augen gut und vertrauend zu ihm aufsah. Ach, es brauchte ja gar keine Frau zu sein, gar kein Menschenwesen, nur irgendein Stück Leben, das er warten und schützen konnte! Nur ein Hund brauchte es zu sein, der sich an sein Knie drückte, nur ein zahmer Vogel, der gern auf seiner Hand saß. Nur das kleinste Herz, das freundlich und gläubig in seiner Nähe schlug. Nur nicht mehr allein sein mit diesen toten Mauern und ihrem teuflischen Schließer! Es kam so weit mit ihm, daß er des Nachts seine rechte Hand sich aufs Herz legte und mit der linken den Puls der rechten faßte, um so doppelt ein Leben zu spüren.

Sommer war da, und mit jedem Tag glaubte Johannes Albrecht, nun sei das Maß erfüllt, nun könne der Durst nach dem Lebendigen nicht höher mehr steigen, nun seien die Grenzen menschlichen Leidens erreicht für ihn. Wohl sagte er sich vor, daß bald, daß in wenig mehr denn hundert Tagen das Ende gewiß sei, wohl stellte er mit erzwungener Überlegung sein Schicksal neben das der Tausende, die länger, die lange, die ewig zu schmachten hatten; keine Rechnung drang ihm ins Blut, und er litt. Die stummen, schlimmen Häupter der Sträflinge in der Werkstatt zu betrachten, war keine Erleichterung, auch hatte der Feind es erreicht, daß er von sieben Tagen drei in der völligen Abgesondertheit seiner Zelle zubringen mußte. Da geschah das Wunder.

7

Eines Abends kam er aus dem Arbeitssaal zurück. Der Wärter, der mit ihm eingetreten war, schloß die Pritsche von der Wand, die krachend in ihr Scharnier niederfiel, blickte sich um, fand wütend keinen Anlaß zur Beschimpfung und schlug die schwere Tür hinter sich zu. Sein feindseliger Schritt verhallte.

Johannes Abrecht blieb eine Weile stehen, das Gesicht dem Geviert erblassenden Sommerabendhimmels zugewendet, das leer von Geschöpfen war, und kehrte sich dann matt der öden Einsamkeit des Gelasses zu. Sein Blick fiel auf die traurige Lagerstatt.

Da sah er mitten auf der rauhen, graubraunen Wolldecke grüngolden leuchtend ein lebendes, ein sich bewegendes Kleinod. Johannes griff mit beiden Händen nach seinem Herzen.

Es war ein Rätsel, wie der Laufkäfer hereingekommen war. Durchs Fenster fliegen konnte er nicht, soviel wußte Johannes von der Natur dieser Arten; wie unwahrscheinlich aber, wie über alle Begriffe erstaunlich und beglückend, daß er den Weg über die Zellenschwelle gefunden haben sollte, der so selten offen stand. Ja, es war ein Wunder geschehen.

Johannes näherte sich leise, als wollte er den Schmalen, Kleinen nicht schrecken, er ließ sich ohne Laut an der armen Bettstatt nieder, lag in seinen Sträflingshosen auf

den Knien und sah aus großer Nähe mit glücklichen Augen auf dies lebende, sich regende Geschenk. Der Kleine hob mühsam eins seiner sechs feingliedrigen, braunen Beinchen um das andere und strebte über den rauhen wirren Filz der Decke hinweg. Manchmal hielt er resigniert und ermüdet an. Seine grüngoldenen Flügeldecken glänzten im Abendlicht, sein Nackenschildchen glühte und schimmerte als das köstlichste Juwel. Seine Fühler arbeiteten zart und lautloser als irgend etwas in der Welt, und seine freiliegenden Augen blickten umher.

Du kannst mich gewiß nicht sehen, du nicht, dachte Johannes, ich bin ja wie ein Berg für dich, wie eine Bergkette, Kleiner, Kleiner. Aber ich kann dich sehen, mir bringst du Freude und den Gruß der Freiheit, du bist ja so schön. Doch wenn du auch häßlich wärest und röchest und mich stächest, ich wäre dir doch gut und nahe, und du säßest doch in meinem Herzen. Laß dich berühren, laß mich das lebendige Gold deiner Flügel anrühren, mein holder kleiner Wohltäter! — Und er streckte behutsam eine zitternde Hand aus.

Da aber geschah das zweite Wunder: der Käfer schien ihn wahrzunehmen, ihn, den Menschen in seiner fühlenden Gegenwart. Er schien zu stutzen. Dann machte er unbeholfen im klettenden Filz eine Wendung und kam auf Johannes Albrecht zu, geradeswegs auf die Brust des knienden Mannes.

Wer vermag zu sagen, ob es möglich oder ob es kindischer Traum ist, ein Insekt zu zähmen, zu gewinnen und zum Kameraden zu machen. Was wissen wir denn! Wir wissen nicht, was in den Holzfasern des Astes vor sich geht, den wir überm Knie abbrechen, wir wissen nicht, ob der Stein schicksallos zersplittert, den ein Kinderarm geschleudert hat. Wir wissen nichts. Wir waschen uns den Schlaf aus den Augen und betreiben unsere Geschäfte mit grimassenhaftem Ernst und heizen unsern Körper mit Nahrung und umarmen ein Weib, dessen Blutwärme uns gefällt und das uns so fremd ist wie Baum und Stein und Tier, und legen uns am Abend nieder zur tieferen Dumpfheit. Wir wissen nichts.

Johannes Albrecht glaubte, daß er sich den kleinen Goldenen gewonnen habe, und also war es so. Der war nun sein Leben. Die Tage, die in der Einzelhaft verbracht werden mußten, waren nun die schöneren. Aber auch die anderen, an denen er erst abends aus der Werkstatt zurückkehrte, waren erträglich, denn eine Erwartung erfüllte und kürzte sie.

Er hatte zu kämpfen um seinen schimmernden Besitz. Mit ganzer Seele horchte er auf den Schritt des Schließers, der sie beide nicht überraschen durfte, und er verzichtete mit Durstqualen auf seinen Trunk Wasser, denn es gab kein Versteck in der Zelle außer dem Wasser-

krug. Den entleerte er heimlich, ohne Geräusch, und dort, in tönerner Tiefe und Feuchte, saß nun der Goldene tagelang und wartete. Dort saß er bei Gräsern und armen Blüten, die ihm sein menschlicher Freund von den Gängen im Zuchthaushof heimlich heraufbrachte.

Sie spielten. Wie liebkosend kletterte der Schlanke über die Finger des Mannes, sacht tastend, nimmer erschreckt. Und raspelte an einem Hälmchen, sog an einer Löwenzahnblüte, die der Mann ihm hinhielt.

Johannes Albrecht hatte nicht an seinem Verstande gelitten. Er wußte, wen er liebte: ein armes geringes Käfertier, dessen Leben zu Ende ging mit diesem Sommer. Aber mit diesem Sommer ging ja auch die eigene Qual zu Ende, bis an die Schwelle des Lebens würde ihn der winzige Gefährte aus Gold geleiten und ihn dann entlassen zu all den Geschöpfen draußen, die Johannes tätig zu lieben gedachte. Was verschlug es denn, woher die Freude kam, im letzten Augenblick vor der schwarzen Verzweiflung war sie zu ihm gekommen, wie sollte er deuteln und verneinen und sich mehr wünschen vor dem lebenden Kleinod, das so tröstlich schimmerte im Licht der scheidenden Sommertage.

Ich kann dir nicht genug Liebe zeigen, Kleines, Kostbares, dachte er, ich kann dir nicht genug Gutes tun, denn alles verstehst du nicht. Aber wenn du nicht mehr lebst und deine Ärmchen bewegst, Juwel, dann werde ich noch mit meinen starken Armen die Erde lieben und betreuen, von der du wieder ein Krümchen geworden bist!

Um die Mitte eines Tages der Einzelhaft kniete Johannes Albrecht bei seinem Freund auf dem steinernen Boden. Er hatte den Speisennapf vor sich hingestellt, und auf dessen Rand machte nun der Goldene spielend die Runde. Manchmal hielt ihm Johannes quer den Zeigefinger entgegen, dann stutzte das Tierchen, schien seitwärts zu äugen und bewegte wie neckend das vorderste, kürzeste Paar seiner Glieder.

Die Tür knarrte und fiel wieder zu. Johannes sprang empor und sah mit tödlicher Angst dem Wärter in das böse Gesicht. Dessen Stirn war röter als sonst, die flachen Augen flimmerten, und der kleine Mund war nichts als ein scharfer, bleicher Strich. Albrecht wußte sogleich, daß nichts mehr zu verbergen war, daß jener ihn beobachtet hatte. Ungeschickt und flehend hob er seine Arme, nicht viel anders als der Kleine, den er schützen wollte. Er versuchte zu sprechen.

„Halt's Maul," sagte der Schließer, „zeig, was du dort hast!"

„O nicht, o nicht!" sagte Albrecht mit versagender Stimme. „Tun Sie ihm nichts!"

Der Wärter bückte sich, hob das Tierchen auf, das erwartend an der gleichen Stelle sitzen geblieben war, sah flüchtig hin auf das krabbelnde Ding in seiner Faust, ließ es dann gleichmütig fallen und zertrat

es mit einer Drehung des Fußes. Man hörte ein Knirschen.

„Dir wird man's beibringen, dich zu amüsieren!"

Johannes Abrecht war auf den Schemel in der Ecke gesunken. Er saß da, das Gesicht in den Händen verborgen, und rührte sich nicht. Er saß eine halbe Minute, die Nägel in die Schläfen eingekrallt und hielt seinen Leib, sein Ich mit ungeheurer Gewalt auf dem Sitze zurück.

„Marsch, putz' es auf!" sagte der Wärter und stieß ihn an. Abrecht erhob sich mit zu Boden gerichteten Blicken und nahm gehorsam aus der Ecke den Wischlumpen.

Der Kleine war gut zertreten. Man sah einen ziemlich großen Fleck auf dem Estrich, schwarzen Gliederbrei und ein wenig Blutsaft von unbestimmter Farbe. Und nur ein winziges Eckchen der einen Flügeldecke war unversehrt geblieben und blitzte grüngolden im Schmutz der Vernichtung.

Johannes wischte sorgsam das Ganze fort, ohne die Augen zu erheben. Der Schließer fand nichts mehr zu sagen, sah sich noch einmal um und ging davon, wenig befriedigt.

10

Er wußte nicht, der Mann, wie nah in jener halben Minute der Tod an seiner haarigen Gurgel vorbei-

gestrichen war. Er wußte nicht, der Tropf, warum sich Albrechts Hände so wütend in die eigenen Schläfen eingekrallt hatten. Er hatte einem Gefangenen einen Zeitvertreib weggenommen, pflichtgemäß, basta.

Der beste Zeitvertreib auf dieser Erde aber ist der Haß. Wer weiß das denn nicht! Das wissen seit Alters die Dummköpfe aller Nationen, die ihre öde Muße damit ausfüllen, andere Nationen zu hassen und zu schmähen. Wie aber soll der vollends Langeweile noch fühlen, ja überhaupt den Zeitablauf, dessen Herz einmal in den untersten teuflischen Grund eines andern Herzens getaucht ist und aus diesem Schacht wieder aufgetaucht, als ein Eimer gefüllt bis zum Rande mit Racheverlangen.

Zwei Monate trennten den Sträfling Albrecht von seiner Entlassung. Sie waren nicht mehr für ihn, als eine kurze, von Bränden durchloderte Nacht. Er stand und ging und arbeitete und säuberte sich und sein Gelaß, ohne Zwang und ohne Anteil, und spürte mit entsetzlicher Lust, wie die Flamme tiefer und tiefer in sein Inneres fraß. Stundenlang konnte er auf seinem Schemel hocken oder unter der Filzdecke im Dunkel liegen und Einen Satz, Einen Gedanken in sich bewegen. Fünfzigmal und fünfhundertmal konnte er sich stumm die gleichen Worte wiederholen: Wie kann ein Mensch das tun? Ein solcher Mensch darf nicht leben. Solch ein Mensch verpestet die Welt!

Aber er wußte auch, daß der Andere bereits nicht mehr

lebte. Sein Urteil war gesprochen. In jener halben Minute war es schwer gewesen, ihn nicht zu töten. Aber nun war es leicht, nun kostete es gar keine Mühe mehr, zu warten, nun lag sogar eine Art von bitterer Wollust darin, den Teufel unterm sichern Beil noch umherlaufen zu lassen, übermütig und wie unbedroht.

Nein, er war nicht wahnsinnig geworden in seiner Haft. Auch als er den Goldenen hegte und liebte, war er es ja nicht gewesen. In jedem Augenblick sah er, was mit ihm vorging: er liebte einen kleinen glänzenden Käfer, der nichts war und alles bedeutete. Auch jetzt wußte er wohl, daß nur Geringes geschehen war: jemand hatte ein Insekt zertreten. Klar hätte er zu sagen vermocht: was da geschehen ist, daß einer einem wehrlosen Gefangenen die eine, einzige, armselige Freude vernichtet, ohne Sinn, nur um wehezutun, das ist kein großes Ereignis. Aber dieses Ereignis bedeutet alles, was auf der Erde hassenswert ist, verachtenswert, vertilgenswert. Niemals ist auf Erden etwas Geringeres, Unbedeutenderes geschehen und niemals etwas Größeres und Böseres und Schauerlicheres. Und wenn ich diesen Wächter töte, wenn ich diesem Niedrigsten der Niedrigen den gemeinen Hals zudrücke oder ihm ein Messer in den Schlund stoße, so töte ich den Teufel, so zertrete ich der Schlange den Kopf, und darum muß es geschehen, und darum wird es geschehen, und darum weiß ich nicht und will nicht wissen, was jenseits dieser Tat für mich liegt, und darum hungere ich nach ihr und

darum giere ich nach ihr, und darum vollführe ich sie. Amen. Amen. Amen.

II

Johannes Albrecht ging durch die Straßen des Außenquartiers der Stadtmitte zu, suchend, auf ungefährem Wege. Seine Kleider saßen ihm ungewohnt locker am Leibe, nur die Stiefel schienen ihm schwer. Der Filzhut schwankte unsicher auf seinem geschorenen Haupt. In der Hand trug er einen kleinen Lederkoffer.

Es war ein schöner, mildsonniger Herbstmorgen, und sogar hier draußen hatte die Stadt ein freundliches Gesicht. Die Menschen sahen lustig aus, und die sausenden Wagen der elektrischen Bahn klingelten hell. Schon nach ein paar Ecken glaubte Johannes weit gegangen zu sein, hier dachte wohl keiner mehr daran, woher er kommen könne. Und ohne seinen Hut abzunehmen, hielt er einen jungen Menschen an und fragte ihn nach der Uhr. „Vielleicht würden Sie mir auch das Datum sagen?" fügte er mit leiser Stimme hinzu. Der Andere stutzte. „Der neunundzwanzigste September ist," sagte er und machte, daß er davonkam.

So hatten sie ihn zwei Tage vor der Zeit entlassen. Ein sonderbares Geschenk war das eigentlich nach diesen zwei Jahren. Und nachdenklich ging er weiter. Schließlich stand er mit seinem Köfferchen, das er eng an sich drückte,

auf der vordern Plattform eines elektrischen Wagens. Leute stiegen auf und sprangen ab, keiner beachtete ihn, das Gewühl auf den Straßen wurde immer heiterer und dichter. Lange folgte er mit den Blicken einem Handkarren, der an einer Ecke stand, ganz voll mit herrlichen Pfirsichen. Jeder konnte dort hintreten und sich für ein wenig Geld von den schönen Früchten kaufen. Er blickte in seinen Geldbeutel, in dem zusammengefaltet eine größere Summe lag. Er hatte sich wohl versehen — damals.

Vielleicht war der Wagen mit den Pfirsichen die Ursache, daß er am großen Marktplatz ausstieg und sich in einem der alten Gasthöfe, die dort liegen, ein Zimmer anweisen ließ. Er stieg mit dem Hausknecht die schmale, gewundene Treppe empor, auf der es nach Gemüse und nach verschüttetem Landwein roch, und stand dann hoch, fast unterm Giebel, in einer einfachen Stube. Noch einmal wurde er gestört. Es war wieder der Hausknecht, keuchend, mit einem Anmeldezettel in der Hand. Johannes Albrecht füllte ihn umständlich aus und benutzte dabei, ohne nachzudenken, einen erfundenen Namen, den einer fremden Stadt und willkürliche Daten. Er merkte, wie ihm die Buchstaben fremder waren nach der langen Entwöhnung.

Dann ging er daran, seinen kleinen leichten Koffer auszupacken, und es wurde ihm seltsam zu Mut, als er die Wäschestücke herausnahm und die zwei Bürsten und die Seife und den Kamm und einen kleinen Spiegel und das Rasierzeug und alles, was da so sorgfältig zusammen-

geschichtet lag, wie für eine Vergnügungsreise von zwei Tagen. Dort im Hause war ihm nichts gelassen worden von dem Mitgebrachten. Unberührt hatte das Köfferchen siebenhundert Tage lang im Speicherraum gestanden, versehen mit einem Zettel, der eine Zellennummer trug und ein Datum.

Der träge Gedanke kam ihm in der Betäubung des neuen Tages, als sei nicht nur sein Koffer, als sei auch er diese ganze Zeit über beiseite gestellt gewesen, habe gewartet und keinerlei Existenz geführt, und als müsse es nun möglich sein, am gleichen Punkte das Lebensseil wieder anzuknüpfen.

War das so? Nein, das war nicht so.

12

Er trat ans offene Fenster und legte beide Hände um das Eisen der niedern Balustrade. Drunten war freudiges Gewühl von Farben und Schällen. Der Platz zwischen dem alten, gezackten Rathaus und der ungleichen Häuserreihe, zu der sein Gasthof gehörte, war ganz bedeckt vom Durcheinander des Markttags, in der durchsonnten Kühle bewegten sich die Menschen heiter zu ihren Geschäften, von Früchten und Blumen und blättrigen Pflanzen leuchteten alle Verkaufsstände, Freundlichkeit herrschte, Mangel war fern, und das Leben schien leicht.

Deutlich und nahe lag dies alles vor Johannes da und

gleichwohl von ihm abgetrennt, nicht zu ergreifen, nicht als Realität, in die man mit wenigen Schritten gelangen konnte. Dies war die Welt, die wirkliche, dies war das Menschendasein, aber er hatte nicht Teil daran, noch nicht. Wäre er die alte Gasthausstiege hinuntergegangen auf diesen sonnigen Platz, gewiß wäre dies alles vor ihm zurückgewichen, und in der Ferne hätte das heitere Getriebe weitergespielt.

Schöne Früchte waren da; welch gütiges, reiches Werk hatte die Sonne getan, während er selber vor ihr verbannt war. Solch eine schöne Frucht war aufgespeichertes, festgewordenes Sonnenlicht, das konnte er sich nicht kaufen — noch nicht! Da stand auch wieder ein Korb mit Pfirsichen. Ein Pfirsich, das war die Vollendung. Die Natur wollte einmal zeigen, wie groß und herrlich sie sei, und da brachte sie spielend das Köstlichste hervor: einen Pfirsich oder einen Schwan oder ein rosiges Stück Kristall. In der Schule, einst, hatte man ihn gelehrt, was das Wort Pfirsich besage. Persische Frucht besagte es. Persien! Sein Traum von Meerfahrt, Fremde und südlicher Glut zog hinter Schleiern an Johannes vorüber. Noch durfte er die Hände nicht ausstrecken, um den Schleier zu zerteilen, aber die Stunde war nahe.

Er ermunterte sich und blickte gesammelter in die ausgebreitete Fröhlichkeit. Da sah er an einem der Verkaufsstände den Händler mit seinem Hunde spielen. Es war ein gesunder Mann von fünfzig Jahren, in einem wollenen

Kittel und mit einer Wollmütze auf dem Schädel; der Hund ein kleiner lustiger Scherenschleifer, mit viel zu großen, hängenden Ohren und einem zu langen Schwanz. Er hatte sich an einem Gemüsekorb in die Höhe gerichtet, und der Händler neckte ihn mit einem Bündel Mohrrüben. Der Schwarze ging auf den Scherz ein, bald erhob er das rechte und bald das linke seiner kurzen Vorderbeine und patschte mit der Pfote drollig nach dem gelben Bund. Mit einem Mal aber warf sein Herr die Rüben fort, packte den Kleinen fest beim einen Ohr und lachte ihm mit einer freundlichen Grimasse ganz nahe in sein schwarzes Gesicht. Da riß der sich los und fing an, aus Leibeskräften bellend und juchzend einen Freudentanz um den Verkaufsstand auszuführen.

Dies aber sah Johannes bereits nicht mehr. Wie er das Hündchen spielend die kurzen Vorderglieder bewegen sah, war mit einem Mal der Schleier vor seinen Augen zerrissen, sein wahrer Zustand war hergestellt, er wußte was ihn noch von der Welt und von der Zukunft trennte. Er hörte jenes Knirschen auf dem Steinboden, er hörte jene mitleidlosen, unsagbar gemeinen Worte, er sah jene gelben Augen und sah jenen Mannsstiefel in seiner Drehung. Die Welt war wieder voll vom Pesthauch des bösesten, des untersten Menschen und Johannes' Blut wieder angefüllt mit dem ungeheuersten Haß und unbeirrbarer Rachgier. Kein Einwand, keine Überlegung, keine Voraussicht konnte standhalten vor diesem Stärksten, vor

dieser Notwendigkeit. Eher mochte man ein Seil ausspannen, um das Meer zu dämmen.

„Ich werde ihn töten," sagte er vor sich hin. Zum ersten Mal sprach er aus, was er seit Wochen wußte und wollte. Behutsam schloß er das Fenster und verriegelte die Tür, als könnte einer von draußen in seine Gedanken einbrechen. Dann ließ er sich in der Mitte der Kammer am leeren Tische nieder, stützte die Stirn in die Hand und begann ruhig, geordnet, zu planen.

13

Am nächsten Tage hatte er ein ausführliches Gespräch auf dem Auswanderungsbureau. Von dort begab er sich nach dem Konsulat jenes südamerikanischen Staates und wurde von dem Beamten, einem deutschen Herrn in vorgerückten Jahren, höflich belehrt. Dann erst löste er seine Schiffskarte für ein nicht sehr entferntes Datum und ordnete auch das Nötige in dem Lagerraum, wo seine Habe verwahrt wurde.

Am Abend begann er seine Nachforschungen. Allein es bedurfte verschiedener und methodischer Streifzüge, um seine Tat unfehlbar vorzubereiten.

Nicht ferne von dem Zuchthaus, ein kleines Stück weiter draußen an der halberstellten Vorstadtstraße, befand sich die Wirtschaft „Zur Eintracht". Sie war der Erholungsort für das Wachtpersonal. Hier saßen die

Wärter beieinander, bei Bier und Skat, aus dieser niedrigen und muffigen Schankstube, darin es ihnen wohl war, kehrten sie zurück zum korrekten Dienst oder zur feigen Befriedigung ihrer bösen Triebe. Abende lang umstreifte Johannes den Ort, zweimal auch kehrte er hier ein, trank unerkannt und still seinen Schoppen und hörte die einfältigen Reden der Kerkermeister. Nach diesen Reden hätten sie ebensogut Hutmacher sein können oder Steuerboten oder Zigarrenverkäufer.

Mit einer besondern Sorgfalt studierte er den Weg, der zum Gefängnis zurückführte. War man die Straße stadtwärts ein Stückchen hinaufgegangen, so bog zur Linken eine schmale Gasse ab, die zwischen der äußern Zuchthausmauer und einem langen, schwarzen Lagerschuppen hindurchleitete. Auf diesem Pfad gelangten die Wärter an den hintern Eingang zur Anstalt.

Johannes kannte die Tageseinteilung des Hauses, auch den Turnus jener abendlichen Erholung im Wirtshaus hatte er rasch festgestellt, es galt nur das Eine: den Verurteilten ohne Begleitung zu treffen. Um sicher zu gehen, lauerte er ihm probeweise auf.

Gegen die neunte Stunde war er in der Gasse. Er stand in der Türnische des Schuppens, eng in die Finsternis gedrückt, und wartete. Ein Stück von ihm entfernt brannte an einem Eisenarm, der aus der Zuchthausmauer ragte, trüb eine Öllaterne. Jeder, der sich von der Straße her näherte, war deutlich zu erkennen. Ein Wärter kam

bald, ein großer hagerer Mann: wie er unter dem Lampenlicht hindurchschritt, unterschied Johannes den freundlichen und ernsten Ausdruck seines langen Gesichts.

Warum konnte der nicht mein Kerkermeister sein, dachte er ruhig, dann läge jetzt nicht der furchtbare Druck auf meinem Herzen. Der Mann ging stetigen Schrittes vorüber, dort an der Pforte läutete er, ihm wurde geöffnet, und die Tür fiel zu.

„Ja, den hätte ich nicht töten müssen," sagte der Lauscher vor sich hin. Er dachte dies mit einem stillen Bedauern über das ihm selber auferlegte Schicksal, aber ohne jedes Mitleid mit dem Verdammten. Was er vorhatte, war ja nicht das Ergebnis eines Entschlusses, der auch zu ändern war; hier gab es keine Wahl. Jener Mensch, der unnennbar Böse, er stand zwischen Johannes und der Welt. Es war nicht möglich, auch nur einen Schritt in das Dasein hinauszutun, ehe diese Wand niedergerissen war. Eigentlich stand sie gar nicht außerhalb, diese Wand, sie war nicht ein Stück Mann, das unter dem freien Himmel aufragte, sie stand in Albrechts Blut als ein furchtbar dicker Klumpen oder Knollen von Haß und Ekel und Verachtung. Ihm war es all die Tage, als lebe er nur auf Bedingung und Frist, als sei ihm nur eben so viel Kraft gelassen, um die Tat zu tun, und als werde er erst dann, wenn der Klumpen zerstört und fortgewaschen sei, frei wieder atmen und schlucken und wollen und lieben

können, als werde erst dann wieder sein Blut ruhig und milde durch den ganzen Körper kreisen.

Ihm fiel ein, wie ehemals daheim einer seiner Schulkameraden schwer krank gewesen war; der Arzt hatte von einer Blutvergiftung gesprochen und hatte dem Buben eine Silberlösung durch die Adern geleitet, da war der genesen. Johannes erinnerte sich deutlich an den Eindruck, den ihm das damals gemacht hatte, wie in seiner Vorstellung ein mattschimmernder, kühlender Silberstrom Jenem durchs Blut floß und alle giftigen Keime sanft mit sich fortnahm und tilgte. Ja, so würde auch ihm zu Mute sein, wenn die Tat vollbracht war.

In diesem Augenblick sah er sein Opfer kommen. Kurze, stampfende Schritte bogen in die Gasse ein, und schon erblickte Albrecht dort unter der Laterne, für einen Augenblick hell beleuchtet, das platte, gemeine Gesicht, die Augen, den Schnauzbart, die Kinnlade. Rasch kam er näher, ahnungslos und singend. Johannes hörte die Worte eines Gassenhauers in der furchtbaren Stimme.

„Es braucht ja nicht grade Flanell sein," sang er und war an Albrechts regloser Person schon vorüber.

„Es kann ja auch eventuell sein," hörte Johannes noch. Ein Lachen packte ihn über die Sinnlosigkeit dieses Textes, den der bösartige Dummkopf gewiß entstellte; voll Hohn und Haß und triumphierender Wollust lachte er lautlos, weil der da in vergnügter Stumpfheit so Schulter gegen Schulter an seinem eisernen Schicksal vorüberstreifte.

Es läutete da hinten, es ward aufgetan, und dumpf donnernd schlug hinter dem dort die Pforte zu.

14

Am andern Morgen fuhr er mit der Kleinbahn hinaus. Es ging erst durch die häßlichen Siedelungen der Bannmeile, dann eine schwache Stunde durch freundliches, welliges Land. Er verließ den Zug und schritt auf der Landstraße gegen Hochberg.

Herbstlich braun und verlassen lagen die Felder in der klaren Luft, Johannes schritt fast behaglich aus in seiner dunklen, wärmenden Kleidung. Nicht lange und er stand an der Stelle, wo sacht aufwärtsführend die Seitenstraße nach Hochberg abbiegt.

Hier war es, dachte Johannes Albrecht und blickte auf das leere, schweigende Feld, auf die Bodenwelle, die damals voll von reifem Korn gewesen war, und an der sich sein Schicksal entschieden hatte.

Wäre ich ein Stündchen später gegangen, dachte er, mein Leben würde sich nicht verändert haben. Oder hätte ich einen andern Weg genommen, oder wäre es weniger heiß gewesen, oder hätte das Kind daheim Kartoffeln schälen müssen. An solchen Umständen hängt nun ein Dasein. Ein Zufall alles, ein Zufall bös und gut!

Aber während er so dachte und auf die verlassenen Stoppeln hinsah, da wußte er auch schon, daß es töricht

war, von Zufall zu sprechen. Es war ja gar nicht möglich, jenes Ereignis und diese zwei Jahre in Gedanken zu tilgen, sein Leben war magisch gewiesen, magisch gebogen worden, nach dunkler gewaltiger Satzung. Hatte er denn auch nur die Fähigkeit, das Geschehene anders zu wünschen, sagte nicht ein geheimer Instinkt in seiner Brust Ja und Willkommen zu jeder Wandlung, zu jedem Geschick? Erlebte er nicht gefaßt und bejahend seinen Fall und seine Strafe, den Kerker und die neue Freiheit, das Heimatloswerden und die Grüße des Unbekannten? Willkommen Bös und Gut!

Doch nicht willkommen! Eins nicht: nicht der Abgrund des Herzens, nicht das Gemeine, nicht das Grausame, nicht der hämische Teufel, nicht der, der den Wehrlosen martert. Alles, alles, alles ist hinzunehmen, ist zu ertragen, ist gutzuheißen, alles läßt sich umfassen mit Freundschaftsarmen, alles sich einschließen in eine schicksalbereite Brust: tiefer Sturz und Elend und Hunger und Schmerz und Verlassenheit und Verlorenheit und Verstoßenheit, aber dies nicht, Jener nicht, Er nicht! Vor Johannes' Augen wallte roter Dunst auf. Er sah die Stelle seines Schicksals nicht mehr, sie war ihm nichts mehr.

Er machte sich frei und schritt den Weg nach Hochberg hinauf. Im Orte fragte er nach dem Hause des Bauern und ging durch die Straßen, von niemand beachtet. Wenige hatten ihn hier gekannt; und die Menschen ver-

gessen. Bald stand er vor dem Hof, der nicht besonders stattlich war und nicht ärmlich.

In der Stube saß der Bauer am Tische. Johannes nannte seinen Namen, ohne Erregung, aber auf einen übeln Empfang gefaßt. Es geschah jedoch nichts. „Ja," sagte der Mann nur, „was ist denn?"

Johannes trug mit kurzen Worten seine Frage vor.

„Ja," sagte der Bauer und war noch immer nicht aufgestanden, „da weiß ich nicht. Die Geschichte ist ja vergessen, es wär' vielleicht nicht gut, wenn man da wieder anfinge. Und zu Ihrem Amt werden Sie ja auch nimmer kommen?"

„Nein, freilich," sagte Albrecht und blickte auf den ruhigen Mann. Wo war dessen Zorn hin, der ihn in die Verbrecherzelle geschleudert hatte? Zwei Jahre waren die Ewigkeit. War einer noch der gleiche Mensch nach zwei Jahren? Er selber fühlte ja nichts beim Anblick des einstigen Feindes.

„Möchten Sie die Johanna sehen?" fragte der nun, „ich kann sie Ihnen rufen." Er stand auf und ging über den Hof zum Eingang des Schuppens, Johannes sah durchs Fenster, wie er dort stehen blieb und ins Tor hineinsprach.

Johanna hieß sie. Das hatte Johannes Albrecht vergessen gehabt oder niemals gewußt. Aber nun schien es ihm, als könne schon dieser Namensgleichheit wegen gar keine Verbindung zustande kommen. Es war gewiß nicht

vernünftig, aber ihm schien die Unmöglichkeit durch diesen Umstand besiegelt. Dies war ihm nicht bestimmt.

Das Mädchen trat ein mit dem Vater. Albrecht hätte sie schwerlich wiedererkannt, sie wäre ihm vermutlich nicht einmal aufgefallen in einer Schar von anderen. Er sah ein hochaufgeschossenes Ding, nicht hübsch, nicht häßlich, auch nicht besonders braun von Haut nun im Herbste, während seine Erinnerung sich doch gerade an dieser Gebräuntheit solange festgehalten hatte. Verlegen stand sie da, blickte seitwärts, und legte ihre Hand in die seine.

Er sagte: „Ich möchte Sie um Verzeihung bitten wegen damals, Fräulein Johanna."

Sie wußte ganz offenbar nichts zu sagen und murmelte schließlich, halb unverständlich:

„Es war nicht so schlimm."

„Ich habe Ihrem Vater schon gesagt, daß ich gern alles an Ihnen gutmachen möchte. Ich habe gefragt, ob er doch vielleicht will, daß wir uns heiraten."

Sie blickte ihn zum ersten Mal an; auch sie hatte ihn ja niemals recht gesehen, und wunderte sich wohl über das ernste, schmale Männergesicht. Dann murmelte sie:

„Ich weiß nicht, Herr Albrecht. Die Leute haben's schon beinahe vergessen."

„Es ist auch noch ein Anderer da, der sie heiraten will," sagte der Vater von seinem Stuhl her, „sie ist bloß noch zu jung, erst siebzehn."

„So," sagte Albrecht, „da wünsche ich Glück. Es ist

schön, daß ich Ihnen doch nicht Ihr Leben verdorben habe. Ich habe viel an Sie denken müssen, Fräulein Johanna, dort."

Sie ließ nun die Augen fest auf ihm haften. „Haben Sie's sehr arg gehabt?" fragte sie leise.

„Ach nein," sagte er vage. Und dann brachte er, völlig frei nun und mit seinen Gedanken schon kaum mehr in dieser Stube, sein anderes Anerbieten vor, nannte die Summe und fragte zweimal, ob dies so recht sei. Johanna schaute ihn neugierig und töricht an bei seinen Worten, aber der Vater ließ sich alles mehrmals auseinandersetzen, ohne Dank und ohne Erstaunen, so, als handelte es sich um eine Sache, auf die er lange mit Anspruch gerechnet hätte. Als dies erledigt war, stockte das Gespräch.

„Die Frau und mein Sohn sind in Lengenau auf dem Markt," sagte der Vater endlich. „Aber mögen Sie nicht einen Kaffee, Herr Albrecht?"

Johannes lehnte ab, allein das Mädchen war schon draußen, froh offenbar, daß die Situation sich auflöste. Nach wenigen Minuten kam sie zurück, mit Kannen und einer Tasse und mit einer Art von sehr weißem Brotkuchen, einem dicken, duftenden Laib. Johannes aß und trank, und die Beiden sahen ihm zu. Gesprochen wurde fast nichts mehr, denn man hatte sich nichts mehr zu sagen.

Schließlich zog Albrecht sein Fahrplanheft aus der Tasche. „Wenn ich Sie hinfahre, dann kriegen Sie noch

den Zug um drei Uhr sechzehn," sagte der Bauer. Wieder versuchte Johannes abzulehnen, mit ein wenig trübem Spott im Herzen. Aber wieder war der Bauer schon auf dem Weg, um einzuspannen.

„Vater, ich fahr' mit," rief ihm die Tochter nach.

So fuhren sie denn zur Station; vorne rauchend der Mann, neben ihm das Mädel, auf der hinteren Bank Johannes, ganz allein, als ein Herr. Er blickte auf den Rücken des Bauern, auf den schmäleren der Tochter im Umschlagtuch und auf ihren mit gelben Blumen geschmückten Hut, den sie ihm zu Ehren aufgesetzt hatte, und der tellerartig und ungeschickt ganz oben auf ihrem Kopfe schwankte.

So fuhren sie durchs Dorf, so fuhren sie die Zweigstraße hinunter. Sie kamen zur Kreuzungsstelle, sie kamen zu jenem welligen Feld. Aber weder Vater noch Tochter blickten nach dem brachen Stück Land hinüber, das ihnen gehörte, und Johannes, der nun in seinen Gedanken vorgeneigten Hauptes dasaß, merkte erst lange Zeit später, daß sie vorüber waren.

15

Um fünf Uhr war er wieder in seinem Gasthof, um acht machte er sich durch die Dämmerung der Straßen auf seinen Weg. Er spürte den mildkühlen Abend nicht, er sah nichts vom Treiben der Menschen, die ihrer Berufs-

last ledig sich auf Genuß oder Ruhe freuten. Er wanderte zu Fuß die weite Strecke, um seinen Gliedern Beschäftigung zu geben, und mußte sich zügeln, um nicht nach dem Ziele zu rasen.

Alle die Tage ja hatte er sich gezügelt und bezwungen, hatte er die in ihm wühlende Glut zugeschüttet und niedergehalten, um mit Fassung das Notwendige zu ordnen. Nun aber, da er der Flamme ihren Raub freigab, da sie aufzüngeln und verzehren durfte, nun bedeutete jeder Augenblick des Wartens Krampf und Qual. Nun war sein Körper nichts anderes mehr als ein Gefäß der Rache, sein Auge nur spähende Angel, seine Hand nur sichere Waffe und Tod. Ein peinvoll sehrendes Verlangen war sein ganzes Ich. So giert der vom Schmerz Gefolterte nach dem Ende seiner Not, so der rasend Verliebte nach dem einen Leibe, so der Verschmachtende im kochenden Wüstenbrand nach dem Trunk, der nicht kommen kann. Sein Trunk aber war bereit, er war ihm gewiß, dies tobende Fieber war zu stillen, und die Stillung war nahe.

Nun rannte er doch und war an seinem Ziel, lang ehe es klug war, dort zu sein. Aber schon deckte die frühe Nacht ihn völlig zu, reglos stand er in seiner Nische, und endlich beruhigte sich auch sein Atem und sein tobendes Herz, so daß er in die Stille hinaushorchen konnte. Niemand ging vorbei, traurig stand die Gefängnismauer, die Laterne schimmerte öd.

Albrecht fühlte in seiner Tasche nach dem griffesten

Messer, und wie die Hand es fand, wußte er auch schon, daß er es nicht gebrauchen werde. Kein Drittes sollte zwischen seinem lebendigen Ich, das sich rächte, und jener Fratze stehen, nichts, auch kein Eisen.

„Ich erwürge ihn," sagte er flüsternd vor sich hin. Er ballte im Finstern die rechte Faust mit aller Kraft, die ihn erfüllte. „Ich bin stark, einen Steinblock könnte ich zerspalten," sprach er wieder, aber er wußte nicht, ob seine Lippen die Worte ausgebildet hatten.

Ihm fiel ein, daß er nun seinen Plan doch nicht befolge. In seinem Zimmer am Markt lagen die Gegenstände zur Vermummung, lag ein falscher Bart, den er sich vorsorglich beschafft, lag überdies eine Larve aus schwarzem Stoff. Aber wäre auch beides nicht einfach vergessen gewesen, er hätte es doch nicht brauchen mögen. Er stand seinem Schicksal gegenüber am großen Tag, am Tag der Erfüllung: er hätte ihm nackt gegenüberstehen mögen.

Mit wilder Klarheit horchte er nach rückwärts in die Zeit. Als spräche die gemeine Stimme an seinem Ohr, ihm geradeswegs ins Hirn hinein, so hörte er sie:

Dir wird man's beibringen, dich zu amüsieren, du Saujgel. Dir wird man dafür tun. Marsch, putz es auf . . . Und das Knirschen.

Da kamen Schritte in die Gasse, wirr und ungleich. Und Albrecht sah beim Laternenschein zwei der Zuchthausbeamten redend miteinander nach Hause gehen.

Er erblickte den mit dem langen, menschlichen Gesicht

und einen Unbekannten. Sie waren vorüber, läuteten, verschwanden.

Wenn nun auch Jener nicht allein kam? Wie leicht war dies doch möglich, trotz aller Voraussicht. Nein, es schien nur möglich, es würde nicht sein. Die ungeheuere, unwiederbringliche Anspannung dieser Stunden, nie und nimmer konnte sie verloren sein. So wurde nicht verschwendet in der Welt.

Von diesem Augenblick an stand er in völliger Festigkeit da, in der Stille des Todes, und harrte. Er war ein eiserner Muskel, nichts anderes mehr, und völlig, völlig bereit.

16

Er kam. Der Schritt erklang, den Johannes aus öder Kerkerzeit kannte, gehackt, hart und feindselig. Ja, da kam er, allein. Johannes sah ihn unter der Laterne hindurchgehen, nun hatte er noch zwanzig Schritte zu tun, nun noch fünf. Johannes stand und war ein Werkzeug, eine Zange, bereit zu schnappen und zu packen. Ja, nun hatte er ihn, gelobt sei der Himmel, endlich, endlich!

Mit einem Ruck, einem Sprung war er aus dem Versteck heraus, hatte mit seinen beiden Händen den Feind an der Kehle und riß ihn herum. Der wollte aufschreien im grausigen Schreck, aber der Laut ward ihm hinuntergepreßt, er schlug um sich, wollte greifen, wollte treffen, aber die steinernen Fäuste hielten ihn würgend in der Ent-

fernung, und seine kurzen Arme hieben die Luft. Die Uniformmütze war zu Boden gefallen, der Schein der Laterne fiel grell auf das kurze Haar, das sich borstig zu sträuben schien, und auf das verzerrte Gesicht.

Und Johannes sah ihn. Wohl war seine ganze Kraft in der Klammer seiner Fäuste versammelt, aber sein Auge blieb klar, und sein Geist erkannte, in finsterer Ruhe.

Schweigen herrschte. Kaum drang ein Gurgeln aus der Kehle des Menschen, ein Piepsen gleich dem einer Maus, gleich dem eines ganz kleinen Tiers war alles, was er hervorbrachte. Sein kleiner Mund stand offen als ein rundes Loch, und zwischen den spitzigen schmutzigen Zähnen bewegte sich rastlos, eilfertig die Zunge. Die flachen Augen aber, sie traten hervor, sie hingen hervor, es war, als müßten sie überlaufen und ausrinnen in der nächsten Sekunde. Johannes sah das alles, er sah den Menschen da vor sich schwanken, wanken, er wußte, daß Ohnmacht und Ende nur noch das Werk einer kürzesten Spanne sei, und daß seine Kraft wohl genüge, um dies Ende zu erreichen. Nein, er würde nicht erlahmen. Hier stand, mit den Fäusten an der Gurgel des Bösen, mehr als ein einzelner Mensch, der sich rächte!

In Johannes' Herzen war lastende Stille. Der Druck, der ungeheure, schmerzhafte Druck, der Drang nach Erlösung durch die rächende Tat, er war noch immer da; um ihn abzuwerfen, brauchte es Tod, letztes Röcheln, letzte Zuckung. Diese wilde, dumpfe Sehnsucht war es, die

seinen würgenden Fäusten die Kraft gab. Ja, nun hieß es zu Ende pressen, nun hieß es abschließen, nun hieß es töten.

Und da fing Johannes an zu reden. Über die ausgereckten Rächerarme hinweg sprach er dem Andern in seine gemarterte Fratze hinein, mit klarer, kalter, gebändigter Stimme, und hörte sich selbst in seltsamer Fremdheit.

„Habe ich dich, habe ich dich, du! Weißt du, wer ich bin? Du mußt sterben. Siehst du, was ich mit dir tue! Mit meinen Fäusten presse ich dir das Leben aus. Nur ein paar Augenblicke lebst du noch, und die sind schrecklich. Aber lange nicht schrecklich genug. Denn du bist ja ein Teufel, das unterste gemeinste Geschöpf bist du! Ein Stück Schuft, so grausig, so scheußlich, daß es keine Strafe für dich gibt. Totwürgen ist ja nicht genug, nichts ist genug für dich. Jedes Glied müßte man dir einzeln zerbrechen, die Haut müßte man dir in Riemen zerschneiden, das Fleisch müßte man dir mit Zangen herausreißen, du Quäler, du Henker, du feiger gemeiner Schinderknecht! Was haben sie dir getan, die dort büßen, was habe ich dir getan? Meinst du denn, du Teufel, es gäbe in dieser Welt gar keine Gerechtigkeit? Meinst du denn, dir ginge alles so hin? Aber du bist am Ende. Du hast zu viel getan. Du bist ja gar kein Mensch, du bist ja die Schlange, du bist ja alles Elende und Schlechte in der Welt, von deinem Pesthauch, du Stück Aas, ist ja die Welt voll, man kann

ja nicht mehr atmen, solang du noch da bist! Aber ich lösche dich aus, ich würge dich ab, du darfst nicht mehr sein!"

Er mußte sich nach vorwärts beugen und merkte, daß der Andere in die Knie gebrochen war. Er lag da vor ihm, das purpurrote Gesicht in viehischer Verzweiflung nach oben gewendet, die Augen verdreht, halb gebrochen schon, den lechzenden Mund offen mit weit hervorleckender Zunge. Johannes sah ihn, unerschüttert, ungerührt, ja mit steigender Wut. Er versuchte, den Druck seiner tödlichen Fäuste noch zu verstärken, alle Gewalt des Hasses, der Verachtung, der überstandenen Leiden preßte er in sie hinein. Und niedergebückt spie er seine Worte gegen die sterbende Larve, nun nicht mehr klar, nun nicht mehr gebändigt, sondern mit einer unmenschlichen Stimme, die kreischte und umschlug.

„Kennst du mich noch, du, kennst du mich noch, oder bist du hinüber? Augen auf, sieh mich! Ich bin's, den du gemartert hast, und der dich nun abtut! Ich, der Sträfling aus der Zelle dreiundneunzig. Weißt du noch, die Vögel, die Singvögel? Ja, ich habe sie singen hören, die kleinen Vögel, ja, mich hat das gefreut, mich, der dich jetzt ermordet, hat das gefreut. Und da bist du hingegangen und hast mir die Luke zugeschlagen, und weil man's doch noch gehört hat, bist du zum Direktor gelaufen und hast mich in ein anderes Loch gesperrt. Und du hast mich gestoßen und du hast mich gepufft und du hast mich an-

geschrien und du hast mich ausgehöhnt und du hast mir das Essen hingeschmissen und du hast mich beschmutzt und du hast mich geplagt und gefoltert — mich, einen wehrlosen Mann, einen wehrlosen, wehrlosen Mann. Da, verrecke, da würge, da schnappe nach Luft, nach deinem letzten Maulvoll Luft! Da da da, spürst du mich? Aber du sollst auch genau wissen, wofür du stirbst. Soll ich dir's sagen? Für einen Käfer stirbst du, für einen kleinen Käfer . . . War ich denn nicht ein armer, armer Mensch? Ich hatte ja nichts auf der Welt. Ich war ja nahe daran, verrückt zu werden. Noch einen Tag oder zwei, und ich wäre gewiß verrückt geworden. Und da kam eine kleine Freude für mich, eine Rettung. Was war's denn für eine Freude, du! Ein Käfer war's, ein Insekt, ein Ding so klein, kaum zu sehen. Und das hatte ich lieb, und auf das freute ich mich, und mit dem spielte ich und sprach ich und brachte es fertig, daß es mich kannte, und dieses armselige Ding war meine ganze Welt, das war mein Alles, ich armer armer Mensch! Und das hast du mir genommen, das, das hast du auf den Boden geschmissen und hast es zertreten mit deinem gemeinen dreckigen Mannsstiefel! Ist so etwas möglich, ist so einer wie du geschaffen von Gott, darf der leben? Nein. Der muß weg. Dem sein Atem muß still sein. Da gib ihn her, deinen Atem, den letzten . . ."

Und immer die Marmorfäuste um die Gurgel des verlöschenden Henkers, zischte er ihm in grausiger Nachäffung mit dessen einstigem Tonfall ins Gesicht:

„Was hast du denn da? Gib's her, was du hast. Dir bringt man's noch bei. Da, putz es auf!"

Mit einem Mal aber, mitten im Donner und Dunst seiner Rache, geschah das Große mit Johannes Albrecht, das Göttliche geschah mit ihm. Er sah, wie der Mensch da unter ihm in seiner Agonie schwach, bewußtlos, versinkend, seine beiden Arme bewegte. Er sah diese beiden kurzen Arme hilfeheischend, gnadeflehend, mit unsicheren, armseligen Bewegungen sich rühren, zwei Taster eines vergehenden Wesens. So winkt ein krankes Kind verlangend mit den Ärmchen, so regt eine kleine, unbewußte Kreatur die dünnen Glieder.

Durch Johannes' Hirn und Leib und Hände ging ein Strom, ein milder, lösender, erlösender Strom. Sein Griff lockerte sich und gab frei, seine Muskeln alle spannten sich ab, durch seine Brust wehte es wie kühle Luft von Meer und Sternen. Und während der Mensch drunten lautlos nach vorn sank, richtete sich Johannes empor, er atmete tief, ein Zucken wie von Weinen oder Lächeln lief über sein mageres Gesicht, er lehnte sich aufrecht an die Gefängnismauer.

So stand er, die todbringenden Hände flach auf die eigene Brust gepreßt. Nur wenige Augenblicke stand er so, Augenblicke, die eine unbestimmbar kurze oder lange Zeit für ihn währten, und eine unfaßbar mächtige, milde Erneuerung durchströmte mit ihrer Silberflut sein erlöstes Ich. Er vermochte nicht zu denken, später, später würde

er denken können, er gab sich hin und wurde durchwallt und wurde geheilt, und ein Glück ohne Namen war sein, Erleuchtung, Befreiung und Barmherzigkeit.

Er öffnete seine Augen und beugte sich nieder zu dem, der da auf dem Antlitz lag. Sanft nahm er ihn bei den Schultern und richtete ihn auf. Die Brust des Mannes hob sich, seine Züge, bei noch geschlossenen Lidern, waren in Regung. Johannes kniete neben ihm nieder, lehnte den schweren Leib in seinen Arm und blickte den Zurückkehrenden an. Das öde Licht der Laterne beschien ihn.

Albrecht hielt diesen Körper mit Händen, die sich nicht erinnerten, er sah diesen Mann mit Augen an, die ihn nie gesehen hatten. Ein armes seltsames Mündchen stand halb offen in diesem Gesicht, ein Kindermündchen mit kleinen spitzen Zähnchen, dessen untere Lippe wehmütig herabhing.

Er begann mit vorsichtigen Fingern die Schläfen des Mannes zu massieren, während sein linker Arm ihn stetig stützte. Und nach wenigen Strichen schon öffnete Jener die Augen. Sie waren trübe, sahen noch nichts und schlossen sich wieder. Er gurgelte und röchelte. Johannes fuhr fort in seiner Mühe, langsam, methodisch, genau, als wäre er allein auf der Welt mit diesem Erwachenden, als führte nirgendwo ein Weg in die Straßen der Menschen. Manchmal nur mußte er innehalten und aufatmen, um einer Glückseligkeit Herr zu werden, die ihn schwach machen wollte.

Und plötzlich merkte er, daß Jener ihn ansah, daß das Leben völlig in ihn zurückgekehrt war. Er fühlte einen Widerstand im ganzen Leib des Gekräftigten, er ließ ihn los, stand langsam auf und trat ein wenig zurück. Im Blick des Andern erkannte er die Todesangst, gerne hätte er ihn beruhigt, ihn getröstet, aber er wußte, daß dies nicht sein konnte, und ließ ihn lächelnd, verzichtend, gewähren.

Da erhob auch Jener sich, mit Wanken. Er lehnte sich drüben an die Mauer des Schuppens, immer weit offenen Blicks, die Hände hinter sich gespreizt. Und so begann er, sich davonzutasten, immer noch gewärtig, sein Überwinder werde ihm folgen, schob er sich langsam davon, in der Richtung der Pforte. Da ging auch Johannes hinweg, sinnend, versunken, noch seines neuen Zustands nicht mächtig — in der Richtung der Welt.

17

Wohl wendeten sich, während er dahinging gegen die Mitte der Stadt, seine Gedanken auf den Zurückbleibenden, mit sanftem Erbarmen und mit der Freude, daß Jener noch lebe. Keine Sorge mischte sich hinein, der Andere könnte ihm nachsetzen lassen, ihn verfolgen, verhaften. So würde der Schicksalsabend nicht enden. War's aber auch anders, er würde es hinnehmen, nichts konnte das ändern an dem himmlischen Ertrag dieser

Nacht. Ohne Furcht ging er dahin und wußte doch nicht, wie ganz er geschützt war.

Denn der Andere, angelangt bei dem kleinen Tor und eingelassen in sein Logis, dachte wahrlich nicht an Verfolgung. Zitternd, frierend, legte er sich nieder. Er ließ sich von seiner Frau einen Tee aufgießen, sie brachte ihn brummend ans Bett und sah jetzt erst sein armselig verstörtes Gesicht. Sie befragte ihn, ohne Eindringlichkeit freilich, denn sein Ergehen berührte sie wenig. Er aber wagte nicht zu erzählen. Noch war es ihm, als könnte das Schreckliche wiederaufstehen und dasein, wenn man es nannte, schon fühlte er wieder die Steinfaust an seinem Hals und grub sich unter die Kissen, hier in seinem Bett noch von Angst und Grausen geschüttelt.

Erst spät in der Nacht, als er aus dem Schlaf mit Schreien auffuhr, gab er eine Erklärung. Aber wie die Frau nun anfing, sich gegen den Missetäter zu empören und keifend verlangte, man müsse ihn fassen und strafen, da wehrte er ab, voller Entsetzen, und seine Knechtshände spreizten sich im Flackerlicht der Kerze.

„Nein, nein!" schrie er, „wenn sie ihn fangen, dann kommt er wieder zu mir und bringt mich um in der Zelle!" Und er ließ die Frau schwören, daß keiner von ihr das Geschehnis erfahren werde. Um Ruhe zu haben, versprach sie es.

Am nächsten Tag blieb er krank, unfähig aufzustehen. Er schlotterte, wenn sich vorm Fenster die Blätter der

Ulme bewegten, von der man hier die untersten Äste sah. Er schrie auf, wenn die Tür ging und seine Frau hereintrat oder der Anstaltsarzt. Und auch als er nach wenigen Tagen das Bett verließ und sich anschickte, wieder Kerkermeister zu sein, blieb er verwandelt. Er fürchtete sich vor seinen Gefangenen, er wagte kaum mit einem allein zu bleiben, und fuhr zusammen, wenn eine Schlafpritsche, die er selbst losschloß, rasselnd niederfiel in ihr Scharnier.

Bald wurde es klar, daß er dem Dienst nicht mehr gewachsen war. Die Verwaltung, der er als ein pflichttreuer Beamter galt, bemühte sich und fand einen Posten für ihn in dem Armeemuseum des Landes. Dort ging er nun umher, stumm und ängstlich, zwischen den Zeichen verschollenen Ruhms und den Werkzeugen einer Roheit, deren Form sich gewandelt hat. Der Dienst war leicht, und er hatte mehr freie Stunden als ehemals, aber dies wurde ihm nicht zum Heil. Es war keine Freude für ihn, frühzeitig heimzukommen in die noch engere Dienstwohnung, die ihm nun zustand. Denn seine Frau, lieblos und hämisch schon zuvor, war voller Mißmut und Bitterkeit gegen diesen Mann, der nun auch sein Einziges, seine militärische Forschheit, verloren hatte, der übellaunig und schreckhaft bei ihr saß in dem ärmlichen Gelaß, und dessen Gegenwart sie daran hinderte, die maulfertigen Treppenstunden mit den Nachbarinnen auszukosten, die ihr Vergnügen gewesen waren.

Sie zürnte ihm auch, weil sein Gebrechen sie nötigte,

auf den Pfennig zu sehen. Denn die neue, leichtere Stellung war geringer bezahlt und sein Nebenverdienst nicht der Rede wert. Was sich in dieses Heeresmuseum hineinfand, das waren nicht Leute, die freigebig Trinkgelder verteilten: das waren halbwüchsige Kinder aus den Schulen, entweder rudelweise mit ihren Lehrern oder ohne Aufsicht in kleinen Trupps, sehr bereit Unfug zu stiften; das waren Kleinbürger und kleine Beamte, deren Kümmerlichkeit sich an den Flecken alten Blutes und an den großen Worten der Fahnentücher erregte, oder Soldaten mit ihren Dienstmägden. Kam aber je einmal ein ansehnlicher Fremder, der mit wachen Augen an dem Glorien-gerümpel vorüberschritt, und erbat der sich Bescheid, so gab dieser Wächter eine konfuse, kurze und unfreundliche Antwort, die allzu deutlich merken ließ, daß er nichts wußte. Da ließ ihn denn der Besucher mit einem Kopfnicken stehen, und der Armselige schlich weiter durch die frostigen Säle, unter den bunten Fetzen von Standarten und Fahnen hin und zwischen all dem rostigen Blutgerät: Partisane, Kartaune und Morgenstern.

18

Johannes Albrecht war weit fortgelangt gegen die innere Stadt hin und fand sich wieder auf einer Bank mitten in den gepflegten Gartenanlagen eines großen, heiteren Platzes. Es war einer der gedämpft schönen Tage, mit

denen die gute Jahreszeit Abschied nimmt, und viele Menschen waren noch wach und genossen den Abend. Auf den Sandwegen um Johannes her war es still, vereinzelte Paare nur bewegten sich mit Flüstern, aber draußen an den Straßen, die um den Gartengrund liefen, saßen die Leute im Freien vor den Restaurants mit bunten Getränken vor sich und plauderten und lachten. Das klang schön aus der Ferne, zumal melancholisch munterer Geigenton von irgendwoher alle die Stimmen begleitete und verklärte. Die weit herausgestellten Leinwandmarkisen der Restaurants und die seltenen großblättrigen Pflanzen der Anlage gaben dem Platz etwas Fremdländisches, Entrücktes, und fremdländisch innig und glühend war auch die Smaragdfarbe des kurzen dichten Rasens, den von hohen Masten draußen die Bogenlampen mit ihrer unwirklichen Flamme bestrahlten.

Johannes saß und blickte vor sich hin, und Friede war in seiner Brust. Er war einen ungeheuer weiten Weg gegangen, er stand an einem Ziel zu kurzer, wonnevoller Rast, die süße Mattigkeit eines lang Gequälten, nun Erlösten, füllte sein Herz, und der silberne Klang der entfernten Violinen und der Schimmer des weichen Rasens floß damit zusammen. Er sah hin über die kleine, unirdische Wiese und mußte lächeln, und einige schöne Worte kamen ihm in den Sinn, ein Vers wohl, den er aus der Kinderzeit wußte:

„Hier weidet der Friede seine weißen Lämmer."

Er saß und ruhte. Die Nacht schritt vor, die Stimmen von draußen wurden spärlicher, einzelner, das Musikgetön war verstummt, ohne daß er es merkte, das Licht von manchen Masten verlosch, über das smaragdene Gras legten sich die braunen Schatten, ein kühler Atem durchstrich die Gebüsche.

Was ist mit mir geschehen heute abend, dort in der Gasse, dachte Johannes Albrecht, und richtete sich in die Höhe, was war das für ein Augenblick! Ich werde es nie mehr wissen. Es ist etwas, das sich meinen Gedanken ganz entzieht, ich habe ja auch niemals gelernt zu denken. Aber wäre ich auch gelehrt und weise, ich könnte es doch nicht mehr zusammenbringen, denn es liegt wohl außerhalb aller Worte und oberhalb der Vernunft.

Was ist es gewesen? Ich haßte ihn und wollte ihn töten, da hob er seine Arme und bewegte sie so . . . Und da habe ich alles verstanden. War es, weil er seine Arme so bewegt hat, daß ich an den Goldenen denken mußte? Ja, auch darum. So hat der Goldene seine braunen Glieder geregt, wenn wir zusammen gespielt haben. Und dann hat der Wärter ihn zertreten. Aber das war es nicht allein. Wie er seine Arme so bittend hob, da sah er auch aus wie ein kleines Kind in seinen Kissen. Gewiß habe ich das auch so gemacht, früher, zu Hause, als ich klein war. Wir sind ja alle gar nicht so sehr voneinander getrennt, wie wir immer glauben, wo ist denn die Grenze? Wer will sich da vermessen, zu scheiden und abzusondern und zu sagen: so

ist der und so ist das und Dies ist gut und Jen's ist schlecht? Ja, solch ein Gefühl ist es ungefähr gewesen, was dort in der Gasse mit einem Mal in mich eindrang und was mir so lind und mild durch die Adern rann wie erlösendes Silber. Aber es war noch etwas Besseres und Größeres, glaube ich, nur läßt sich's nicht sagen . . .

Der Wärter war einmal ein kleines Kind, und in dem Augenblick, als er sterben sollte, da war er's wieder, und für das, was dazwischenliegt, kann er nichts. Er weiß wahrscheinlich gar nicht, daß er bös ist und grausam, und meint, er tue das Rechte. Und der kleine Goldene, der mich getröstet hat in meiner Zelle, er ist ja auch nicht bloß zum Trost und zur Schönheit da, und ich weiß ganz gut, daß er sich sonst nicht von Blumen ernährt, die ihm einer bringt, und daß er nicht geduldig in einem Wasserkrug sitzt, sondern daß er die kleineren Käfer jagt, und daß er Raupen frißt und winzige Schnecken und wehrlose, nackte Würmer. Und ich, wer bin denn ich, daß ich urteile: dies ist gut und dies ist böse und mache mich zum Richter und mache mich zum Rächer? Ein Mädel hab ich überfallen im Feld an einem heißen Tag, und heute habe ich einen Mord begehen wollen. Ich hab ihn nicht begangen, aber was hat mich abgehalten davon? Ein Wunder, die Gnade. Freilich, ich glaube zu wissen, daß ich trotz Wollust und Totschlag doch etwas anderes bin als Jener. Einen Wehrlosen quälen, das möchte ich wohl nicht, mag sein. Aber woher nehme ich das Gesetz und das Urteil,

wo steht der Richterstuhl, vor den man das alles tragen kann?

Gibt's ein Gericht? Wer weiß, für welches Ohr alle die Stimmen zusammenklingen. Da ist das Gute ein heller Ton, da ist das Böse ein dunkler mächtiger Baß, wer weiß, wer weiß. Ist uns nicht selber manchmal, war mir nicht heute in der Gasse, als hörte ich auf einen Augenblick die Harmonie. Als dränge ein kurzer, herrlicher Hall durch eine rasch geöffnete Tür! Da wissen wir plötzlich, wie klein und eng und dumm alles war, was wir gedacht und geurteilt haben.

Ja, heut abend ist mir nun, als wüßte ich, wo mein Weg führt, als könnte ich ihn nie mehr verfehlen. Als kreiste die Wahrheit silbern in meinem Blut und sei nicht mehr fortzuwaschen für dieses ganze Leben. Aber ist das nun so? Kenne ich jetzt besser die Kräfte, die in mir am Werke sind, kenn' ich nun besser meinen kleinen Platz im großen Plan?

Kenn' ich den seinen? Warum wurde er so erschaffen, er, den ich töten wollte, warum hat er diesen Mund und dies Kinn und dies Auge, wer ist er denn, was soll er denn hier? Er lebt und handelt und weiß nichts von sich und schwindet dahin, was ist's dann gewesen? — Leben ist's dann gewesen, Leben! Willkommen Bös und Gut!

Ein starker Windstoß fuhr durch die Büsche und Bäume. Johannes atmete tief.

Ja, das ist's. So ist's. Häßlich und Herrlich, Bös und

Gut — willkommen, willkommen! Oh Leben! Noch bin ich jung. Du breitest dich vor mir aus, große leuchtende Fläche mit allen deinen Gefahren und Ungeheuern. Auf einem Meerschiff fahre ich hinaus, mit Jugendkräften noch und neu gesegnet, und ganz bereit, dich Gewaltiges zu grüßen und dich Freund zu heißen, samt allen allen allen deinen Geschöpfen!

Die Unbekannte

Du bist klug wie immer, mein bester Alexander, Du hast recht wie immer. Du fragst, warum ich mich nicht verheirate, Du fragst mich im besonderen, weshalb ich das Fräulein von Römhild nicht heirate, worauf angeblich ihre Familie, meine Freunde und vor allem sie selber warten. Du fragst mit Ironie, worauf denn ich selber noch warte, am Tor der Vierzig, am Ende einer mit Nachdruck ausgekosteten Jugendzeit, fähig und bedürftig, endlich eine bürgerliche Verankerung, ein Haus, Stetigkeit und äußeren Frieden zu finden. Und weiter, mit gesteigerter Ironie, wer denn für mich noch kommen solle, für wen ich die köstlichen Reste meines Daseins aufspare, ob ich mir ein Geschöpf erträume, schön wie die knidische Aphrodite, edel wie Miranda, keusch wie Rhodope, die zur geistigen Mitgift vielleicht noch die Missa Solemnis oder das Traktat zum ewigen Frieden verfaßt hätte. Du sagst mir mit eindringlichen Worten, wen ich eigentlich in Fräulein von Römhild zu verehren und zu begehren habe: eine vortrefflich ausgestattete, sehr hübsche junge Dame, verständig, unterrichtet, musikalisch, belesen, mit den Manieren der guten Welt und doch keine

Puppe. Du verweisest mich auf reale Zugaben, die man in schwankender Zeit nicht verachten dürfe. Du unterstreichst, nicht ohne einen Beiklang kränkenden Erstaunens, daß dieser Ausbund mich liebe — und damit mahnst Du mich fast schon an eine Pflicht, denn Du gehst so weit, mein lieber Alexander, von einem abgehärmten Gesichtchen und großen traurigen Augen zu sprechen, was einem sentimentalen Menschen wie mir gegenüber eigentlich schon keine noble Überredungsart mehr ist.

Aber was Du sagst, ist zu überlegen, oder vielmehr: es wäre zu überlegen. Zwar sind die meisten Ehen, in die ich im Lauf der Zeit hineingeschaut habe, keine Idyllen gewesen, zwar habe ich mehr Öde und mesquinen Kummer gesehen als sonst etwas, aber da die Menschen als Einzelwesen ja auch für nichts anderes geschaffen scheinen, warum sollte das Amalgam von zwei solchen Veranlagungen was Besseres ergeben? Nun, „ein jeder hofft doch, daß das Glück ihm lache", und keiner hält sich für so leer und klein wie alle anderen, ich mache darin keine Ausnahme. O ja, es gibt Tage und besonders Abende, an denen ich mich nach einer Ehe sehne, und wäre es auch nur, Wahrheit über alles, um einen Ansporn zur Leistung zu haben. Für wen müht man sich, für wen vollführt man was, für wen erreicht man allerhand? Wenn die Eltern einmal nicht mehr leben, kümmert es nicht einen, wie dich die Welle hebt oder senkt. Deine Geschwister fühlen sich beeinträchtigt, wenn du mehr scheinst

als sie, und bist du weniger, so schämen sie sich deiner; Freunde glauben es ihrer Würde schuldig zu sein, besonders sachlich und kühl über dein Leben, dein Tun, deine Resultate zu urteilen. Man hat nicht viel von ihnen, Alexander. Keinen Ansporn, Alexander.

Aber man brauchte ihn. Je älter und ruhiger du wirst, nicht wahr, desto mehr gehen dir die Augen auf für die Relativität aller Dinge, desto geringschätziger lächelnd betrittst du jede neue Stufe, desto sicherer fragt dein ermüdendes Herz vor jedem Ziel, das sich aufrichtet: Was aber dann? Was werd' ich gewonnen haben? Was soll das alles am Ende? Gewiß müßte es da schön und erfreulich sein, für einen andern zu wollen und zu streben, für eine geliebte Frau, deren junge Augen Erfolg und Ehren noch mit unverbrauchter Freude widerspiegeln, die noch nicht mit müdem Geist alles Erreichbare vorweggedacht, vorweggeprüft und vorwegverworfen hat, in deren Meinung und Neigung du steigst mit jedem Griff nach einer höheren Sprosse, und um deren schlanke Gestalt sich deine Geltung, dein Name schmückend schmiegen wie leichte Seide oder weicher Samt.

Nun, ich werde diese Freude und diesen Antrieb nie kennenlernen. Das hat einen sonderbaren, vielleicht lächerlichen Grund. Ich kann dir die Geschichte erzählen, aber Geschichte ist schon ein zu anspruchsvolles Wort. Es handelt sich um ein winziges Erlebnis, um ein Nichts von Erlebnis, das dennoch für mich entscheidend geworden ist.

Entscheidend für mich, was das schon ist! Ob einer zu zweit oder allein, ein wenig froher oder trister, seine sechzig, siebzig Lebensminuten durchkriecht, es ist ja kaum den Atem wert, mit dem man's erwähnt. Mögen Dichter und andere Lügner sich selber wichtig nehmen, es gehört zur rechten Ausübung ihres Metiers, bei uns übrigen habe ich die Gepflogenheit nie begriffen.

Doch unter Freunden läßt sich auch einmal vom Unwichtigsten reden. Davon also, daß ich vor vielen Jahren ganz flüchtig die Frau gesehen habe, die ich hätte lieben können, die Frau für mich, meine Frau unter den achthundert Millionen, die über den Planeten wandeln, und daß ich an diesem Bilde hafte und nie davon loskann noch eigentlich loswill, und daß ich dieser Frau wegen auch ferner in einer schwunglosen Einsamkeit weitergehen werde, ohne übrigens deswegen irgendein Mitgefühl zu beanspruchen.

Ich war damals einige Wochen am Adriatischen Meer gewesen und fuhr in langsamen Reisen durch die österreichischen Gebirgsländer gegen Wien, um dann weiter nach Deutschland heimzustreben. Es war ein schöner September-Nachmittag, ich saß allein in meinem Coupé, hatte seit Stunden mein Buch auf den Knien liegen und blickte durchs offene Fenster den herwandelnden Höhenzügen entgegen, mit dem melancholischen Vergnügen an etwas Schönem, das unhaltbar, kaum gegrüßt, an uns vorüberschwindet. An irgendeiner kleinen Station ging die Tür auf, und sie kam herein.

Ein Mann war dabei, ihr Mann ganz gewiß, und sie nahmen nebeneinander Platz auf der Polsterbank mir gegenüber. Der Zug fuhr weiter.

Du kennst, Alexander, die Empfindungen, mit denen wir als Männer eine erfreulich auftauchende Frauenerscheinung begrüßen. Du weißt, wie man aufschaut oder hinschaut und ganz betroffen in sich hineinmurmelt: Herrgott, wie reizend! Du kennst die heftigeren, schlagartigen Attacken, bei denen es einem den Rücken hinunterrieselt, bei denen man hastig schluckt und gewiß einen ganz haltlosen, törichten Gesichtsausdruck bekommt. Du weißt auch um jene laue, wohlige Welle von Sympathie, die uns vor einem zarten Profil, einem sanften Stimmklang die Brust durchwallt: Rührung, milde Sehnsucht und das Verlangen, zu stützen und zu helfen, fluten in dieser Welle, es ist wahrscheinlich nicht das Schlechteste im Manne, was da lebendig wird. Aber wer wollte sie aufzählen und einteilen und gar erschöpfen, die aberhundert Regungen vor den aberhundert Frauen, die an uns vorbeigleiten und eine Ahnung hinter sich lassen, einen Hauch oder noch weniger von dem, was ein Leben mit ihnen gewesen wäre oder eine Lebensstrecke oder eine Lebensstunde. Solche Begegnungen, solche atemhaft leichten Berührungen mit Frauen bestimmen gewiß nicht wenig unser Dasein, die Luft unserer Träume wird von ihren leichten Gewändern bewegt.

So aber war es nicht, nicht dies oder jenes. Sondern

ich hob meine Augen auf und erblickte sie und wußte: dies ist die Frau meines Lebens.

Ich habe von den gewaltsamen Attacken gesprochen, mit denen mancher Frauenanblick unsere Sinne überfällt und niederwirft, und ich sagte, so sei es nicht gewesen. Aber so ist der Anfang des Ganzen wohl doch gewesen. Sie hatte ihr Jackett und ihren Hut abgelegt und saß in einer dünnen Bluse da, einem Ding aus dunkelgrüner Seide, nur ganz leicht zusammengehalten von einem weiten Gürtel. Ihr Hals war frei. Und unter der Seide bewegte sich leise ihr junger Körper, gar nicht betont, gar nicht modelliert durch das lose fallende Gespinst, aber eben darum in seiner Freiheit so namenlos verlockend. Die Dichter reden immer nur von zarten Wangen und von tiefen Augen, ich will wahrer sein. Ich sah ihren weißen blühenden jungen Hals, schlank und fest und wie für mehr als Menschendauer gebildet, ich spürte unter der dünnen Seide ihre runden jungen Frauenarme, ich ahnte halb und kannte halb, ehe ich nur dreimal geatmet hatte, ihre Brüste.

Welch ein unnennbarer Zauber, nicht wahr, Alexander, in Frauenbrüsten! In denen, die ehern, abweisend, auseinanderdrohen; in denen, die sacht und zärtlich, nicht starr, doch die holde Form bewahrend, sich darbieten, gütige Kissen; und noch in denen, die über einem Herzen, das schon Glück und Trübes erfahren hat, hinwallen, nicht schön mehr im Sinn der Geschmackstoren, nicht

makellos mehr, aber uns um so teurer, wenn uns die reife Frau teuer ist, die sich ihrer vielleicht meint schämen zu müssen.

Anders aber noch als alle diese waren die ihren. Durch welche Magie kannte ich sie denn? Reif und doch jung, locker spielend und doch in aller gehaltenen Kraft, frauenhaft schon und kindlich noch — nein, ich bin nie so ganz nur ein Mann gewesen wie in jenen ersten Minuten. Eine sinnliche Süße flutete in mir, der ich keinen Genuß meines Lebens zu vergleichen weiß, ein Verlangen, das sich seiner ewigen Dauer schauernd bewußt war. Lachst Du, Alexander? Ach, ich kenne so gut wie Du das Gaukelspiel, das die Natur mit uns treibt, wie sie Begierden in uns erweckt in einer Abenddämmerung, die wir im grauenden Morgen schon nicht mehr begreifen. Ich weiß das, es ist die schlimme Regel. So war es nicht, diesmal nicht. Mein Blut rief ihr nicht zu: O du, laß mich meine Augen einmal dort baden, einmal nur! Sondern ein Gefühl der Unstillbarkeit stieg auf, es war da mit dem ersten Anblick, ein Wissen, daß keine Zärtlichkeit, kein Genießen mich hier jemals kühlen und ernüchtern könnte. Mein ganzes Ich rief ihr zu, um die ich seit Augenblicken erst wußte: Um Gotteswillen, um Gotteswillen, ich liebe dich!

Nachher sah ich sie stehen, sah ich sie Schritte tun, sah ich sie die Arme heben, um etwas aus dem Netz zu ihren Häupten zu greifen. Hoch gewachsen war sie, schlank und

doch reich, fest und doch biegsam, mit den Lenden einer jungen Göttin im Walde, — oh, die Alten wußten, warum sie ihr Wort für das Weib, dies femina, von ihrem Wort für die Lende nahmen, kluge Römer! Aber jede ihrer Bewegungen übersetzte sich mir mit brausender Deutlichkeit in die Gebärden des innigsten Alleinseins, und ich wußte, Alexander, ich wußte, daß hier vor mir die eine, einzige Frau atmete, der unter allen ich das volle Maß irdischer Lust, mir zugemessener Lust hätte danken können. Sei überzeugt: es ist mir in jenen Augenblicken nicht frivol zu Mute gewesen, sondern viel eher schaurig und jedenfalls schicksalhaft. Ein Schicksal vollzog sich ja auch. Es hat wenig Sinn gehabt, daß ich nach dieser Stunde jemals wieder ein Weib umarmte.

Viele Jahre ist das her. Sie kann heute nicht mehr die gleiche sein, die sie damals gewesen ist; ich denke das, ich weiß das — mit dem Verstand. Aber ich glaube es nicht. So nah, so schmerzhaft gegenwärtig ist sie mir noch heute, daß mir scheint, auch Du, ach, jeder müsse sie kennen. Spürst Du nicht, so armselig wenig ich auch gesagt habe, den Duft um ihre junge Person, den reinen und verzehrenden Hauch? Weißt Du nicht jetzt schon alles von ihr? Welcher Bildhauer war es denn, der die Hand einer griechischen Bildsäule fand und aus ihr die Göttin ergänzte? So notwendig und deutlich erschien ihm das Ganze im Teilchen.

Sie war hell, mit einer weißen Haut, in der tiefere

Töne dämmerten, ja bräunlich goldene von einer entzückenden Gesundheit. Tiefere Schatten ruhten auch in ihrem Haar, altgoldene Schatten in den Tälern dieser blonden Wellen, die kinderhaft sorglos aufgesteckt waren, im Vertrauen, es werde schon hübsch und recht sein. Ihre dunkelgrauen Augen waren weit hingelagert über das geliebte Gesicht, mit einer etwas zu breiten Fläche zwischen ihnen, einem ernsthaften freien Raum unter ihrer mutigen Stirn. Die Nase kennst Du: eine feste, gerade, kleine Nase mit ein wenig geschweiften Nüstern, wie soll sie anders gewesen sein. Und Du denkst Dir wohl auch, daß ihr Mund kein Mündchen gewesen ist. Welcher geistverlassene, sinnenverlassene Tor hat wohl zuerst an einer Frau das winzige Rosenmündchen gerühmt! Nein, die Verheißung und das Glück wohnen nicht auf den Lippen der Niedlichen. Die Geliebte meines Lebens aber hat den Frauenmund der Verheißung und des Glücks.

Hast Du mir nicht, Alexander, vor einiger Zeit einmal den Fall des musterhaften jungen Beamten erzählt, ich glaube es war ein Feldmesser oder dergleichen, der an einem heißen Tag über Land geht und irgendwo ein junges Mädchen überfällt, das im Korn arbeitet, sie, die sich ihm vielleicht auf eine Bitte ganz leicht ergeben hätte, und der so in einem Augenblick seine Laufbahn und sein Leben vernichtet? Nachher weiß er selbst nicht, was mit ihm geschehen ist. Nun, während Du mir das erzähltest, sah ich mich selbst immerfort auf jener Polsterbank des öster-

reichischen Eilzuges, und ich begriff den armen jungen Menschen. Auch mir waren, wie man so seltsam zu sagen pflegt, die Sinne vergangen.

Ob ich mich wirklich, wie es meinem Gedächtnis jetzt scheint, mit beiden Händen in die Polster geklammert und festgehalten habe, ich weiß es nicht. Jedenfalls blieb ich sitzen wie ein verständiger Herr auf der Reise und blickte sie nur so viel an, als schicklich ist, und schaute hie und da zum Fenster hinaus und öfters auch nach der anderen Seite, dorthin, wo ihr Mann saß.

Um Gotteswillen, wirst Du denken, nun beschreibt er mir mit seiner gräßlichen Ausführlichkeit auch noch den Mann! Einen Satz, Alexander, einen einzigen, höchstens zwei. Er war vierzig, vielleicht fünfundvierzig, so alt also, wie ich jetzt bin, aber er kam mir viel älter vor, ziemlich hager, kurzsichtig, von nicht dummem aber etwas dünkelhaftem Ausdruck, mit neutralster Korrektheit gekleidet, nicht antipathisch. Ich glaubte beim ersten Blick zu wissen, daß er ein Beamter sei, ein Richter vielleicht.

Wir fuhren so zwei oder drei Stunden zusammen. Drei Stunden lang saß ich in der Atemnähe meines Glückes und wußte es. Mit jedem Tropfen Blut, mit jedem Strang meines Hirns wußte ich, daß dies einmalig sei, daß dies nicht wiederkehren könne, nie. Es ereignete sich nichts, beinahe nichts. Aber hätte sie auch kein Wort gesprochen, schon das unmerkliche Geräusch ihrer Atemzüge hätte sie mir näher und näher gebracht. Jedoch sie

sprach, natürlich. Ihre Stimme war klingend und doch gedeckt, ein warmer Alt mit Sehnsucht erweckendem Nachhall. Und ihr Lachen, ein warmes Jungmädchenlachen, so freundlich, so gewillt, es dem andern zuzugeben: ja du bist lustig, deine Scherze sind gut, so etwas brächte ich kleine Frau nie zustande.

Und dabei schien mir zu solcher Ergebenheit kein Anlaß zu sein. Was der Gatte vorbrachte, war niemals unverständig, aber es war ganz ohne Farbe, ein bißchen lehrhaft, ein bißchen von oben herunter, so wie ein Mann der ernsten Berufspflicht in Erholungsstunden mit einem harmlosen Wesen sich unterhält. Er faltete auch bald seine Tagesblätter auseinander, und sie nahm aus dem Netz ihr Buch, einen starken Band in einer Schutzhülle aus dunkelgrünem Leder. Alles entzückte mich, ja ergriff mich über jedes vernünftige Maß hinaus: diese milde starke Farbe, dies Dunkelgrün, das sie zu bevorzugen schien, dann die ungemein exakte, saubere Art, mit der perlmutterschimmernde Knöpfe ihr die Ärmel knapp ums Handgelenk schlossen, die zarte Behutsamkeit, mit der ihre Hand das Buch aufblätterte, und dann diese Hände selbst, die ich nun erst recht sah: gar nicht sehr kleine, aber völlig rein geformte, gestreckte Hände, hellrosaleuchtend mit ovalen, opalenen Nägeln. Und schließlich sah ich auch, was für ein Buch sie las.

Auf Reisen, wenn die Menschen fünf, zehn und mehr Stunden auf sich zurückgewiesen sind, da kann man sie

lesen sehen. Hat jemals einer das Werk eines Geistes in den Fingern? Nein, der Gummiwarenfabrikant liest Gummi zwischen Stettin und Magdeburg: Kriminalgummi, erotischen Gummi, Schollengeruchsgummi. Ja — einmal auf der Überfahrt nach England sah ich einen jungen, schönen, entschlossen aussehenden Menschen mit einem Band aus biegsamer Leinwand. Er las Schopenhauers Schrift über die Freiheit des Willens, und war denn auch ein Führer der englischen Arbeiter, einer der wahrsten, großartigsten, gerechtesten Menschen, die heute leben. Und einmal in einem Wirtshaus im Schwarzwald, das ist wahr, saß mir in der Gaststube unter dem Petroleumlicht eine alte Frau gegenüber und las „Väter und Söhne". Ich blieb zehn Tage an dem tannenumgebenen Orte und weiß noch beinahe jeden Satz, den die alte Frau in unseren Unterhaltungen gesprochen hat. Von dieser Art war sie. Mir ist doch immer, als gebe es auf dieser Kugel nur ein paar hundert Menschen, die wirklich Dichtungen lesen können, von den Dichtern selber abgesehen natürlich, die einander kennen, wie ein Bankier in Amsterdam über einen in Mailand Bescheid weiß.

Das Buch, das meine Geliebte in ihren hellen Händen hielt, war das seitdem hochberühmt gewordene Werk eines deutschen Erzählers. Damals war es neu. Ich erkannte den Band, als von einem seiner Deckel die weiche Hülle abglitt und das Bild sichtbar wurde: zwei alte und altmodisch gekleidete Leutchen, die eine alte Gasse hin-

untergehen. Ein wirksames Bildchen ist das vielleicht, aber schwerlich ganz würdig; allzu behaglich ist das gefühlt, allzu flach optimistisch vor diesem großartigen Verfallswerk. Ich kannte es schon damals gut, das Buch, und vermochte leicht zu erkennen, welche Kapitel meine Geliebte eben durchschritt. Sie war fast schon zu Ende, sie hielt schon dort, wo der Erbe des versinkenden Hauses, der mit Seele überfrachtete, todgezeichnete Knabe sich ins Leben zu tasten versucht. Ich sah die Lippen ihres reifen und frischen Mundes sich wie klagend ein wenig öffnen vor der kranken Hoheit, ich sah auf ihrer mutigen Stirn den Schatten dieses Schicksals. Und mein geheimes Mitwissen, mein Mitleben, von dem sie nichts ahnte, war berauschend wie eine Vereinigung.

Lächle nur, — freilich, Alexander, ich fange an zu zweifeln, ob Du dies alles lesen wirst, aber wenn Du es liest, so lächle, daß mir die Wahl eines Reisebuchs so viel bedeuten konnte. Nur bedenke auch, daß dies Buch, gerade dies, wie wenig andere die köstliche Mischung hat, die mir über alles geht: Vernunft und Beschwingtheit.

So mußte sie selber auch sein. So war sie.

Manchmal unterbrach sie ihr Lesen und schaute durchs Fenster hinaus in die bergige Landschaft, die schon tiefere Farben anzunehmen begann. Sie blickte in ein waldiges Tal und rief es an, halb zu ihrem Gatten gewendet, mit drei Worten oder fünf, sie sah ein paar Schafe irgendwo weiden und einen schwarzen Hund dabei, aber keinen

Hüter, und sie sprach das aus mit Worten, so einfach, daß ein Kind sie hätte gebrauchen können, nur gefühlter, nur wissender, nur liebender, oder sie zeigte auf ein Schloß oder ein Klösterchen, das irgendwo im Grünen hing — und wenn sie da sagte ‚das schöne Kloster!' so wuchs eine unmäßige, kranke Sehnsucht in mir empor, sie fortzunehmen und über Schluchten und Fluten zu führen und ihr die unaustrinkbare Schönheit des Planeten zu weisen und alles in vertiefter Herrlichkeit von ihr widerstrahlen zu lassen: Rom und Griechenland und den Nil und alle smaragdenen Bergwiesen im Frühlicht.

Mein Herz schlug so rasend im scheinbaren Frieden dieser Fahrt, meine Augen waren oftmals blind wie von Tränen, und wenn sie wieder ihre jungen Weibeslippen auftat, um das Nächste, das Einfachste, das Schönste zu sagen, so hätte ich am liebsten nach meinem Halse gefaßt, um ein Schluchzen zu ersticken. Die Liebe war über mich hergefallen wie ein Raubvogel, ich war betäubt vom Rauschen und Brausen ihrer Flügel, ihre Fänge hielten mich, und willenlos, überwältigt, eine Beute, schwebte ich mit.

Nein, Alexander, ich fürchte nun, Du wirst diesen Brief nicht lesen. Er ist ja auch kein Brief mehr. Ich glaube, Du wirst bei Gelegenheit einen anderen bekommen, der von vielerlei Dingen handelt, und mittendrin werden ein paar tonlose Sätze stehen, die auch völlig genug sagen. „Es ist nett und freundlich von Dir," so

etwa, „was Du mir über das Fräulein von Römhild sagst, aber ich bin wohl schon ein bißchen zu alt und nicht mehr der Rechte für sie. Meinst Du nicht selbst?"

Und nun kann ich ja ebensogut noch ein bißchen so vor mich hinschreiben. Es ist schon recht spät in der Nacht, ich klingle dem Hermann: er soll mir noch einen Tee hereinstellen und dann zu Bett gehen, und die beiden Hunde will ich noch zudecken, den Airedale und den kleinen Fox, denn sonst schlafen sie nicht. So. —

Beschwingtheit und Vernunft, bezaubernde Mischung! Der Zug hielt an einer Station. Sie stand auf, reckte sich ein wenig und trat ans Fenster, wobei sie mir nahe kam. Ihr betörender Hauch von Frische und Frauentum wehte mich an, ihr sehrender Hauch von reifer Jugend. Oh!

„Sieh einmal, Ferdinand," sagte sie, ohne sich umzuwenden, „was das hier für törichte Leute sind. Da haben sie diesen herrlichen See, an seinem Kopfende liegt der Ort, und nun bauen sie ihren häßlichen Bahnhof hart ans Ufer und verderben alles."

„Das wird seine Gründe gehabt haben," sagte der Gatte überlegen und wenig beteiligt. Sie wandte sich ihm zu.

„Kann so etwas Gründe haben? Statt einen Strandweg anzulegen, breit, mit weißem Sand, mit einem Musikhäuschen und schönen Bäumen, statt ihr Hotel hier hinzustellen, so daß die Gäste vom Liegestuhl aus den

See und dahinter die Berge gesehen hätten, zum Beispiel heute an so einem Abend, statt dessen bauen sie diesen Bahnhof her aus rotem Backstein. Hätten sie denn nicht ihre Bahn auch anders führen können, um den Ort herum?"

Der Mann, maßvoll erheitert, blickte nach der anderen Seite.

„O ja, das wäre möglich gewesen. Da haben vermutlich Interessen mitgespielt, die man nicht so vom Zugfenster aus beurteilen kann."

„Ach ja," erwiderte sie mit Entrüstung, „es gab natürlich Grundbesitzer hier unten am Wasser, die wollten ihr Land recht teuer an den Staat verkaufen, und einer davon hatte einen Vetter in Wien. Und alle dachten wunders wie klug sie wären. Aber sicherlich waren sie gar nicht klug, auf die Dauer nicht, ins Große gerechnet nicht. Denn heute hätten sie mehr davon, wenn's anders gekommen wäre."

„Wohl möglich, Cordula," sagte der Mann nachsichtig und suchte mit einem hölzernen Lächeln männlicher Solidarität meine Augen, die ich niederschlug.

„Möglich? Nein, sicher, Schließlich sind es ja doch immer arme Narren, die so auf den nächsten handgreiflichen Vorteil losgehen!"

Sie ließ sich nieder, denn der Zug fuhr ab. Sie lächelte ein wenig, vermutlich über sich selbst und ihren Eifer. Da fiel ihr Blick auf mich. Ich hatte in diesem Augenblick

mein Gesicht wohl nicht sehr in der Gewalt, es mochte eine deutliche Schrift zeigen. Ihr Ausdruck wurde augenblicks ernsthaft, ja ängstlich, ihre Augen blieben wie in einer erschrockenen Frage in den meinen haften.

Sie hatte mich ja schon mehrmals angeblickt, das ist die Wahrheit. Nicht als ob ich meine, sie hätte etwa sogleich Gefallen an mir gefunden; sie war gewiß nicht die Frau, die, einmal gebunden und verpflichtet, sich vor einem fremden Mannesantlitz überhaupt die Frage erlaubte, ob es ihr behage oder nicht. Doch ich glaube, und wer denn nicht mit mir, an die spürbare Ausstrahlung innerer Zustände. Mein Begehren war als flüchtige Glut über sie hingeweht. Doch zu mächtig war nun die Empfindung, die von ihrer lieblich verständigen Rede in mir verstärkt worden war.

Denn in Lichtesschnelle durchraste ich mein Leben, nach vorwärts, nach vorwärts. Die Wogenkämme des Verlangens lagen durchschwommen schon hinter mir, nur das Bewußtsein blieb, welch ein Wesen wir vereinigt hätten bilden können, sie und ich, zu welcher Erfüllung alles uns Möglichen wir einander hinaufgetragen hätten, zu wieviel Einsicht, zu wieviel Erbarmen, zu welcher Leistung, zu wieviel wohltätiger Wirkung.

Dies sog und zog an ihr, diese Ahnung, diese Gewißheit hohen gemeinsamen Lebens. Nun blieb sie in meinen Augen haften, nun begann von Blick zu Blick ein stummes, atemnehmendes, sich steigerndes Umschlingen,

nun erkannte sie den werbenden Freund, nun neigte sie sich hin, nun sank sie hin, nun gab sie sich hin, nun gehörte sie mir in den Minuten, den Viertelstunden, die uns blieben.

Angst war erst noch in ihren Blicken, Scheu, Erstaunen, Unglaube. Aber dies erlosch, und Eines nur blieb.

Wir waren allein, kein Gatte reiste mehr mit uns im engen Raum. Es gab keine Provinz und keine Abendstunde, durch die wir fuhren, und keinen Zufall, nur dies Gefühl, das Ewigkeit wollte und Ewigkeit besaß.

Oh, wäre ich doch nur ein wenig älter gewesen, fünf Jahre nur, hätte ich ein wenig mehr von der heilsamen Roheit des Reifgewordenen schon gehabt! Die Menschen sagen oft, alles Schöne komme zu spät im Leben, aber dies kam zu früh.

Denn ich benahm mich ja wie ein Tor, nein, nur wie ein Jüngling, der ich doch nicht mehr war. Jeder Entschluß, jeder Übergriff wäre entschuldbar, wäre legitimiert gewesen, jedes Wort zu ihr, jede Erklärung an den Gatten, der in sicherer Ruhe, ohne Seitenblick und Verdacht, in seiner Ecke verharrte, — irgend etwas hätte geschehen müssen in diesem Zeitraum, von dem ich mit tragischer Klarheit wußte, daß er für mich und auch für sie der entscheidende des Daseins war. Der Eilzug glitt durch den Abend dahin, Dämmerung war ins Coupé gekommen, durchspielt von den roten Reflexen des abschiednehmenden Lichtes, und ich spürte fast körperlich nun die kostbaren Minuten mir aus den Händen fallen. Aber

unfähig zum Tun, zur Zerreißung des trennenden Herkommens, zu jung, zu scheu, zu anständig in einem kleinen verwerflichen Sinn, vielleicht auch, doch ich glaube es nicht recht, zu mitleidig gegen den leidenden Dritten, ließ ich das Glück verloren gehen, das nahe, das greifbare, das zu erkämpfende Glück.

Nichts geschah. Einmal stand der Gatte auf, trat hinaus auf den Gang und begann dort auf und ab zu gehen. Dies war der letzte, der äußerste Moment. Aber es wäre mir nicht möglich gewesen, ein Wort hervorzubringen, auch um den Preis meines Lebens wäre mir das nicht möglich gewesen, — doch was rede ich denn, um diesen Preis ging es ja.

Wartete sie auf mein Wort? Mit einem Mal veränderte sich der Ausdruck ihres geliebten Gesichts, ihr Mund verzog sich zu einem armen klagenden Lächeln, verzichtend hob sie ein wenig die Schultern, und auch ihre Hände hob sie ein wenig vom Schoß und ließ sie in einer kleinen, trüben, rührenden Geste des Verzichts wieder niedersinken. Und alles dies sprach: ja, Lieber, Lieber, da ist nichts zu tun.

Oh, es wäre wohl etwas zu tun gewesen. Aber ich war zu jung. Der Gatte trat herein. „Wir sind gleich da, Cordula," sagte er leichthin und nahm nicht wieder Platz, „keine fünf Minuten mehr."

Und er begann die kleinen Gepäckstücke aus dem Netz zu heben, er half ihr in das Mäntelchen; vor dem ein-

gelassenen Spiegel, der schon fast dunkel war, setzte sie sich den Hut auf. Der Zug hielt.

Er hielt nur einen Augenblick. Ich hatte ihr nicht einmal über den Perron hin nachgesehen. Langsam ging es weiter, eine Berghalde hinauf, ich sehe sie noch vor mir die unbeträchtliche Halde, den Hang, der mit kleinen Tannen bestanden war, neugepflanzten jungen Tannen, die schwarz dastanden im Abend.

Verloren fuhr ich weiter im Finstern. Niemand kam, um das Licht anzuzünden, und mir war es recht so. Ich vermochte nichts zu denken, als daß sie nun irgendwo dort hinten über dunklen Meilen fort ein erleuchtetes Zimmer mit der Holdseligkeit ihrer Gegenwart erfüllte. Ich sagte ihren Namen vor mich hin, flüsternd und laut: Cordula, Cordula, und wußte, daß dieser Dreiklang der vollen Vokale mir noch als Greis tiefer tönen würde als aller Harfenklang aller Dichter. Cordula, Cordula — aller Zauber der Erde lebte darin und alle Lust der Erde in dem leichten Duft, dem schwachen Nachhauch ihrer Atmosphäre, der im Raume geblieben war. Vielleicht auch war er längst nicht mehr da, vielleicht war er nur in meiner eigenen Brust, in der ein verändertes Herz schlug. Und mit einem Mal, ganz ohne Übergang, irgendwann, sank ich in einen Schlaf, in einen Steinschlaf ohne Traumgesicht, und schlief, wie man nach langer, furchtbarer Mühsal und Körperqual schläft, ausgelöscht, totengleich.

Ich schlief noch in Wien. Ein Beamter weckte mich. Der Zug stand in der erleuchteten Halle. Ich taumelte auf, sammelte mich und stand draußen wie Kaspar Hauser, den man aus seiner Höhle nimmt. Es war, als sei meine Lebenskraft versiegt, der Gedanke, ein Hotel aufzusuchen, in der Stille zu speisen, in einem fremden Zimmer allein zu sein, war mir unerträglich. Ich kaufte mir Brot und Obst, versorgte mein Gepäck und trat in den Wartsaal der dritten Klasse.

Qualm und lautes Durcheinander herrschte in dem riesigen Raum, in abenteuerlichen Bündeln zusammengekauert lagen und hockten und saßen die Menschen umher auf den langen Bänken, ein Völkergemisch aus böhmischer, slawonischer, lateinischer Ferne. Ich suchte mir einen Sitz, hüllte mich ein und schickte mich an, die Nacht so zu verbringen, in der dumpf tröstenden Nähe unbekannter Menschen, im Dunst und Geräusch dieser animalischen Lebendigkeit, die unberührt von der seltsamen Qual meines Innern ihrem neuen Tag entgegenwachte und entgegendämmerte.

Scharfe Bisse zernagten mein Herz. Wie hatte ich in dieser Gewißheit, an der wichtigsten Wegscheide zu stehen, so lahm, so unsinnig alles verscherzen können? Aber ach, ich fühlte, daß ich aller Reue zum Trotz auch jetzt nicht anders gehandelt haben würde als wenige Stunden zuvor. Das Menschenherz hat seine Gesetze wie der Stein, der fällt, wie das Blatt, das keimt. Und meines war noch

zu jung. Ich wußte nicht einmal den Namen der kleinen Bergstation, an der die Geliebte den Zug verlassen hatte, ich wußte nicht, wo sie nun war, nicht, wo sie jemals sein konnte, nichts. Ein Weh, wie ich es nie gefühlt hatte, auch nicht beim Leiden und Tod meiner Nächsten, stach mir durch die Seele, eine Verachtung meiner selbst fraß sich ein, ein unnennbarer Ekel vor allem Dasein, das mich erwartete, füllte mir den Mund mit Galle.

Es war schon spät in der Nacht, da kam durch den Saal eine ältere Frau, bäurisch und für mich fremdartig gekleidet, mit einem Tuch über beiden Augen. Ein halbwüchsiges braunes Mädchen in ähnlicher Tracht hielt ihren Arm und führte sie. In meiner Nähe nahmen die beiden Platz; wir mußten uns zusammendrängen auf der dichtgefüllten Bank. Die Frau lehnte ihr Haupt hoch gegen die Wand, das blicklose Gesicht steil nach oben gewendet, wahrscheinlich tat ihr diese Stellung wohl. Ich hörte sie von Zeit zu Zeit leise stöhnen und hörte auch unverständliche Worte, die sie mit ihrer Tochter tauschte. Es war leicht zu denken, daß sie hier in der Hauptstadt am Auge operiert worden war und nun, gebessert oder nicht, am Morgen heimfahren wollte.

Mir tat das fremde Leid bitter, bitter weh, so als sei ihm durch meine eigene offene Wunde der Weg in mein Inneres leichter. Aber zugleich war auch eine Erlösung in diesem Mitgefühl. Ich stand auf, bat zwei der andern Halbschlafenden, ein wenig nachzurücken, und trat zu den

Frauen. Die Mutter verstand kein deutsches Wort, die Tochter kaum eines, doch war ja, was ich vorhatte, nicht schwer zu begreifen. So betteten wir die Frau auf die leer gewordene Stelle, mein Plaid gab ich ihr als Kissen und deckte sie mit meinem Mantel zu. Dann stand ich erst eine Weile herum im Saal, fand aber schließlich doch eine Ecke. Auf diesem Stückchen Holz hockend schlief ich bald ein, es war ein von luftigen Gesichten bewegter, milderer Schlaf als zuvor im Zuge.

Einmal nur wachte ich auf und sah im trüben Licht die kleine Braune dicht vor mir. Sie lächelte mich an, nahm dann mit ihrer harten kleinen Hand eine von den meinen und blieb so, ohne zu reden, eine Weile bei mir stehen. Als ich später zum zweiten Mal erwachte, war es Morgen, Mantel und Plaid lagen sauber zusammengefaltet auf meinen Knien, und die beiden Frauen waren schon fort, aus dem Saal verschwunden.

Ich fuhr in einem Wagen durch die Stadt zum andern Bahnhof und reiste nach Deutschland.

Ich arbeitete und kam vorwärts und mußte auch einmal zurück, und ich sprach und trank mit den Freunden und war krank und genas und vergnügte mich am bunt sich wandelnden Jahr, und manche Frauen schliefen in meinem Arm, und ich wurde fester und klarer und kälter. Und ich habe mir zugeschworen, daß mich das Herrliche, Große nicht mehr scheu und gelähmt finden soll, wenn es noch einmal, mit der Gewißheit der Dauer und des

Glücks, in meine Bahn tritt. Daß ich es mit Mannes-
händen ergreifen und fassen werde und halten und verteidigen. Und heute würde ich den Schwur auch zu erfüllen wissen. Aber es kommt nichts mehr.

Der Marschall

Der Oberste Staatsanwalt am Seine-Gericht, Herr von Fronsac, hatte sein Haus in der Cité verlassen und fuhr mit seiner alten, uneleganten Kutsche über den Pont-Neuf.

Es war ein Sommerabend, aber einer von denen, die den Herbst vorausahnen lassen. Ein feiner, kühler Regen ging nieder, und über dem Flusse lag Dunst. Man hatte Feiertag, und wenig Leute waren unterwegs. Mit einem Gesichtsausdruck, als röche er Unheil in der Luft, zog Herr von Fronsac an den Fenstern die Vorhänge zusammen, während sein Wagen nach links hin in die Rue St. Honoré einbog.

Wenige Tage zuvor, am 18. August 1847, war Paris und war Frankreich durch eines jener Geschehnisse aufgewühlt worden, in deren fürchterlicher Maßlosigkeit sich der Untergang einer Gesellschaft anzukündigen scheint. Man hatte in ihrem Palais die Tochter des Grafen Sebastiani, Marschalls von Frankreich, die vermählte Frau Herzogin von Choiseul-Praslin, ermordet aufgefunden.

Der Verdacht richtete sich sogleich auf ihren Gatten, dem sie in den zweiundzwanzig Jahren ihrer Ehe nicht

weniger als neun Kinder geboren hatte, der aber seit einiger Zeit, und dies sogar öffentlich, Äußerungen eines fast ins Wahnsinnige gesteigerten Widerwillens gegen seine Gemahlin hatte laut werden lassen. Seine leidenschaftliche Neigung zu der englischen Erzieherin seiner Kinder, einer verschlagenen und ehrgeizigen jungen Person, war bekannt, auch wurde von Schulden gesprochen, die er vom eingebrachten Gute habe decken wollen.

Die Pairskammer war berufen und der Herzog in das Sondergefängnis des Luxembourg verbracht worden. Mit Rücksicht auf die unbestimmt bösartige Gärung im Volke betrieb man die Angelegenheit schnell, beinahe hastig. Die Vertretung der Anklage war Sache des Obersten Staatsanwalts von Paris, Paul von Fronsac.

Er hatte annehmen müssen, obgleich Sebastiani sein Freund war. Übrigens wußte er, daß der Marschall, mit dem er seit den strahlenden Tagen des Kaisers verbunden war, nicht zu denen gehörte, die für ihren Namen einen Skandal fürchten. Er fuhr auch an diesem Abend nicht zu ihm, um etwa Verhaltungsmaßregeln zu empfangen oder zu geben, sondern aus menschlicher und freundschaftlicher Anteilnahme. Wie würde er den Marschall finden? Ungebrochen, das verstand sich. Immerhin wurde es ihm ein wenig beklommen zu Mut, als der ungleichmäßige Tritt der alten Pferde unter einer Wölbung dröhnte. Sie fuhren in den Hof des Hotels Sebastiani.

„Der Herr Marschall ist nicht zu sprechen," rief jemand, der die Freitreppe herunterlief.

„Unsinn, Baptist," sagte Herr von Fronsac und zeigte sein Gesicht mit den weißen Bartstoppeln neben dem Vorhang, „kennst du denn meine Gäule nicht mehr?"

„Ich bitte den Herrn Prokurator zu verzeihen," sagte der Diener murmelnd und öffnete mit einer sehr tiefen Verbeugung den Schlag.

Es regnete nicht mehr, aber es war beinahe schon finster im Hof. Auch die hohen und schmalen Fenster der Front waren ohne Licht. Baptist eilte die Treppe hinauf, öffnete vor dem Staatsanwalt beide Flügel der Glastür und zündete in der Vorhalle die hohen, dicken Kerzen an. Bei alledem hatte er ein eigentümlich fahriges Wesen und mußte die einfachsten Handgriffe wiederholen.

„Ich werde den Herrn Prokurator melden," sagte er.

„Unsinn, Baptist," antwortete Herr von Fronsac wie zuvor und wandte sich gegen die wohlbekannten Zimmer.

Da trat aus dem dunklen Gang der Marschall. Es war einigermaßen gespenstig, wie er da, lautlos auf seinen weichen Schuhen, lang, mager und weißhaarig hervorkam, und Fronsac hätte sich nicht zu schämen gehabt, wäre er getaumelt. Er tat aber nur, wie zur Andeutung, einen ganz kleinen Schritt rückwärts.

„Gut, daß ich dich sehe, Fronsac," sagte der Marschall und gab seine kalte, harte Hand zum Gruß.

Die beiden alten Männer gingen langsam miteinander

in das finstere Haus hinein. Baptist schlüpfte an ihnen vorüber, um im Arbeitszimmer Licht zu machen. Als sie eintraten, brannten schon zwei Leuchter auf dem Schreibtisch und zwei über dem Kamin, und Fronsac sah unter dem Bild des Kaisers im Krönungsornat, das die eine Wand ganz allein schmückte, einen sehr schönen, schlanken jungen Menschen stehen.

„Der Herzog Gaston von Praslin, mein Enkel," sagte Sebastiani ohne eine Handbewegung.

Der junge Mann verneigte sich tief und sagte: „Ich bin glücklich, Herr Staatsanwalt . . ."

Sebastiani macht es kurz, dachte Fronsac, er setzt einfach seinen Schwiegersohn ab und gibt die Würde weiter. Laut sagte er mit seiner rauhen Stimme, indem er dem jungen Menschen kräftig die Hand drückte: „Ich freue mich, Herr Herzog. Sie haben das Blut meines Freundes, gewiß sind Sie ein tapferer junger Mann. Ich freue mich."

Aber vor dieser männlichen Höflichkeit schmolz die Haltung des so furchtbar getroffenen Knaben dahin. Er beugte sich mit einer krampfhaften Bewegung über die Hand des Beamten und küßte sie. Als er sich aufrichtete, waren seine Augen voll Tränen.

„Geh nun zu deinen Geschwistern hinüber, mein Freund," sagte der Marschall. Gaston entfernte sich, rückwärts tretend, so wie man bei Hofe ein Zimmer verläßt.

„Armer kleiner Kerl," sagte Fronsac und sah auf die Tür, die sich geschlossen hatte. Dann ging er, beide Hände in den Taschen seines zerbeulten und unmodischen Rockes, mit kurzen, gehackten Schritten im Zimmer auf und ab, die Augen bald auf den Marschall, bald zerstreut auf den Krönungsornat des Kaisers gerichtet.

Sebastiani stand in seiner ganzen Länge vor dem dunklen Vorhang des einen Fensters. Er hatte ein mageres, festes, rasiertes Gesicht; die Brauen über den heftig blickenden Augen waren tiefschwarz geblieben; die starke und gebogene Nase ließ nicht vergessen, daß er ein Korse war. Er trug einen langen Schlafrock aus dunkelgrünem Tuch, der am Halse sehr hoch und an den Handgelenken sehr eng schloß, und der am Gürtel lässig geschnürt war. An einer Kette mit diamantenen Gliedern trug er, höchst seltsamer Weise, sein Großkreuz um den Hals, ein erblindetes und prunkloses Ding, das ihn zu keiner Zeit verließ. Er trug es seit einem gewissen Abend vor Smolensk.

Das Schweigen dauerte eine ziemliche Weile. Endlich sagte der Marschall ganz ruhig, mit seiner klaren und noch gar nicht greisenhaften Stimme:

„Du hast also diese Sache übernommen, Fronsac?" — „Ja," sagte der Prokurator. — „Und sie schon völlig geprüft?" — „Ja." — Und nach einer kaum merklichen Pause, ebenso ruhig: „Er war es natürlich?" — „Ja."

„Natürlich, natürlich," wiederholte der Marschall, in einem Ton, als wollte er sagen: entschuldige, es geschieht

nur der Form halber. Dann fügte er hinzu, und seine Hände griffen langsam in die Schnur seines Schlafrocks: „Ihr habt ihm doch hoffentlich seine Sachen gelassen?"

„Alles. Und sein Diener hat ihm noch einen großen Kasten hingebracht."

„Leider zu bezweifeln, daß Waffen drin waren," sagte der Marschall und räusperte sich verächtlich. „Der Kerl ist zu feige."

Und nach einigen Augenblicken, während deren er nun selber anfing, mit seinen unhörbaren Schritten den großen Raum zu durchmessen, setzte er hinzu:

„Eine harte Geschichte, Fronsac. Eine harte Geschichte."

„Du trägst sie gut," sagte der Prokurator. Sebastiani blieb dicht vor ihm stehen und sah ihm von oben her in die Augen. „Du meinst, ich trage sie zu gut?" Der Prokurator antwortete mit einer ausweichenden Handbewegung. „Ja, Fronsac, das meinst du, und das mußt du meinen. Und es ist in gewissem Sinn sogar wahr." — „Ach was," sagte der Andere nun, „du bist schließlich ein Mann und," mit einer Geste nach dem Bild im bienengestickten Ornate, „sein Soldat." — „Alles gut und recht. Aber das ist es nicht." — „Nicht?" — „Nein. Der Grund ist ganz allein der, daß ich auf eine Katastrophe von solcher oder ähnlicher Art seit langer Zeit vorbereitet war." — „So? Nun, wenn du den Herzog in dieser Weise beurteilt hast, dann begreife ich nicht . . ."

„Herzog, Herzog," unterbrach ihn Sebastiani und nestelte ungeduldig an seinem Kreuz, „der war damals knapp auf der Welt. Nein. Seit vierzig Jahren habe ich auf irgendeine schreckliche Geschichte gewartet, die mir oder meinem Hause passieren sollte, irgendeine blutige Mordgeschichte, versteh mich nur recht. Und es hat mich heimlich von Monat zu Monat gewundert, daß sie noch immer nicht kam, noch immer nicht, bis in mein zweiundsiebzigstes Jahr. Und nun, da es meine Tochter getroffen hat, ich habe sie, nebenbei, sehr lieb gehabt, Fronsac, nun kommt mir gerade das als die natürlichste und richtigste, sozusagen als die einzig logische Erfüllung meiner Angst vor."

„Verworren!" sagte der Prokurator und schüttelte erstaunt und mißbilligend sein ungepflegtes Haupt. Er saß in einem der Sessel nahe bei dem flammenlosen Kamin.

„Nein. Ich habe auf ein solches Unglück als auf eine Vergeltung gewartet. Ganz einfach darum, weil ich selber vor Zeiten den Tod einer schönen, einer wunderschönen jungen Frau verursacht habe. Einen scheußlichen Tod, Fronsac, einen scheußlichen Tod."

Der Staatsanwalt blieb ruhig. „Ein Soldat, der in fünfzehn Kriegen kämpft, kann die Hände nicht rein behalten," sagte er.

„Nicht im Krieg!" rief der Marschall und bewegte den Kopf, mit gefalteter Stirn. Er tat ein paar rasche Schritte und lehnte sich dann nahe bei Fronsac zwischen

beiden Armleuchtern gegen den Kamin. Er begann zu sprechen, und während er sprach, flackerten die Kerzen und ließen bald von rechts und bald von links her eines seiner dunklen Augen durchscheinend aufglänzen.

„Er hatte mich damals als seinen Botschafter nach Konstantinopel geschickt. Ich weiß nicht, ob du dich erinnerst?"

Der Prokurator brummte mit einer Art von Lachen: „Man kann wohl nicht umhin, weißt du."

„Es gab viel Arbeit. Dort, wie überall, waren es diese verdammten Engländer. Nun, meine Aufgabe war es, den Sultan vor ihnen zu schützen und ihn glauben zu machen, das geschähe um seinetwillen. Es war übrigens gut, daß wir zu tun hatten, sonst wäre es langweilig gewesen. Le Verrier war mit mir, wir waren beide gerade dreißig und allein mit unsrer Dienerschaft in diesem kahlen Haus in Pera. Was hast du übrigens in der Zeit gemacht?"

„1806? Ich war Rat beim Feldgericht der Garde. Leichter Posten."

„Langweilig war's. Keine Weiber vor allem. Und wir waren Paris gewohnt und s e i n e Feldzüge. Du weißt ja, wie es sein konnte, wenn er nach einem Sieg ins Quartier kam. ‚Duroc! Une femme!' Nun, und etwas Unwürdiges war nicht für ihn in Bereitschaft. Aber wir hatten es alle nicht viel schlechter als er. Nein, man langweilte sich nicht in diesen Kriegen.

Da unten aber — die Damen der Gesandtschaften waren alle häßlich oder alt, zufällig oder aus Prinzip, ich weiß nicht. Abgesehen von einer Russin, aber die war ihrem Manne treu, einem abscheulichen Nilpferd. Und von leichten Damen aus Westeuropa: nichts. Die Stadt war damals schon voll von den Janitscharen-Unruhen, und die süßen Kinder hatten alle Angst bekommen. Türkinnen aber — nicht daran zu denken. Ein gewisser Würdenträger vom Finanzministerium erklärte uns zwar eines Tages, er werde uns in einen Harem einführen; aber dieser Spekulant hatte da irgendwelche armselige, herrenlose Geschöpfe zusammengebracht. Ich sehe noch Le Verriers Gesicht. Er stand vor dem Würdenträger und sagte langsam und immer wieder: ‚Honteux, mon cher pacha, honteux!' Der Pascha wurde grau: er sah sich schon gehenkt, denn wir waren heimlich die Herren. Wir gingen mit sehr finsteren Gesichtern fort. Auf der Straße platzten wir heraus, — wir waren dreißig Jahre alt, wir Staatsmänner!

Wenn wir uns abends zu Hause in Pera gegenübersaßen und aus diesen merkwürdigen türkischen Pfeifen rauchten, dann pflegte Le Verrier mitten in ein Schweigen hinein plötzlich zu sagen: ‚Dieser verdammte Mehmet!' Damit meinte er den Sultan, und er verdammte ihn, weil er ihn beneidete. In gewissen Momenten sagte er auch wohl, unter allerlei Grimassen: ‚Einmal nur durch den Bab-i-seadad!' Das ist der innere Eingang zum

Serail, das ‚Tor der Glückseligkeit'. Es war das einzige türkische Wort, das er sich jemals merken konnte, dieser gute Le Verrier. Er war so ganz Franzose. Ein braver Kerl, er ist nachher bei Hanau gefallen. Ich lachte zu seinen Witzen und hatte sehr ähnliche Gedanken.

Sonst war es keine leichte Zeit in diesem Hexenkessel der Diplomatie. Ich war aber ziemlich erfolgreich, so erfolgreich, als man es eben gegen Engländer sein kann, Leute ohne Schwächen und ohne Phantasie. Eines Tages, nach einer Verhandlung von acht Stunden, hatte ich wieder einmal bei ihrem Unterhändler einen Verzicht durchgesetzt, einen ihrer berühmten ‚Verzichte auf Ingerenz', die im Durchschnitt alle fünf Wochen erneuert werden mußten. Wir saßen oder lagen, Le Verrier und ich, an jenem Abend ziemlich erschöpft in unserem Salon, da entstand draußen plötzlich Lärm. Ohne weitere Vorbereitung ging die Tür auf, es erschien ein riesiger, kriegerisch hergeputzter Mohr, eine Art Leibjäger, den wir kannten, und an ihm vorbei kam der Sultan ins Zimmer.

Das war etwas Ungeheures, eine Ehre ohnegleichen in Konstantinopel, — aber unter ihm war man ja allerlei Ehren gewohnt.

Dieser Mehmet war ein dicker Mensch, dessen Augen man kaum sah, und der mit Mühe auf seinen Beinen stand. Übrigens kein Narr und im allgemeinen gutmütig. Wir blieben zu viert im Zimmer, mit dem Großwesir,

einem stets lächelnden Menschen, der einmal in Paris gewesen war und ewig von den Galerien des Palais Royal schwärmte.

Der Besuch war ganz kurz, aber sehr feierlich. Der Sultan saß, wir drei standen vor ihm. Er sagte: ‚Du hast mir das Reich gerettet, General!'

Ich verbeugte mich. Ich dachte gar nicht daran, zu widersprechen.

‚Hast du einen Wunsch, General? Du kannst haben, was du willst.'

Das war unerwartet, ich wußte nicht recht, was ich antworten sollte. Was hätten wir damals alle auch wünschen sollen, die wir unter dem Kaiser dienten! Schließlich gehörte uns die Welt. Nicht?"

„Ja," sagte Fronsac in seinem Sessel.

„Ich überlegte, und wie ich überlegte, sah ich Le Verrier an, der dabeistand und gar nichts von der türkischen Unterhaltung begriff. Da kam mir das Ganze vor wie ein guter Witz, und ich sagte:

‚Dann bitte ich Eure Erhabenheit, den Harem sehen zu dürfen.'

‚Es ist gut, du kannst ihn sehen,' sagte Mehmet, erhob sich und verließ augenblicklich das Zimmer.

Am nächsten Nachmittag kam der Großwesir, um mich abzuholen. Le Verrier fuhr mit uns, aber der Großwesir erklärte lächelnd, er denke nicht, daß die Erlaubnis sich auch auf ihn beziehe. Und an dem berühmten Tor der

Glückseligkeit bestätigte uns das der bewaffnete Wächter mit bösartigem Nachdruck.

Le Verrier kehrte mit einer Grimasse um. Mich empfing in einer Vorhalle der Oberste Eunuch, und mit ihm begann ich den Rundgang.

Das Ganze war ziemlich mittelmäßig. Es war mir gesagt worden, bei der Auswahl für den Harem spiele Protektion bei weitem die Hauptrolle, und nun mußte ich das glauben, da ich diese banalen, angefetteten Geschöpfe sah. Übrigens war die Sache auch etwas peinlich. Denn natürlich sitzen diese Damen nicht alle so rudelweise beisammen, wie man sich bei uns das vorstellt, sondern jede, die irgendetwas gilt, hat ihre abgesonderte Wohnung, und da wurde ich nun überall hineingeführt, wie ein Idiot. Ich war zwar angemeldet, aber peinlich blieb es. Ein paar hübsche Gesichter sah ich ja, aber nichts Märchenhaftes. Das einzige, was mir gefiel, waren schöne Intarsienmöbel.

Wir kamen dann durch einen großen gekuppelten Raum, der wirklich so war, wie sich ein Franzose das ganze Serail vorstellt. Ein Dutzend Nebenfrauen saßen da auf farbigen Steinstufen und auf Polstern umher und schwatzten. Als wir eintraten, wurden sie stumm und standen in bäurischer Verlegenheit miteinander auf. Ich blickte in die Gesichter: es waren alles, ohne Ausnahme, grobe kleinasiatische Mägde.

Ich begann meinen so leichtsinnig verschwendeten Wunsch zu bedauern, und es verlangte mich fortzu-

kommen. Aber der Eunuch, gewissenhaft und unerbittlich, führte mich jenseits der Halle in eine zweite Flucht von Appartements. Und hier war es, hier sah ich das erste und einzige Weib, das mir in dieser ganzen Ansammlung zum Herzen, vielleicht auch nur zu den Sinnen sprach.

Es war ein ganz junges, schlankes und braunes Geschöpf mit feinen Händen und Füßen. Anders als die übrigen Vorzugsfrauen, die sich ängstlich darauf bedacht zeigten, eine imaginäre Würde zu wahren, sprang diese uns entgegen, froh offenbar, einer ungeheuren Langeweile für einen Augenblick zu entgehen, und fing an, zwitschernd wie ein Vögelchen auf uns einzureden, in einer Sprache, die ich nicht verstand.

Ich fragte meinen Begleiter, was sie für eine Landsmännin sei. Er sagte, eine Cypriotin. Sie sei erst wenige Wochen hier.

Mich ergriffen Mitleid und Begierde. Die braunen Augen der kleinen Person hatten einen so unendlich gutmütigen, naiven Ausdruck, und ihr gesticktes Oberkleid war so verlockend gebauscht. Ich nahm ihre braune, feste Hand und küßte sie auf das Gelenk.

Der Eunuch nötigte mich fort. Ich ging ungern. Er wollte mich noch immer weiter führen, aber diesmal gab ich nicht nach.

Als wir wieder in der Vorhalle standen, sagte er: ‚Mein Herr hat mir befohlen, an Eure Exzellenz eine Frage zu richten.‘

‚Frage nur.‘

‚Ist eine Frau im Serail, an der Eure Exzellenz Gefallen gefunden haben?‘

Ich sagte: ‚Jawohl, diese Cypriotin.‘

Er verneigte sich so tief, daß ich sein Gesicht nicht mehr sehen konnte, und sagte: ‚Eure Exzellenz werden die Frau heute abend noch als Eigentum erhalten.‘

Ich ging, sehr angenehm erregt, und erzähle Le Verrier unser gutes Glück. Wir ließen ein Zimmer zurechtmachen und stellten alles hinein, was sich an hübschen Dingen zufällig bei uns zusammengefunden hatte. Wir überlegten uns auch, ob wir das Geschöpfchen mitnehmen könnten; denn es war bereits die Rede davon, daß uns der Kaiser auf dem spanischen Kriegsschauplatz verwenden wollte ...“

Der Marschall, der fließend erzählt hatte, brach ab.

„Also was?“ fragte Fronsac ungeduldig und stand auf. „Der Sultan hat sie hinrichten lassen, wie?“

Er schien das Ganze nicht recht erzählenswert zu finden.

„Schlimmer, Fronsac, schlimmer,“ sagte der Marschall. „Am Abend nämlich, wie wir vergnügt warteten, brachte uns der schwarze Trabant ihren Kopf; ihren Kopf auf einer kupfernen Platte. Er war präpariert, alles Blut hatte man ausgedrückt, die Augen künstlich weit geöffnet und die Haare schön in Ordnung gebracht.“

„Oh pfui Teufel!“ sagte Fronsac.

„Ja. Der gute Le Verrier übergab sich. Ich biß mir in den Finger, um standzuhalten, dann nahm ich dem

schwarzen Kerl ein Schriftstück ab, das er mir hinstreckte. Ich konnte aber das Türkische, daß ich ja ein wenig sprach, nicht lesen und mußte mir die Botschaft am nächsten Tag übersetzen lassen. Der Sultan schrieb ungefähr:

‚Als Rechtgläubiger kann ich Dir, einem Christen, nicht eine Frau von meiner Religion überlassen. Aber auf diese Weise, die ich mir erdacht habe, bist Du wenigstens gewiß, daß diejenige, auf die Du Deinen Blick geworfen hast, auch sonst keinem Manne mehr gehören wird.'"

„Eine abscheuliche Geschichte," sagte der Prokurator noch einmal.

Nach einem Schweigen blieb Sebastiani mitten in dem großen Zimmer stehen, das die fast niedergebrannten Kerzen ungleichmäßig erhellten, und sagte, die Hand an der Kette seines Kreuzes:

„Ich bin wirklich nicht sentimental, Fronsac. Ich habe Rußland gut überstanden, ich habe auf des Kaisers Befehl bei Leipzig ein halbes Regiment sinnlos aufgeopfert, ich habe vor Lissabon neunzehn sächsische Meuterer erschießen lassen, kurzum also . . . Aber diese arme kleine Person mit ihrem abgeschnittenen, wächsernen Kopf hat mich verfolgt, überall: auf allen Schlachtfeldern, sobald es schief ging, später in England, in Neapel, in meinen Ministerien. Versteh mich: ich bin nicht allnächtlich mit gesträubten Haaren in meinem Bette aufgewacht, natürlich nicht. Aber ich habe ganz fatalistisch darauf gewartet, daß dieser Mord, den eine alberne Laune von mir verschuldet hat,

sich rächen würde, irgendwann, an mir oder an den Meinen. Es mag häßlich genug klingen, aber heute nun bin ich gewissermaßen beruhigt."

Eine Standuhr von strengen Formen, mit einem großen, goldenen N verziert, schlug zehnmal.

Sebastiani sagte wieder: „Ich glaube ja an nichts. Seine Generäle haben alle an nichts geglaubt. Aber ich kann mich schwer gegen den Gedanken wehren, als sei dieser Feigling von einem Choiseul ein Werkzeug gewesen . . ."

Es klopfte an der hohen Tür, und Baptist kam herein. Er sagte: „Ein Amtsdiener ist da mit einer Mitteilung für den Herrn Generalprokurator."

Fronsac verließ das Zimmer und kam fast augenblicklich wieder.

„Etwas in dieser Sache?" fragte der Marschall.

„Ja," sagte Fronsac. „Er hat sich vergiftet."

„Gut," sagte der Marschall.

Ein Abenteuer in Venedig

(Zum ersten Mal veröffentlicht im Jahre 1910)

Als nach stundenlanger Dauer die Versammlung der Aktionäre ihr Ende erreicht hatte, begab sich Direktor Steingräber so schnell als nur möglich nach Hause und beschloß, noch ehe er seine Wohnung erreichte, sterbensmüde und ziemlich degoutiert wie er war, Berlin und seinen geschäftlichen Posten für einige Wochen zu verlassen und sich nach Süden zu wenden. Den Nachmittag verbrachte er ordnend und versorgend an seinem Schreibtisch, später empfing er den Besuch des zu seiner Vertretung berufenen Herrn, gab beim Abendessen seinem Diener die nötigen Befehle und reiste am folgenden Morgen.

Er war allein in seinem Coupé, auf dem Klapptischchen hatte er sich ein paar Bücher zurechtgelegt, und er blickte von seinem Eckſitz aus auf die vorbeieilende herbstliche Landschaft.

Ja, diesmal handelte es sich nicht um eine bildende und den Geschmack läuternde Reise, — diesmal galt es einen entschlossenen Bruch mit der gewohnten tätigen und praktischen Existenz, eine Absage an all das, womit sonst sein Leben ausgefüllt war: an alle Versammlungen, alle Sitzungen und alle Besprechungen vertrau-

licher Art, an die durchprüfende, die organisierende, die überwachende Tätigkeit, die er jahraus jahrein in den Dienst des von ihm geleiteten industriellen Betriebes stellte.

Zugestanden freilich, daß es nicht die Berufspflichten allein, vielleicht nicht einmal hauptsächlich die Berufspflichten waren, denen er davonfuhr. Hatten ihn nicht vor drei Tagen erst, mitten unter den geladenen Gästen in einem Hause der Hitzigstraße, nach Tisch, als man angeregt und harmlos plauderte, für einen Augenblick in geradezu besorgniserregender Weise seine Kräfte gänzlich verlassen? Ein fader Geschmack war in seinem Mund, ja vorübergehend wurde es ihm buchstäblich schwarz vor den Augen. Zugegeben, daß er nicht der Kräftigste war, aber wo in aller Welt war der Kräftige, der zum hundertundsiebenten Male im selben Jahr über die Schauspielerin Frau Daurion im gleichen geheimnisdunkeln Tonfall die gleiche Lobpreisung unbeschädigt anzuhören imstande war? Es gab immerhin Grenzen.

Nun, dem allem würde er für eine Zeit entgehen, so gründlich, daß niemand ohne Not auch nur seine Adresse erfahren sollte. Zunächst freilich kannte er sie selbst noch nicht, seine Adresse.

Er richtete sich ein wenig auf, nahm eine Eisenbahnkarte zur Hand, die bei den Büchern lag, entfaltete sie auf seinen Knien und sah auf die Festländer, die Inseln und Meere von Europa mit der Nachlässigkeit des unbeschäftigten Reisenden, der für vierundzwanzig Stunden ein

freiwilliger Gefangener ist. Dann beschäftigte er sich im Besonderen mit den starken, schwarzen Linien, die auf der Karte unter den Bahnstrecken die wichtigsten bezeichnen. Er fing an, sich hübsche gerade Strecken herauszusuchen.

Petersburg—Wien—Venedig, dachte er und fuhr mit dem Zeigefinger quer über Europa hin, wahrhaftig, fast eine gerade Linie. Wie angenehm für alle, die mit dem Rußland-Expreß nach Süden reisen. Ach, den Rußland-Expreß, den gibt es nicht mehr! Aber Venedig...

Venedig war natürlich das Rechte für ihn. Man schrieb Oktober. Eine angenehme Empfindung nahm von Herrn Steingräber Besitz, die von dem Bilde verschlungener Kanäle und Gassen hervorgerufen wurde. In diesem Gewirr am wenigsten würde ihn jemand ausfindig machen, um von Geschäften oder von Frau Daurion mit ihm zu reden.

An dieser Gewißheit wurde er freilich irre, als er zum Abendessen in den Speisewagen hinüber kam und auf den ersten Blick eine große Zahl seiner Bekannten entdeckte, alleinreisende Herren und Herren mit ihren Damen. Man rief Halloh, nahm ihn in die Mitte und erwartete sich etwas von seiner Munterkeit. Die schien aber heute zu fehlen und kam erst ein wenig zurück, als er über die Reiseabsichten der Herrschaften im klaren war, die sich teils auf die Gegend um den Gardasee, teils auf Florenz, doch in keinem Fall auf Venedig richteten.

Frau Rechtsanwalt Struve sagte: „Was haben Sie selber denn vor, Direktor?" Dabei traf ihn ihr eigentümlich listiger Blick von der Seite, und bei diesem ihm wohlvertrauten Blick erinnerte sich Herr Steingräber plötzlich vergangener Situationen. Herrgott, dachte er, das ist ja noch kein halbes Jahr her! Und er neigte sich freundlich der hübschen Dame zu. Seine Auskunft aber blieb unbestimmt, und er empfahl sich bald. Man fuhr eben in München ein.

Herr Steingräber ließ sich das Schlafkabinett in Ordnung bringen, begab sich jedoch noch nicht zur Ruhe, sondern befaßte sich sitzend auf der Kante seines Bettes mit einem französischen Roman, den er im Lesen Blatt um Blatt weiter aufschnitt. Nach einer kleinen Stunde hatte er genug davon, er legte das Buch weg, oder vielmehr: er warf es mit einer Gebärde des Widerwillens irgendwohin in das Gepäcknetz.

Genügsam mußte die Welt doch sein! Da fand sie nun seit dreißig, fünfzig oder noch mehr Jahren ihr Amüsement an diesen gedankenlosen, kalten Machwerken. Das große Leben in Paris! Das Bois, die Opernloge, Spiel, Ehebrüche, lächerliche Duelle, ein leichenhaft starrer Turnus von Nichtigkeiten, die in dieser großen, arbeitsamen Stadt Paris möglicherweise das Dasein von ein paar tausend gleichgültigen Leuten ausfüllen: das ward der Erdkreis nicht müde, in immer neuen Schüsseln aufgetischt zu bekommen. Das war die Herrlichkeit, nach der

alle, die gedrückt oder gehetzt ein tätiges Leben führen, mit Sehnsucht die Augen aufhoben. Neureuther, der ihm dies Ding hier empfohlen hatte!

Er war entkleidet und lag, die Arme unterm Kopf verschränkt, auf dem Gurtenbett, sein Gesicht dem halboffenen Fenster zugewendet, durch das die Abendluft kühler hereindrang.

Neureuther, heute der erste Ingenieur von Berlin, wie ihn jemand genannt hat, ausgestattet mit einem Gehalt fünfmal so groß, als daß er es verbrauchen könnte, berühmt als Erfinder, gesellschaftlich auf dem vordersten Platz! Aber seine freien Stunden? Es muß ihm in der eigenen Gesellschaft doch verdammt wenig behagen, wenn er ihr die von Raoul, Claire und Gaston vorzieht!

Natürlich kann man es verstehen. Er kommt immer ganz abgehetzt zu sich selber, und dann gefällt es ihm da nicht. Aber was in aller Welt soll zuletzt so ein Treiben? Wenn er seinem Herrgott dermaleinst Rechenschaft abstatten soll über sein Leben, dann war es eine Kette von Arbeitsstunden und Diners.

Es war sehr hübsch, so zu liegen und ein bißchen träge die Gedanken laufen zu lassen. Er hatte das lange nicht gehabt. Hatte er es jemals gehabt? Wie war er selbst zu Hause in seinem Ich? Wo waren in seinem eigenen Dasein die Ruhepunkte, die Stunden vernünftigen Sichbesinnens, in denen er nicht dem Erwerb und nicht der Gesellschaft angehörte, und die ihm das Recht verschafften,

auf die Konsumenten der gelbgehefteten französischen Bücher mit bedauernder Mißachtung herabzusehen?

Es wurde ihm heiß in dem engen Raum, er warf die Decken von sich und ließ das Fenster ganz herunter. Ah, die Berge . . . Es ging aufwärts, langsam rückten Felsen und Bergwiesen im matten Mondlicht vorüber.

‚Neureuther, Neureuther!‘ — und die Direktor atmete tief auf, als er wieder lag — ‚was für eine Torheit von mir, einen fremden Namen vorzuschieben! Geschäftsstunden und Soupers, das ist auch bei mir das Ergebnis. Das werde auch ich beim großen Rechenschaftsbericht mitzuteilen haben, jawohl: Rechenschaftsbericht, in solchen Ausdrücken denke ich! Es ist jämmerlich wenig, es ist nichts. Aber was in aller Welt soll einer tun, um sich anzuklammern, um nicht fortgewirbelt zu werden und weiter fort und eines Tages plötzlich alt zu sein? An allen Wänden unseres Hauses sind Türen, aber wir bewohnen das Empfangszimmer und das Arbeitszimmer und betreten kein anderes.

In Indien leben Männer, die so heilig sind, daß sie freien Fußes über das Wasser gehen: das ist wahr, es ist eine Tatsache, beobachtet und übereinstimmend berichtet durch viele europäische Reisende, Leute, die sich von Ochsenfleisch ernähren und Frauen verführt haben, eine sichere Tatsache. Und ich meinerseits nehme davon Kenntnis, etwa durch Vermittelung eines Artikels im Berliner Tageblatt, und ich lebe dann weiter, als sei die Welt ganz

unverändert. Irgendwo wird eine Stadt aus tausendjährigem Schutt gegraben, die Leichen haben sich in die Lava eingedrückt, und nimmt man nun von den Höhlungen einen Abguß, so zeigen sie noch die Stellung, in der sie vom Unheil erreicht worden sind, einen zum Fliehen vorgestreckten Fuß, zur Abwehr emporgewendete Hände. Und der Hofhund liegt da, den Kopf auf den Pfoten, wie schlafend, und die Kette ist noch an seinem Halse. Ich lese auch das in der Zeitung, falte das Blatt zusammen und gehe in mein Bureau. Wäre es nun so abgeschmackt, dort in einem stillern Moment noch an den Hund zu denken oder an die immerhin merkwürdige Tatsache, daß die heiligen Inder die Naturgesetze aufheben und uns allen mit voller Unschuld den Boden unter unsern Füßen wegziehen? Aber liefe mir ein solcher Gedanke unter, ich glaube, ich wäre imstande, mich abends nach Geschäftsschluß zu einem tüchtigen Nervenarzt zu begeben, zwecks gründlicher Untersuchung.

‚Ich wäre imstande,' wiederholte sich Herr Steingräber ein wenig träge, und zog die Decke höher über seine Schultern. ‚Und ehe ich mir derlei Überlegungen gestatten kann wie heute, muß ich mir schon ein Eisenbahnbillett kaufen, das mir ein Recht gibt, einen Tag als Gefangener zu verbringen, abgeschlossen von jeder Möglichkeit, meine Zeit nutzbringend zu verwenden. Doch die ganze nutzbringende Tätigkeit kommt mir dabei so sinnvoll vor . . . so sinnvoll vor . . . als stünde ich mitten in einer schönen Land-

schaft, mit einem Tauende in der Hand . . . Tauende in der Hand . . . und nun müßte ich das Tau aufwickeln . . . und ich schritte, ohne einen Blick für die Felder und den Wald, in rasendem Marsch um den unsichtbaren Pfosten, an den das Tau vermutlich gebunden ist, in engerem und immer engerem Ring und rascher und immer rascher, bis ich an das nackte, kahle Holz anschlüge . . .'

Mit diesem Gedankengang war Herr Steingräber unversehens in einen leichten Schlaf und Halbtraum hinübergeglitten, und der Ruck, mit dem er zuletzt wider den Pfosten flog und der ihn aufweckte, war das Anhalten des Zuges.

Man war mitten in den Bergen, und durch die klare, kalte, nach Wäldern riechende Luft hörte Herr Steingräber die Maschine schnaufen. Ein Mann ging am Zug entlang und rief den Namen der Station aus: „Matrei, Matrei, Matrei."

‚Matrei?' Herr Steingräber richtete sich ein wenig in die Höhe. ‚Ein Ort am Brenner offenbar, denn ich habe noch nicht lange geschlafen. Woher ist mir der Name so vertraut? Man fährt mit Mauleseln in dieser Gegend. Muliwagen, Muliwagen. Man sagt Muli für Maulesel.'

Aber an mehr erinnerte er sich nicht und wunderte sich ohnehin über seine Kenntnisse, denn er war ja niemals hier gewesen.

Er war aber doch hier gewesen, nur vor sehr langer

Zeit. Als ein fünfzehnjähriger Knabe hatte er, zusammen mit den Eltern und der Schwester, drei Sommerwochen hier in der Gegend verbracht, an einem kleinen Ort im Stubaital, von wo aus schöne Gelegenheit war zu Ausflügen, sei es in die Berge hinein oder die Brennerstraße hinunter in der Richtung nach Innsbruck oder hinauf gegen Matrei. Man war in einem alten, kleinen und behaglichen Gasthaus einquartiert, und eben dort befand sich auch ein junges, frisches Servierfräulein, die schönes dunkles Haar besaß und sehr weiße Zähne, und mit der es auf unbestimmt reizende Weise wohl tat, sich zu unterhalten. Vor allem hatte sie eine Begabung, das Wort Muli so hübsch und kindlich auszusprechen, daß man unermüdlich versuchen mußte, es wieder und wieder von ihr zu hören.

Von all dem aber wußte der Direktor so gut wie gar nichts mehr, und hätte er sich einmal die Mühe genommen, das zu untersuchen, so hätte er gewiß nicht ohne Ärger bemerkt, daß seine zusammenhängenden Erinnerungen überhaupt nur bis zu jenem Tage zurückreichten, an dem er mit dem Eintritt in das große Geschäft seines Vaters zuerst tätig im Leben Fuß gefaßt hatte.

Etwas Anderes aber, etwas gleichfalls recht Fragwürdiges geschah mit ihm während der Minuten, die der Zug vor dem Bahnhof der kleinen Bergstation hielt. Verse fielen ihm in dieser Stille ein, gereimte Zeilen aus einem Gedichtbuch, dessen Namen ihm nicht gegenwärtig

und das ihm jedenfalls vor sehr langer Zeit in die Hände gekommen war.

Ach, als du jung warst, standen weit und breit
Viel hundert Seitenpfade dir bereit.

Da rief der Wald, der Fels, das wilde Tal,
Und du warst jung und hattest noch die Wahl.

Was gingst du diesen Weg, der staubbedeckt
Und schnurgerade sich ans Ziel erstreckt!

Diese Verse waren es. Der Zug setzte sich nun wieder in Bewegung, und Herr Steingräber begann im Ernst seine Nachtruhe. Sein schlummerndes Gesicht wies heute einen Ausdruck von lächelnder Weichheit auf. Es war ein regelmäßiges, bartloses Gesicht, mit nicht sehr hoher, doch breiter Stirne und mit achtbar geschnittenem Mund und Kinn. Das weich liegende Haar zeigte kastanienbraune Farbe und die Haut einen beinahe südlichen Ton, aber die nun geschlossenen Augen waren nicht etwa dunkel, sondern grau oder blau oder beides zusammen, jenachdem sie vom Lichte getroffen wurden.

Er erwachte inmitten einer sehr veränderten Landschaft von ernst geformten, mäßigen Höhenzügen und mattgrün belaubten, kleinen Wäldern; seine innere Verfassung war noch ganz die, mit der er eingeschlafen war. Er kleidete sich an, und wenn er zwischen zwei Blicken in den eingelassenen Wandspiegel durch das Fenster hinaussah, konnte er verfolgen, wie die Berge all-

mählich zurückwichen und der Zug sich zuletzt in einer Ebene fortbewegte, die gleichförmig mit jenen mattfarbenen Bäumen bepflanzt war. Er beeilte sich, fertig zu werden, und hatte gerade seine Reisetasche verschnürt, als man in die dunkle Halle des Bahnhofs von Verona einlief.

Er verließ den Wagen, gab die Tasche zur Aufbewahrung und fuhr in einem schmutzigen Mietwagen in die Stadt. Endlich verschwand das üble Vorstadtgemäuer vor soliden, alten Steinhäusern, in einer belebten Straße ließ er halten, bezahlte und schlenderte weiter durch die mittäglich geschäftige Stadt. Auf der Piazza d'Erbe kaufte er sich schöne Pfirsiche und sah, während er sie verzehrte, der Prügelei zweier kleiner Knaben zu, die auch sonst bei vielen Aufmerksamkeit und Gelächter hervorrief. Es kam ihm aber der Eindruck, als schlüge das Paar sich mehr aus Koketterie herum, denn aus wirklicher Wut, und er ging fort. Überall war Geschrei und Gekeif, Gestengetümmel und Gefühlsaufwand. In eine erstaunlich veränderte Welt führten diese zehn oder elf Stunden im Schnellzug.

Er stand nun bei der Säule am Ende des Platzes, die den Löwen des heiligen Marcus trägt, Venedigs Herrschaftszeichen, er blickte hinauf und erinnerte sich an eine frühere Reise, die an der Küste von Dalmatien hinuntergegangen war, und die ihm in jeder bewohnten Meeresbucht wieder und wieder den Löwen gezeigt hatte. Die

Regung von Ehrfurcht, die er verspürte, war sonderbar vermischt mit nervöser Vorfreude, denn heute abend würde er ja Venedig selbst wiedersehen; und während er seine Hand einen Augenblick lang auf dem kühlen, glatten Marmor der Säule ruhen ließ, ging ihm ein leichter Schauer den Rücken hinunter.

Nicht müde geworden, denn der Tag war keineswegs warm, umschritt er noch einmal den langen Platz, wandte sich dann um ein paar Ecken und gelangte von ungefähr eine sehr enge Gasse hinunter, eine Via delle quattro spade.

‚Vier Schwerter reichen aus,' meinte er bei sich, ‚das ist genug, um den Schlauch hier auf acht Tage zu schließen,' und er stellte sich dies Durcheinander von schmalen Gassen, die ein Einziger mit ausgereckten Armen absperren konnte, kriegerisch belebt vor, erfüllt vom Waffenlärm der Capuletti und Montecchi, so voll von Gefahren, daß niemand sich aus seinem Hause wagte, ohne ein Gebet zur heiligen Mutter, sie möge ihn die achtzig Schritt bis zur Piazza gnädig geleiten.

Er betrat ein kleines Gasthaus, das recht napoleonisch „Europa e aquila nera" hieß, speiste mit Appetit und ließ sich ein Zimmer geben, um zu ruhen. Er schlief aber nicht sogleich ein, sondern blickte unter allerhand lässigen Gedanken zu der gewölbten Decke hinauf, die dem kühlen, schmalen Gemach ein wenig den Charakter eines Sarges verlieh. Er befragte sich beiläufig auch darüber, was denn

nun dieser Aufenthalt hier in Verona eigentlich bedeuten solle, warum er nicht, wie er es vorgehabt, mit dem schönen Schnellzug, der bereit stand, die Reise sogleich zu Ende gebracht habe, und da ergab sich, daß er bei Nacht und Mondlicht in Venedig anzukommen wünschte. Heimlich vielleicht, doch darum nicht weniger unbedingt war diese romantische Absicht in ihm wirksam gewesen. ‚Nun also,' sagte er zu sich selbst, ‚ich bin ja auf dem besten Wege,' und er schlief ein.

Später dann fand er sich, von seiner Erinnerung geführt, vor dem römischen Theater, überschritt den Platz, ward eingelassen, wies einen Zudringlichen ab, der mit Erläuterungen beginnen wollte, und war ganz allein in der steinernen Weite. Seine Blicke umzogen das riesige Oval.

„Etwas Großes und doch eigentlich nichts zu sehen": der Ausdruck schien ihm gut für das Ganze, doch es war ihm, als habe er diese Worte einmal gelesen. Und er begann die hohen Stufen hinaufzusteigen, unvergängliche Sitze vermoderter Leiber, die hier stärker gelebt hatten denn irgendwo sonst, gewärmt und erregt von Schaulust und Grausamkeit. Aber es war schwer, die schweigenden, leeren Blöcke von der bunten, tobenden Menge voll zu denken und die Arena durchzuckt von den Schmerz- und Wutgebärden wilder Tiere und nackter Kämpfer. Es war wohl möglich für einen Augenblick, dann aber übte der Ort wieder einen sehr friedlichen Zauber. Die

Steinmassen, die hier zu einem gewaltigen, harmonischen Ganzen vereinigt waren, vereinigt vor Zeiten zu menschlichen oder kaum menschlichen Zwecken, schienen die Freiheit des einfachen, zwecklosen Daseins wiedergewonnen zu haben und zeigten eine Existenz wie vor zweitausend Jahren in den gelb und grauen Kalksteinbergen, aus denen man sie genommen hatte.

Während Herr Steingräber auf einer der oberen Stufen saß, den Kopf an die nächste angelehnt, erschienen unter ihm im Oval der Arena von Zeit zu Zeit schaulustige Besucher, einzeln oder in kleinen Trupps, geleitet von einem uniformierten Führer. Sie machten kaum ein paar Schritte durch den Sand und blieben dann beim Eingang stehen, und Herr Steingräber vermochte bei den meisten bis zu seinem Sitz herauf zu spüren, wie sie mit einem peinlichen Gefühl zu ringen hatten gegenüber dem Großen, an dem eigentlich nichts zu sehen war. Der Uniformierte klatschte in die Hände, um das Echo deutlich zu machen, und dann verließ man das Theater, um vermutlich dem Dom oder dem Grabe der Julia einen Besuch abzustatten. Schließlich kam niemand mehr.

Im Anhauch der Luft kündigte sich der Abend an, und es fiel Herrn Steingräber ein, daß um diese Stunde die Tore zugeschlossen wurden. Man hatte ihn vergessen. Einerlei, der Pförtner wohnte am Eingang und ließ ihn wohl hinaus. Warum übrigens schloß man ab? Um liebende Paare zu verhindern, auf den Stufen ihre Nächte

zu verbringen? Das sollte man begünstigen, dachte der Direktor, begünstigen. Und dann dachte er weiter: Oh, wie ist man allein!

Gestützt auf den einen Arm, den Blick über den jenseitigen Rand des Kraters hinweggerichtet, versank er in sich selbst und zog ein träumerisches Resumé seiner Existenz, wie er es weiter im Norden . . . dort . . . wohl nie und nimmer sich gestattet haben würde.

Die Sache war die, daß Herr Steingräber einen Freund besessen hatte, daß er, um es näher zu bezeichnen, einem Mann seines Alters, einem berufslosen, reichen jungen Herrn, den alle Welt für einen bloßen Sportsmann und Genießer hielt, im Geist so nahe gewesen war, als nur ein Mensch einem andern sein kann, und daß dieser andere an einem Pfingstmontag vor nun sieben Jahren auf einer süddeutschen Rennbahn sich die Wirbelsäule gebrochen hatte. Es war eine echte, wirkliche Freundschaft gewesen, mit gegenseitiger Billigung, Nachsicht, Hilfsbereitschaft ohne alle Grenzen, mit gemeinsam durchlachten, durchredeten, durchsonnenen Nächten, im ganzen eine auffällige Beziehung für einen Mann des tätigen Lebens.

Und er führte, während drüben die Stahlfarbe des Himmels zarter und lichter wurde und sich langsam in ein sanftes Rot verwandelte, auch die Frauen an sich vorüber, mit denen er, seit jenem Unglücksfall auf der Rennbahn, sich zu Trost und einigem Ersatz nahe Bekanntschaft geschlossen hatte. Aber er hielt keine dieser wohlgekleideten

Figuren in ihrem Vorbeiwandeln lange auf, ein wenig länger höchstens jene eine Berliner Schönheit, um die er anderthalb Jahre lang von so vielen beneidet worden war, und in deren Gesellschaft er diese ganze Zeit hindurch die tiefste Langeweile seines Lebens empfunden hatte . . .

Wie ging das eigentlich zu Ende damals? Allmählich wohl und ohne eine erkennbare Ursache. Aber nein, es handelte sich ja um Port Said! Eine Reisebeschreibung war mir in die Hände gefallen, vielmehr eine naive, farbenreiche Schilderung orientalischer Sitten, und was mich da so besonders fesselte, das war ein ganz entsetztes und ganz entzücktes Kapitel über Port Said . . . Das Ding war in einem miserabeln Deutsch abgefaßt, aber das Erzählte wirkte durch sich selbst, und einen so lebendigen Eindruck bekam ich von der häßlichen Stadt, wo sich die Laster und Seltsamkeiten zweier Welten treffen und sich hinter gleichförmigen, modernen Häuserfronten vereinigen, daß mir am gleichen Tage das Souper mit der schönen Dame völlig unerträglich wurde, daß ich nicht nur ihre Worte und ihre Mienen ganz einfältig fand, sondern mit demselben Widerwillen auch den Portier, die Kellner und die Gäste im Restaurant betrachtete und nicht allein sie, — sogar die Gabeln und Messer von hergebrachter Form und das Porzellan aus der Königlichen Manufaktur.

Natürlich lag es gar nicht an Port Said und an den

Lastern. Eine heilige Merkwürdigkeit aus Indien, die erschütternden Zahlen einer astronomischen Beobachtung, irgendeine Botschaft aus den Weiten des Daseins hätten gerade an diesem Tage dieselbe Wirkung ausgeübt. Mir kam eben mit einem Mal meine ganze Existenz nicht mehr sehr würdig vor, sie erschien mir lächerlich eng, eine miserable Ausnutzung der zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre, die mir etwa noch zur Verfügung standen. Nun, ich brach das Verhältnis ab, ich zog mich auch vom gesellschaftlichen Umgang fast ganz zurück und verbrachte meine Abende allein bei mir zu Haus. Ich sagte zu mir: die Welt ist ein tausendköpfiges Wesen, ich will im Kreise herumgehen und jeden Kopf in meine Hand nehmen, ihm in die Augen sehen und so vielleicht bis auf den Grund blicken. Ich war vermutlich ein Narr. Es fiel mir plötzlich ein, Kunstgeschichte zu betreiben, die Malerei einer gewissen Zeit meinem Gedächtnis vertraut zu machen, und eine Woche lang konnte ich alle Fresken Giottos auswendig, mitsamt den Kirchen, wo man sie findet. Ich fing eines Tages an Jacob Böhm zu lesen und war verzweifelt, weil ich so gut wie nichts begriff. Ich hatte ernstlich vor, Sanskrit zu lernen. Nun, und die Reise jetzt?

Herr Steingräber hatte lange Zeit ganz unbeweglich dagesessen, die Hände seitlich hingestützt; er hatte kaum bemerkt, wie die gelb und grauen Steine mit einem zart lebendigen, roten Schimmer sich verkleideten. Ein leichter Kitzel an seinen Fingern, ein Krabbeln von eiligen kleinen

Füßen seinen Handrücken herauf, brachte ihn an den Ort zurück. Über die Hand hinweg suchte ein längliches Insekt, ein brauner Käfer seinen Weg. Er wurde ergriffen, sanft von zwei Fingern festgehalten und betrachtet. Es war ein Laufkäfer, einer von der größern Sorte, hübsch von Gestalt, mit Rückenschild und zierlich gehörntem Köpfchen, aber an Farbe mit seinen berühmten, goldglänzenden Vettern nicht zu vergleichen. Für den Augenblick freilich war in dem Punkte wenig zu vermissen, denn das Abendlicht, das den tausendjährigen Quadern einen Schein des Lebens verlieh, gab auch den stumpffarbenen Flügeldecken einen warmen Schimmer, so daß sie, klein wie sie waren, doch aussahen wie schöne glänzende braunrote Seide.

Herr Steingräber, plötzlich gerührt und überhaupt in einem empfänglichen Zustand, sagte leise etwas zu dem Käfer, was einer freundlichen Begrüßung gleichkam, setzte ihn dann auf seiner andern Seite nieder, und nachdem er ihm so die Bergwanderung über zwei Arme und eine breite Brust erspart hatte, folgte er wie ein Wirt der unter der Tür steht, seinem Gast mit den Augen. Der aber lief nun keineswegs geradeaus über den schönen ebenen Steinboden, vielmehr hielt er jeden Moment inne, begab sich an den Rand der Stufe und blickte auf die nächste hinunter. Es war klar, daß er dort hinwollte und sich nur vor dem senkrechten Abgrund fürchtete, sei es weil seine Rasse keine Bergsteiger hervorbringt, sei es weil er sich an einem

von seinen Beinchen verletzt hatte. Und verzweifelt setzte er nach jedem Aufenthalt in rascherem Tempo seine Reise fort, seine aussichtslose Reise, die ihn drüben beim Tor zu einem noch weit schrecklicheren Abgrund führen würde, einem Abgrund von gut fünfundzwanzig Metern. Er würde umkehren und den gleichen Weg noch einmal zurücklegen, töricht und voll Hoffnung den ganzen Halbkreis zurück bis zum andern Tor und so noch öfters; denn vermutlich fehlte es ihm an Gedächtnis, und wenn nicht daran, so doch an Philosophie, um sich in eine Ritze zu legen und den Tod zu erwarten.

Herr Steingräber vermochte den Käfer, da es noch nicht ganz dunkel war, eine ziemliche Strecke weit mit den Blicken zu begleiten, er tat es bekümmert. Und mit einem Male, aber es war ihm nicht anders zu Mute dabei, als käme er einem Verbrechen auf die Spur, fragte er sich: wie ist er denn heraufgekommen? wer hat ihn denn heraufgebracht?

Es konnte sich nur um ein menschliches Bubenstück handeln, jawohl. Vielleicht hatte ihm der Schuft das eine Beinchen ausgerissen? Gewiß, es war irgendeine gemeine Seele, zu feige, um bei der Befriedigung ihrer schmählichen Leidenschaften die eigene Sicherheit zu gefährden, ein Lustmörder, der es in dieser Minute an dem Gedanken sich wohl sein ließ, wie sein kleiner Gefangener dort oben in der Arena verzweifelte . . .

Das geht zu weit, sagte Herr Steingräber zu sich selbst

und unterbrach den Ideengang. Ich bin ja nicht nach Italien gefahren, um ein Narr zu werden! Und entschlossen sprang er nacheinander drei der hohen Stufen hinab.

Er blieb stehen, er besann sich und kletterte nicht ohne Mühe zurück. Auf der Stufe, wo er gesessen hatte, wandte er sich nach links hin, schritt behutsam, mit den Blicken am Boden suchend, der nun grau und beinahe im Finstern lag, und fand das Tierchen nahe bei dem großen Absturz. Er hob es auf, er hielt es fest, allem Sträuben zum Trotz, und stieg ohne anzuhalten zur Arena hinunter.

„Adieu du," sagte er, ohne sich im geringsten mehr zu genieren und sah niedergebückt den Kleinen über den Sand hineilen.

Er fand die Pförtnerwohnung und ward hinausgelassen. Der riesige Platz vor dem Theater war abendlich belebt, Musik zog eben auf, man saß vor den Cafés. Herr Steingräber blickte auf seine Uhr. Er rief erschrocken einen Wagen herbei, versprach dem Kutscher ein Trinkgeld und erreichte mit Mühe und Not seinen Abendzug nach Venedig.

Du durchschreitest eine lärmende, schlecht beleuchtete, schmutzige Bahnhofshalle, die sich durch nichts von hundert anderen unterscheidet, du kommst mit dem Gepäckträger zustande, verlässest den Vorraum, betrittst den freien Platz.

Lärm? Hotelomnibusse? Ein Zeitungskiosk? Feierliche Stille vielmehr, schwarze Kähne auf spiegelndem Wasser, jenseits Tempelformen, die weiß im Mondlicht glänzen. Ein Hotel für die Nacht? Ja, dies oder dies. Zwanzig Ruderschläge weit bewegt sich das Boot auf der großen Fläche, dann biegt es in einer sanften, unfühlbaren Kurve nach rechts. Ein schmales Wasser, hohe Mauern zu beiden Seiten deines Weges. Nun gibt es nichts anderes mehr auf dieser Welt als stummes Wasser und stumme Mauern.

Es ist ein Labyrinth, du wußtest es gleich. Irgendwo treten die Steine auseinander für einen andern kleinen Kanal, einen von den unzähligen anderen, schmal wie der erste, schweigsam wie der erste, und an seinem Ende wiederum glaubst du die Einmündung eines dritten zu erkennen. Venedig muß ungeheuer groß sein. Da läuft eine Galerie am Wasser hin, dunkle, weitgezogene Bogen. Ein Schatten beugt sich über die Mauer. Oh, es gibt Menschen hier?

Der Direktor war nicht für die Dauer im Hotel abgestiegen, das verstand sich bei seinen Zwecken, und schon am Morgen nach seiner Ankunft machte er sich auf, ein Mietszimmer zu suchen, irgendwo, nur nicht in einer Pension oder in einem für Fremde überhaupt besonders hergerichteten Hause. Er würde keine Ansprüche

machen. Endlich, nach langen Fahrten und Märschen, fand er, was er wollte, nahe bei Santa Maria del Carmine und war recht froh, sich in diesem etwas abgelegenen Viertel unterzubringen. Er traf seine Vereinbarungen mit der Hauswirtin, holte selber seine Handtasche vom Hotel ab und seinen großen Koffer vom Zollamt, verwandte zurückgekehrt eine halbe Stunde darauf, das Mitgebrachte in dem leidlich hellen und geräumigen Zimmer ein wenig zu verteilen, und war eingerichtet für mehrere Wochen.

Ja, dies war nun Venedig, die seltsamste Stadt, ihm wohlbekannt und dennoch ihm wieder neu, diesmal auf neue Weise neu. Vielleicht war es ein ausgezeichneter Gedanke von ihm gewesen, sich gerade hierher zu wenden, um die Art von Dasein, darin es ihm zu eng und dumpf geworden, mit heilsamer Inbrunst zu verleugnen. Er war natürlich nicht unwissend genug, um sich einzubilden, diese Stadt sei als ein Idyll geplant, sei als ein Zufluchtsort für müde Seelen auf den zahllosen Inseln aufgebaut, mit eisernen Pfählen hier ins Meer gerammt worden. Allerdings hatten Not und Kampf auch diese unvergleichliche Siedelung entstehen lassen, allerdings waren die Enkel, die sie übernahmen, alles eher gewesen als sanfte Träumer und hatten, dem zum Beweise, die Welt erobert. Doch was verschlug das heute!

Herr Steingräber vermied es fast ängstlich, sich in der Stadtgegend zu zeigen, die von den Fremden bevorzugt

wird. Als er gleichwohl einmal, es war am fünften oder sechsten Tage nach seiner Ankunft, sich eines Einkaufs wegen in die Merceria wagte, ging zwei Schritte von ihm entfernt Frau Rechtsanwalt Struve vorüber. Er wendete den Kopf zur Seite und flehte sie innerlich an, sie möge ihn nicht erkennen. Er war in diesem Augenblick weit davon entfernt, sich an gewisse Zusammenkünfte mit dieser Dame zu erinnern, die nun ohne ihren Mann, originell und hübsch angezogen, hier in Venedig flanierte. Lange hatte sie es offenbar nicht ausgehalten am Gardasee. Nun, Gott sei gelobt, sie war vorüber . . .

Am liebsten war ihm Venedig am Abend, zuerst schon, als noch der Mond den kleinen Löwen, die allenthalben über der Tür oder in Nischen sitzen, die schnurrbärtigen Gesichter erhellte, vollends aber, als die Nächte finster wurden und die Stadt als ein ununterscheidbar verworrenes Ineinander von mächtigen Bauten und reglosen Wasserstraßen sich darstellte. Die vielen steilen, kleinen Brücken zumal wurden für Herrn Steingräber mit jedem nächtlichen Streifzug wunderlicher und reizvoller, sei es, daß er vom Gondelkissen zu ihnen aufschaute und schattenhafte Gestalten über sie weggleiten sah, hastige Nachtwanderer, die aus dem Dunkel einer Gasse hervoreilend sich plötzlich hoch hinaufgehoben zeigten, um alsbald jenseits zwischen den Steinen zu verschwinden; sei es, daß er selber von Platz zu Platz und aus unbekannten, engen Straßen in noch unbekanntere, engere hinschlen-

dernd mit einem Mal die Häuser auseinandertreten und im Laternenschein Brückentreppen emporführen sah. Nicht selten dann, daß angelehnt an die Balustrade, einen Fuß auf die unterste Stufe gestellt, die Gestalt einer Frau sichtbar wurde, mit bloßem Haar, den Fransenschal um die Schultern, die, unbeweglich ganz und gar, auch beim Erscheinen eines Mannes kaum die Augen wendete.

Nicht schlecht, dachte Herr Steingräber bei einer solchen Gelegenheit, nicht ohne eine gewisse Würde, sympathischer jedenfalls als bei uns zu Lande. Übrigens möchte ich gerne wissen, wo man hier die tizianisch blonden Frauen zu suchen hat, ich sehe nichts anderes als braune und schwarze Haare. Er überschritt die Brücke und schaute zurück, allein die Frau hatte sich nicht nach ihm umgedreht. Er ging in die Gasse hinein. Mit einem Mal taten sich die Mauern voneinander, Stimmengeräusch traf sein Ohr, und wie es ihm öfters schon auf seinen Wanderungen durch Torbögen, Galerien und enge Durchlässe ergangen war, sah er sich unvermittelt unter den Arkaden der Piazza San Marco, die im schwachen Schein ihrer Gaslaternen mattspiegelnd dalag, und wo zu der späten Stunde vereinzelt vor den Kaffeehäusern noch Gäste saßen.

Auch Herr Steingräber nahm Platz, ließ sich einen Becher Limonade kommen und blickte abwechselnd auf die Umrisse der alten Prokurazien, die sich drüben unsicher zu erkennen gaben, und auf die Figuren der Mäd-

chen im Hut und der Mädchen im Schal, die sich langsam auf dem Marmorboden des Platzes vorüberbewegten.

„Bringen Sie mir noch etwas gestoßenen Zucker," rief er dem Kellner zu, auf deutsch, denn warum sollte man sich dieser gewandten Kreatur gegenüber, die ohne Zweifel fünf Sprachen verstand, eine solche Bequemlichkeit nicht gestatten.

„Sehr wohl."

„Sie ärgern sich," sagte mit österreichischem Akzent ein Herr, der eben an seinem Tischchen Platz genommen hatte, „Sie ärgern sich, weil Ihnen die Flaggenstangen die Aussicht auf San Marco zerschneiden?"

Er schwieg einen Moment, wie abwartend.

„Das Dekorative ist immer der Feind des Schönen," setzte er schließlich hinzu.

Herr Steingräber wandte langsam sein Gesicht herum.

„Ja," sagte er obenhin, und nichts weiter. Zu sich selber sprach er: nein, er sieht passabel aus. Übrigens kann man die Kirche kaum erkennen und die Fahnenstangen nun vollends nicht.

Auf dem Metallstühlchen zur andern Seite des kleinen Tisches saß ein Herr von vielleicht fünfunddreißig Jahren, dessen ein wenig zu fettes Gesicht starke Augenbrauen aufwies, einen bürstenartig geschnittenen Schnurrbart und eine Nase, die, ohne eigentlich krumm zu sein, unterhalb der Mitte plötzlich in scharfem Winkel abbog. Dies

verlieh der Nase eine ernsthafte Ähnlichkeit mit einem Geierschnabel und den Zügen des Herrn ein Gepräge von Stolz und Wagemut. Sein Kinn freilich war unsicher gebildet und klein und trat von der Unterlippe fast unmittelbar zurück; für den Direktor war diese Einzelheit im Augenblick kaum zu erkennen. Dagegen sah er, daß der Fremde in einem ruhigen Anzug von dunkelblauem Stoffe dasaß, daß er einen niedrigen, englischen Kragen trug und als Krawatte ein breites, dick geknüpftes Band von gestrickter Seide. Auf einem freien Stuhl lagen ein hellgrauer weicher Filzhut und ein Paar braune Handschuhe aus Wildleder.

Seit zehn Tagen habe ich bei Gott mit keinem Menschen gesprochen außer mit dem Barbier und mit meiner Frau Benassени! Der Direktor neigte sich ein wenig vor.

„Sind Sie wirklich dieser Meinung?" fragte er. „Ich möchte denken, es gäbe hier in Venedig Beispiele vom Gegenteil. Man erstrebte das Dekorative, und es wurde etwas Schönes daraus, nicht?"

„Sie haben recht," rief der fremde Herr mit deutlicher Freude, „Sie haben ganz recht. Wie man so manchmal daherredet! Ich hätte bloß an San Marco selber denken müssen. Da ist ja Gold und Marmor zusammengehäuft in allen erdenklichen Stilen, und für wen, no, für wen? Für die fremden Gesandten, die zum Dogen herfuhren. Die sollten gleich einen ordentlichen Begriff von Venedig bekommen und recht klein werden!"

Herrn Steingräber kam die freudige Zustimmung des Herrn eigentlich überraschend, doch liebenswürdig war sie, kein Zweifel.

„Aber," rief jener nun, „ich merke jetzt erst, daß man überhaupt gar nichts mehr von San Marco sieht! Übrigens: von Slozek."

Er hat es eilig, dachte der Direktor, griff an den Hut und nannte seinen Namen.

„Erfreut. Ja, die Piazza ist schlecht beleuchtet, man rechnet mit dem Mondschein. Praktische Romantik, haha. Ich habe nur einmal ordentliches Licht hier gesehen: Fackellicht, taghell, das war wundervoll, sage ich Ihnen."

Er machte wieder eine Pause, wie um der Frage Raum zu geben, bei welcher Gelegenheit er diesen Eindruck davongetragen habe.

„. . . das war damals bei der Grundsteinlegung zum neuen Campanile. Der Hof war da, die Königin, eine schöne Frau die Königin, der König, ganz kleiner Herr, und hinter ihm her seine Offiziere, einer kleiner als der andere, komischer Anblick, besonders für jemand, der deutsches Militär kennt. Sie sind Berliner?"

„Ja," entgegnete der Direktor, und vielleicht weil die Stimmen verstorbener Erzieher ihn zur Gesittung mahnten, fügte er auch seinerseits eine Frage hinzu.

Es stellte sich heraus, daß Herr von Slozek österreichischer Offizier gewesen war und als Oberleutnant der Artillerie angehört hatte.

„Artilleriſt?" ſagte Herr Steingräber. „In Wien? Da kennen Sie natürlich . . ."

„In Graz," ſagte Herr von Slozek, „hübſche Stadt, Graz."

Aber der Direktor, der nun große Luſt zum Plaudern verſpürte, nannte die Namen einiger Grazer Familien, zu denen er in Beziehungen getreten war, die eines Bankiers, die eines Gerichtspräſidenten. „Dort ſind reizende Töchter im Haus, Herr Oberleutnant."

„Ich habe wenig verkehrt, gerade damals, aus Gründen, aber Sie werden lachen! Was halten Sie von melancholiſchen Offizieren? Schließlich habe ich meinen Abſchied deswegen genommen, um es nur zu geſtehen! Ich brauche Ihnen bloß zu ſagen, daß ich von mütterlicher Seite her mit Lenau verwandt bin," ſchloß er mit einem weltmänniſchen Lachen. Dann aber, wie jemand, der von einer voreiligen Vertraulichkeit ablenken will: „Was halten Sie von der jungen Dame da? Nein, dort, ſchöner Gang, wie?"

„Wo ſind die tizianiſch Rotblonden?" antwortete Herr Steingräber und reichte ſein Zigarettenetui hinüber.

„Oh, danke. Übrigens, die Kellner gähnen ſchon laut!"

Sie ſtanden zuſammen auf, ſchritten langſam die Arkaden hinunter und durch den Ausgang unter dem Atrio.

„Die Tizianroten ſind nicht ausgeſtorben," ſagte Herr von Slozek, „ſie ſind nur ſelten natürlich, ſelten."

„Warum sind sie denn so selten geworden? Hier auf den Inseln . . ."

„Nicht geworden. Sie waren schon damals eine Rarität, ganz sicher, und wahrscheinlich haben sich die Kokotten, die bei den Malern Modell saßen, alle nach den zwei, drei echten Exemplaren gefärbt. Helles Haar ist ja das Höchste hierzulande. Sie müssen, um allerhand zu erleben, nur einmal mit einer blonden Frau in Italien reisen!"

„Übrigens," rief er und blieb vor einem schreiend gelben Plakat stehen, das gerade unter einer Ecklaterne eine riesenhafte, fensterlose Mauer verunzierte, „da haben Sie ja, was Sie suchen! Die Villani singt in der ‚Norma', das ist die schönste Rotblonde, die Sie sehen können, echte Venezianerin, garantiert. Ich gehe bestimmt hin."

Und mit einer flinken, anmutigen Bewegung, wie befeuert von einem plötzlichen Einfall, wandte er sich herum. „Kommen Sie doch mit!" sagte er munter.

„Ja . . ." sagte Herr Steingräber zögernd.

Aber der Offizier faßte ihn leicht am Arm. „No was, seien Sie nicht so preußisch steif! Wirklich, ich garantiere Ihnen eine first rate rotblonde beauté!"

Eine first rate — rotblonde — beauté! dachte Herr Steingräber kritisch.

„Und dann überhaupt, wenn Sie das Fenice-Theater noch nicht kennen! Ich war gut und gern meine fünfzig Mal drin, und immer begeistert mich's wieder, wie man

da schon anfährt! Die Freitreppe vom Vestibül herunter geht direkt in den Kanal, Sie legen mit der Gondel an, vor Ihnen und hinter Ihnen kommen Gondeln mit den schönsten Frauen: großes Decolleté unterm Pelz. Dieses süße, fette Venezianer Fleisch!"

Die Melancholie scheint sich immerhin gebessert zu haben in der Familie — seit Lenau! stellte Herr Steingräber bei sich fest. Allein das Bild der farbig belebten Theatertreppe, die zum Wasser hinunterführt, war unstreitig nicht ohne Reiz, und man trennte sich mit der Verabredung, am folgenden Abend kurz nach acht Uhr wieder zusammenzutreffen.

Am Morgen war Herr Steingräber verdrießlicher Laune. Er ging nicht aus dem Haus, ließ sich um Mittag ein Gabelfrühstück besorgen, das miserabel ausfiel, und lief im übrigen brummend von einer Ecke zur andern.

Gut, er war nun also hier in Venedig, völlig befreit von den Geschäften seines Alltags, durch nichts verhindert, sich gefangennehmen und umwandeln zu lassen. Wie aber verbrachte er seine Tage? Oh, nicht eben schlecht, nicht völlig schlecht, etwas Besonderes aber kam nicht zustande. Er ging und fuhr ja mit Vergnügen spazieren durch unberühmte Gassen und Kanälchen, er machte ein paar Ausflüge in die Lagune hinaus, nach Burano, nach Chioggia, er las einiges, er schlief gut und lange; nichts

jedoch stellte sich bei all dem Zeitvertreib ein, was auf eine Veränderung des Gemüts, auf eine, wie Herrn Steingräbers Ausdruck hieß, Erweiterung seiner Seele hingedeutet hätte. Es gab wahrhaftig Tage, an denen er der Versuchung schwer widerstand, aus Berlin sich die eingelaufene Post nachsenden zu lassen und gleichzeitig von seinem Vertreter einen Bericht zu erbitten; es passierte ihm, daß eine Art von Verlangen ihn ergriff nach seinem mit soliden Möbeln ausgestatteten Privatbureau, wo er mit höflichen Herren angenehme geschäftliche Verhandlungen zu führen pflegte.

Am meisten aber ärgerte, ja bedrückte den Direktor die Wahrnehmung, die er nun heute an sich machte: er wartete mit Ungeduld auf das abendliche Zusammensein mit dem Oberleutnant: mit Ungeduld, obgleich er sich doch beinahe grollte für die etwas disziplinlose Bereitwilligkeit, mit der er sich dem fremden Menschen angeschlossen hatte.

Ein böses Zeichen, ein sehr böses Zeichen, dachte er auf seiner Wanderung durch das Zimmer, und einmal sprach er es sogar laut aus. Jedoch das verhinderte nicht, daß er schon am frühen Nachmittag immer häufiger die Uhr hervorzog.

Schließlich, es war gegen vier, machte er sich fertig, stieg die Treppe hinunter und ging davon in der Richtung gegen San Marco. Er bog um die nächste Ecke und sah sich plötzlich Auge in Auge mit dem Oberleutnant, der mitten in der Gasse stand, breitbeinig und die Hände auf

seinen Stock gestützt. Herr Steingräber war überrascht, aber noch mehr erfreut, und da auch Herr von Slozek durchaus glücklich schien über den Zufall, spazierten sie zusammen weiter.

Als sie plaudernd in die Nähe der Kirche von Santa Maria Formosa kamen, erklärte Herr Steingräber, dies sei eine hübsche Gelegenheit zu einem Besuch bei seiner liebsten Venezianer Freundin, der heiligen Barbara, die ja hier wohne. Sie traten ein, und der Direktor fand seine Freundin ebenso frisch und ebenso achtzehnjährig wieder, wie er sie einst auf einer Fahrt mit seinem nun toten Freund zum ersten Mal erblickt hatte, und wie er sie, bei diesem Gedanken verweilte er und sprach ihn auch aus, noch bei seinem letzten Besuch in Venedig als alter Herr wieder antreffen würde.

Slozek schwieg aufmerksam, und sie verließen die Kirche. Aber als sie dann, ein paar Gassen weiter, beim Colleoni eine Gruppe häßlich gekleideter Reisender stehen sahen, die unverwandt von der verkehrtesten Stelle zu dem Reiterbild emporstarrten und törichte Ausrufe vernehmen ließen, da sagte Herr Steingräber:

„Eigentlich, wie ist es möglich, wie bringt man es fertig, als Fremder unbefangen hier herumzugehen, mit Gedanken, von denen man wissen muß, daß jeder Fremde vorher sie auch gehabt hat, mit genau denen?"

„No ja," bemerkte Herr von Slozek tastend, „ist das schließlich nicht das Natürlichste?"

„Das Natürlichste ist es freilich, aber doch erschreckend. Es kann ja hingehen, wenn sich die Leute zu Hause aufführen wie alle Welt, wenn sich dort keiner vom andern ein bißchen unterscheidet, aber hier, in einer so veränderten, so einzigen Umgebung! Sehen Sie, Herr von Slozek, wenn ich im Wald einem Eichkätzchen begegne, das an seinem Baum hinaufhüpft, dann sehe ich gerne hin und weiß doch, daß es die gleichen Kletterzüge und Sprünge machen wird, wie sein Urururältervater vor hundert Jahren und wie alle, die seitdem im Walde dahergeturnt sind, ich weiß, daß es ein Unsinn wäre, von einem Eichhörnchen-Individuum zu reden, und daß meines im Grunde noch das gleiche ist wie das vor hundert Jahren. Aber all diese Leute da in den Kirchen von Venedig und Florenz und Rom, vor den Denkmälern, den Bildern und den schiefen Türmen, daß die sich wirklich nur durch den Westenschnitt von denen unterscheiden sollen, die hundert Jahre früher in Dresden oder in London herumgelaufen sind!"

Sie riefen eine Gondel an und waren bald im großen Kanal. Herr von Slozek hielt von der Seite her seine Augen aufmerksam auf den Direktor gerichtet, die Bildung seines weichlichen Kinns hatte unbedingt an Bestimmtheit gewonnen.

„Da, sehen Sie, Herr Direktor," sagte er plötzlich und deutete mit leichter Bewegung auf eine größere Barke, die neben ihnen herglitt, dicht besetzt mit einer

vielköpfigen britischen Familie vom niederschlagendsten Aspekt. Man befand sich der Piazzetta gegenüber. Eine hochaufgeschossene Tochter, deren Kopf von einem auffallend kleinen Hütchen etwas lächerlich bekrönt war, las der schon beginnenden Dämmerung trotzend mit gleichmäßiger Stimme aus ihrem Handbuch vor, und jedes ihrer eindringlichen Worte war deutlich zu hören. „At left," las sie, „between the Libreria and the Royal Garden you remark the Old Zecca or Mint", und bei jedem Namen drehten sich alle Köpfe taktmäßig in der bezeichneten Richtung.

„Am unbegreiflichsten," bemerkte Herr von Slozek mit Energie, „sind eigentlich die Gondoliere hier im Kanal, die immerfort an den Palästen in die Höhe deuten und Namen nennen, immer mit der gleichen Geste und immer mit der gleichen, geübt zärtlichen Stimme. Wahrscheinlich haben sie die Bewegung und den Tonfall schon vom Vater und vom Urgroßvater geerbt. Ja, eigentlich," und hier erhob er seine Stimme ein wenig und sprach langsamer, „eigentlich ist es immer der gleiche Gondolier."

Er beobachtete den Direktor gespannt. Das Experiment schien gelungen.

„Ach ja," sagte Herr Steingräber, „der gleiche Gondolier."

Herr von Slozek lächelte befriedigt. „Aber schließlich," fügte er nach einer Pause hinzu, „geht es uns nicht allen so? Der Küster vor unserer heiligen Barbara, der

immer den gleichen grünen Vorhang zur Seite zieht, oder ein deutscher Bauer, der jahraus jahrein seine Feldarbeit macht . . ."

„Wahr," sagte der Direktor. „Es geht uns allen so, Sie haben recht."

„Sie sind Industrieller?" fragte Herr von Slozek unvermittelt. Und Herr Steingräber, vielleicht wiederum den Stimmen verstorbener Erzieher folgend, oder auch weil seiner Meinung nach ein Mann von der Geistesart des Herrn von Slozek Ansprüche machen durfte, gab Aufschluß über seine Tätigkeit.

Nicht ganz am Platz diese Frage, gerade jetzt, meinte er immerhin zu sich selbst, nun, der Mann ist ein bißchen verwildert. Und aus seinem Gedankengang heraus fügte er hinzu: „Ja, Sie haben es da gut, Herr von Slozek, Sie reisen, Sie fliegen, Sie sind ganz frei!"

„Wir sind alle eng gefesselt," erwiderte der Oberleutnant mit einer wiederum dunklen und gepreßten Stimme.

Man nahm irgendwo in der Eile eine kleine Mahlzeit ein, bestieg von neuem die Gondel und landete vor La Fenice. Treppe und Vestibül waren schon leer. In brausenden Stößen drang die Musik heraus.

Während des zweiten Zwischenaktes, als sie sich unterhielten, erschien mit einer Art von Laufschritt in der Reihe vor ihnen, wo einige Plätze leer waren, ein kleiner,

dunkelhaariger Mann mit feurigen Augen, tat seiner Eile plötzlich Einhalt und schüttelte dem Oberleutnant mit Enthusiasmus die Hand.

„Ja, das ist reizend, sind Sie auch herinnen, Slozek, die Villani anschauen, das ist gescheit! Eine Stimme, eine Stimme, so das gewisse Streichelnde! Oh Pardon, Sie sind in Gesellschaft . . ."

Herr von Slozek stellte vor.

„Hocherfreut! Hat Sie der Slozek hereingeführt? Ja, auf dem seinen Rat kann man sich verlassen, der kennt sich aus, ob es ein Frauenzimmer ist oder ein Theater."

Er sprach wie er ging, hastig und abrupt, übrigens mit stark ungarischer Färbung.

„Ja," sagte Herr Steingräber, „ich bin Herrn von Slozek sehr dankbar. Die Villani ist vorzüglich und auch die andern . . ."

„Ja, finden Sie? Auch die andern? Sie haben recht, nicht übel, obzwar das Starumwesen, das Starumwesen! Wo geht's denn Ihr nachher noch hin?"

Der Direktor hob den Kopf. Herr von Slozek gab etwas zur Antwort.

„Nach Haus? Jetzt das ist originell! Aber das Licht geht aus, man fangt wieder an! Ich empfehle mich, Herr Direktor. Rivederla, Slozek, Adieu!"

Das Licht blieb vorderhand wie es war, und der Direktor, als er zufällig auf das Trittbrettchen am Boden niederblickte, sah, wie sich unter dem Lackleder von Herrn

von Slozeks linkem Halbschuh die Zehen nervös bewegten; ja bei einer besonders heftigen Bewegung des Fußes ließ sich, da der Schuh ein wenig hinuntergezogen wurde, deutlich erkennen, daß der elegante, dunkelblauseidene Strumpf an dieser Stelle ein Loch hatte.

Dieser kleine Mangel rührte den Direktor und stimmte ihn beinahe zärtlich. Ja, dachte er, die eleganten Leute ohne Frau — mit den vielen Frauen, die keine Löcher zustopfen! Und er hatte Lust, bei sich selbst an der nämlichen Stelle nachzusehen.

„Haben Sie sich geärgert?" fragte Herr von Slozek mit einer seiner jugendlich raschen Kopfdrehungen. „Ich meine: wegen des ‚Ihr'."

„Wegen? Aber ich bitte Sie!"

„Oh, ich könnte das sehr gut begreifen. Aber enfin, man muß diesen Ungarn schon etwas nachsehen. Immer noch ein bißchen Steppe, ein bißchen finnisch-ugrisch."

Herr von Slozek lachte sein angenehmes Lachen . . . Es wurde dunkel.

„Auf die Piazza? Wieder auf die Piazza, Herr Direktor? Wird das ewige Café Florian nicht schließlich ein bißchen fade? Wenn's Ihnen recht ist, machen wir die paar Schritte bis zum Campo San Bartolommeo. Da ist ein kleines Café, auch mit Tischen vor der Tür, man hat den netten, lustigen Goldoni unter den Augen und ein ganz hübsches Leben und Treiben."

Wirklich standen und wandelten, als sie dort an-

kamen, noch allerhand Paare und Gruppen umher; einige von den Mädchen zeigten feine, blasse Gesichter über ihrem schwarzen Schal, wenn sie im Lichtschein der Laterne vorbeikamen.

„Aber," sagte Herr von Slozek plötzlich, wie erschrocken, „da habe ich vielleicht eine schöne Dummheit gemacht! Schleppe ich Sie mit hierher und weiß gar nicht, ob Sie am Ende hernach nicht einen Riesenweg haben!"

Der Direktor bezeichnete seine Wohnung.

„Ah, das ist vernünftig, Sie reißen aus vor den Hochzeitspärchen! Und nun wollen Sie sicherlich erfahren, wo ich wohne. Wenn ich Ihnen das nur sagen könnte!"

„Wieso, Herr von Slozek? Sie wohnen doch vermutlich irgendwo?"

„Vermutlich, haha, verzeihen Sie, daß ich ein bißchen lache, Herr Direktor. Nein, ‚vermutlich' wohne ich gerade nirgends, aber zufällig wohne ich heute Nacht doch irgendwo, zufällig!"

„Wissen Sie," fuhr er in einem zugleich trockenen und betrübten Tone fort, „die Sache ist die: ich bin ein wenig anspruchsvoll in der Beziehung, ja. Ich glaube, gut die Hälfte von allen Hotelzimmern, die es in Venedig gibt, kenne ich aus eigenem Gebrauch. Ich brächte es wahrscheinlich nicht fertig, mich so für die Dauer bei Frau Benassени einzuquartieren, nein."

Herr Steingräber sah überrascht auf. Er rief: „Aber

woher wissen Sie denn den Namen meiner Quartierwirtin?"

„Nun bitt ich Sie," bemerkte Herr von Slozek nach einem kleinen, erschrockenen Zögern, und er brachte es wirklich zustande, daß seine Antwort wie ein Vorwurf klang, „Sie haben ihn mir ja vor drei Minuten selber genannt."

„Ich? Aber natürlich ist es so. Was für eine blödsinnige Frage von mir! Verzeihen Sie."

„Bitte," sagte Herr von Slozek, und in trübem Tone fuhr er fort zu erzählen.

„Ja, es ist sonderbar mit mir, Herr Direktor, es sind die Nerven, oder auch etwas mehr als die Nerven. Sehen Sie, da komme ich also in ein Hotel. Man gibt mir zwei große Zimmer im ersten Stock, ein bißchen teuer vielleicht, aber hübsch; gut, es ist mir recht, und hoffentlich bringe ich es nun fertig, hier einmal länger als vierundzwanzig Stunden zu bleiben! Die Fenster gehen auf den Großen Kanal, die Möbel können passieren, es ist sogar eine ordentliche Chaiselongue da und ein tiefer Stuhl zum Lesen, gut und schön. Und des Abends um halb zehn fängt nebenan ein Schwede an zu schnarchen, man erkennt die Schweden an ihrem Schnarchen, wissen Sie," und Herr von Slozek beugte sich vor, um seine Worte durch Gesten zu verstärken, „wissen Sie, er schnarcht impertinent, so ein ziehendes, sattes Scharchen, das Ihnen Ihren Frieden zersägt und Sie in Gedanken zum Mörder werden läßt!"

„Aber . . . haha . . ." Der Direktor lachte leise.

„Ja, Sie lachen, Herr Direktor. Aber anderswo, wenn niemand schnarcht und nicht einmal eine Wasserleitung in der Nähe taktmäßig tropft, dann hat vielleicht die Tapete ein so verwirrend sinnloses Muster, daß es der reine Selbstmord ist, hinzublicken, und doch m ü s s e n Sie hinblicken, Sie müssen sogar das abgedrehte elektrische Licht wieder andrehen, nur um hinzublicken!"

Er lehnte sich wie erschöpft tiefer in den Schatten zurück. Es war einen Augenblick lang still. Auf dem Platze bewegte sich beinahe niemand mehr.

„Sie denken vielleicht, Herr Direktor, ich habe kein abgehärmtes Neurasthenikergesicht? Aber ich sage Ihnen, das täuscht. Augenblicklich wohne ich wieder einmal im Hotel Britannia, wer weiß, ob das zwei Tage dauert. Vielleicht hängt dort in meiner Nähe irgendwo eine Wanduhr, und morgen kommt der Manager auf die Idee, sie aufzuziehen! Dann ist es aus, man kann sich ja nicht lächerlich machen und verlangen, eine zwei Zimmer weit entfernte Uhr solle aufhören zu ticken. Und doch, gibt es denn etwas Gräßlicheres als das Ticken einer Wanduhr in stiller Nacht? Sie wissen, man hat hier früher eine Todesmarter für Sträflinge gehabt, die bestand darin, daß die Leute unter einer Traufe angefesselt wurden, und daß ihnen von fünf zu fünf Sekunden ein Wassertropfen auf den Schädel fiel. Alle wurden wahnsinnig. Wissen Sie das?"

Einem schärfern Beobachter als Herrn Steingräber wäre es vielleicht aufgefallen, in welch ungleichmäßiger Weise der Oberleutnant sich während seiner leidenschaftlichen Auseinandersetzungen des Gebärdenspiels bediente. Er hob wie flehend seine Hände empor, ballte die Fäuste, öffnete sie wieder, um seine Finger demonstrierend zu spreizen, er zog, zumal wenn sein Gesicht eben in den Lichtzirkel der Laterne kam, seine Stirn kraus oder biß sich in die Lippen oder ließ an seinen Wangen unterhalb der Augen ein krampfhaftes Muskelspiel sichtbar werden. Doch plötzlich war es dann wieder mit all dem genug, sein Gesicht, im Schatten nun, trug eine verhältnismäßige Ruhe auch bei heftigen Worten, und die Hände lagen friedlich, eine über der andern, auf der Tischkante. Er bot, bis er sich dann wieder zu erinnern schien und von neuem begann, etwa das Bild eines Sängers, der sich am Klavier selbst begleitet, plötzlich aber daran vergißt und ohne Begleitung weitersingt.

Er schwieg, und wie er nun so dasaß, in etwas müder Haltung und die Augen ohne Teilnahme auf einen entfernten Punkt gerichtet, sehr gepflegt, aber nicht mehr recht jung und ersichtlich, der Geiernase zum Trotz, matt und resigniert, da wurde der Direktor im unbestimmten Gefühl, daß sie beide auf eine gewisse Art doch Kameraden seien, gerührt und zu ihm hingezogen, und er fing an, freundschaftliche Worte in sich vorzubereiten. Im Grunde fand er es auch hübsch, hier draußen so auf einmal einen

fremden, merkwürdigen Menschen kennen zu lernen, vielleicht ziemlich genau kennen zu lernen, mit der Aussicht, ihm wohl nie wieder zu begegnen, mit der Möglichkeit demnach, sich auch selbst freier und ohne lästige Vorsicht darzustellen. Und Herr Steingräber machte sich bereit, etwas besonders Liebenswürdiges und womöglich Tröstendes zu erwidern . . .

Doch es zeigte sich, daß Herrn von Slozeks Gedanken die Enge der venezianischen Hotelzimmer bereits verlassen hatten. Er hob plötzlich die Hand ein wenig gegen das Goldonimonument, das in der Mitte des Platzes sich nur als eine dunkle Masse noch zu erkennen gab.

„Ruhm," sagte er mit bewegter Stimme, „Ruhm! Es ist doch wirklich lächerlich, allenthalben Standbilder von vergessenen Leuten aufzurichten."

Der Direktor war erstaunt. „Oh, Goldoni?"

Aber Herr von Slozek eilte sprunghaft vorwärts.

„Ich bitte Sie, lieber Direktor, mir zu sagen, von wem die schöne Oper verfaßt ist, die wir heute abend zusammen gehört haben, ja ‚Norma', musikalisch voller Gedanken, und dazu, als Drama betrachtet, ein Muster des Tragischen, wie jemand gesagt hat, der sich auf dergleichen verstand . . ."

Er schien auf eine Frage zu warten, vielleicht um mit einiger Wirkung mitzuteilen, von wem die Äußerung stamme. Allein der Direktor versäumte zu fragen.

„Also Sie kennen den Komponisten nicht? Sie wissen

es nicht? Sehen Sie! Ich werde es Ihnen sagen. Bellini heißt er, Bellini. Aber Sie werden es auch jetzt nicht behalten. Was ist der Ruhm! Oh über den Künstler, der . . ." Hier unterbrach sich Herr von Slozek mit einem Räuspern und begann den Satz von neuem: „Die Künstler machen sich lächerlich, wenn sie sich einbilden, sie werden mit ihren Werken weiterleben. Da ist es noch solider, Kinder von Fleisch und Blut zu machen, die nachher von Rechts wegen den Namen fortführen. Unsterblichkeit, ach! Nun, was denken Sie," rief er mit plötzlicher Leidenschaft, „was sagen Sie?"

Dieser Oberleutnant ist ja ein Kind, dachte Herr Steingräber und gab etwas Verbindliches zur Antwort, ein empfindliches, heftiges Kind, dem es augenscheinlich nicht sehr gut geht im Innern. Angenehm übrigens für mich, hier zu sitzen und dergleichen über ihn denken zu können, ohne daß er es merkt!

Herr Steingräber fühlte vielleicht an diesem Abend zum ersten Mal eine Befriedigung von der Art, die er sich von dieser Reise erhofft hatte.

„Ganz leer," sprach Herr von Slozek und deutete auf den verödeten Platz. Aber dann lehnte er sich zurück, so daß sein Gesicht im Halbdunkel lag und begann von neuem zu sprechen.

Nein, er gebe es zu, er habe sich vorhin von einer Mißstimmung hinreißen lassen, und er habe dem Künstler Unrecht getan. Wenn sich der Künstler auch vielleicht über

die Unsterblichkeit seines Werkes täusche, über die sozusagen materielle Unsterblichkeit, so könne doch niemand wissen, in welch geheimnisvoller Weise das neue und wahre Bild der Dinge, das er hervorgebracht, ins Unendliche weiter wirke — ohne daß diese Wirkung vielleicht einen bewußten Abglanz in menschlichen Köpfen hervorbringe.

Ja, und dann: war der Künstler denn nicht der Einzige, der sich der Enge des Daseins entzog, jener Begrenztheit, die sonst auf den besten Geistern so schwer laste als ein immerwährender Gram?

Hier sprach Herr von Slozek sehr langsam. „Ja," fügte er hinzu, „die Kunst ist die große Bresche im Gefüge der Kausalität."

Ist das nicht vielleicht Unsinn, begann Herr Steingräber zu überlegen, eine Bresche in der Kausalität? Doch ihm war keine Zeit gelassen.

„Es ist doch schön," Herr von Slozek sprach mit nachdrücklicher Wärme, „daß es ein Wort gibt wie Unsterblichkeit! Und noch schöner ist es, einem Menschen zu begegnen, dem gegenüber man es aussprechen, zu dem man auch über etwas Besseres reden kann als über das sogenannte Leben! Der Tod, der Tod ist ja die große Linse, die heimlich, heimlich alle Blicke in sich zieht!"

„Wahr," sagte Herr Steingräber. Aber dabei beschäftigte ihn halb gegen seinen Willen die Frage, war-

um der Oberleutnant plötzlich wieder, wie es ihm öfters passiert war, aufgehört hatte im österreichischen Akzent zu reden . . .

Herr von Slozek, der aus seiner Dunkelheit hervor jeden Zug in des Direktors Gesicht zu erkennen vermochte, deutete sich die kleine Störung vielleicht richtig, jedenfalls fand er sich schon im nächsten Satz zu einem völlig wienerischen Tonfall zurück.

Nachdem er tief, aber lautlos Atem geholt hatte, fuhr er zu sprechen fort, eindringlich, rasch, abrupt, ohne allzuviel Ordnung in dem, was er vorbrachte, mit augenscheinlicher Leidenschaft, wie ein Jüngling, der sich das Herz entlädt. Und einem anfänglichen leichten Widerstreben zum Trotz fanden seine Worte bald Widerhall bei Herrn Steingräber, sie ergriffen ihn, ausgesprochen von diesem fremden Mann, zu nächtlicher Stunde auf einem verödeten Platz in Venedig. Herr Steingräber saß gesenkten Blickes da, und bei einzelnen Sätzen des Oberleutnants nickte er langsam mit dem Kopfe.

Herr von Slozek sprach. Er sprach wie einer, der hoffnungslos an den Rätseln des Daseins leidet, von der großen Zielosigkeit alles Lebens. Er versäumte nicht, das Infusorium zu erwähnen, dessen großes Problem es sei, die Reise im Wassertropfen nach rechtshin oder nach linkshin zu unternehmen, noch die mit unbegreiflicher Mannigfaltigkeit bemalten Muscheln, die das Meer fortwährend millionenfach an den Strand wirft; und er stellte die un-

erklärte Existenz des Menschen mit dem Dasein dieser so wenig bedeutenden Geschöpfe zusammen.

Was waren wir? Wozu waren wir da? Welche unfreundliche Macht nötigte uns, gegen den Widerspruch der äußeren Umstände, der körperlichen Gebrechen und der bösen Triebe mit schwerer Arbeit uns von einem Tag auf den andern zu erhalten, nur um morgen wieder auf die gleiche Art zu beginnen? Und das alles zudem mit jener finsteren Aussicht vor den Augen!

Herr von Slozek erwähnte hier „das Land, von des Bezirk kein Wandrer wiederkehrt". Aber als er an dieser Stelle seinen Zuhörer eine Kopfbewegung vollführen sah, die als zustimmend nicht gedeutet werden konnte — vielmehr war es eine Bewegung, ähnlich der eines Pferdes, das die Bremsen wegscheuchen will, — fügte er eilends hinzu: „Wie tut es wohl, für solche fremden, ungreifbaren Dinge die Worte unserer Großen vorzufinden!" Und während seine Blicke klar und hart auf Herrn Steingräbers geneigtes Gesicht gerichtet blieben, fuhr er fort, mit weicher, umschleierter Stimme in die Nacht hinein zu sprechen.

Es erschienen in seiner Rede die Sterne, die längst schon erloschen sind, wenn endlich ihr Licht uns Irdische erreicht. Es erschienen die wilden Tiere, die rätselhaft in den Wäldern sterben, ohne daß eine Spur von ihnen zurückbleibt. Von allen Seiten aber und oftmals völlig unvermittelt kehrte der trauervolle Gedanke wieder an unsere

persönliche Enge, an die vom Schicksal uns aufgezwungene Gleichgültigkeit gegen die zahllosen Erscheinungen des geheimnisreichen Daseins, an unsere armselige Konzentriertheit auf einen kleinen, praktischen Bezirk.

Es war bei Gott drei Uhr, als sie aufbrachen. Das Café hinter ihnen war längst geschlossen, und in den Gassen zeigte sich keine Seele.

„Nein, ich begleite Sie," sagte Herr von Slozek. „Der Spaziergang wird mir gut tun, ich bin ein bißchen . . . sagen wir: bewegt." Und er lachte geniert. Dann schwiegen sie beide, wahrscheinlich aus verschiedenen Gründen. Was Herrn Steingräber anbetrifft, so war er bewegt. Sie überschritten die Rialtobrücke.

Auch hier begegnete ihnen kein Mensch. Nur ganz unten auf der letzten jenseitigen Stufe, im Schatten eines der Verkaufsläden, erblickte Herr Steingräber ein Mädchen, ein großes, starkgebautes Geschöpf, das, den warmen Fransenschal um Schultern und Brust, wer weiß wie viele Stunden schon unbeweglich hier gewartet haben mochte.

Ob auch sie nicht nach uns hinsieht? Und Herr Steingräber drehte sich um. Der Schein der Brückenlaterne fiel auf ihre Züge und auf die des Oberleutnants, der einen Schritt zurückgeblieben war. Die beiden tauschten eben einen Blick aus und ein ganz flüchtiges Lächeln.

Sieh da — Herr Steingräber hatte sich wieder geradeaus gewendet — eine zarte Beziehung! Ein Mädchen, das an den Brücken wartet!

„Wir Menschen sind seltsam konstruiert," sprach Herr von Slozek, der nun wieder an seiner Seite herschritt, „es ist vieles in uns nebeneinander!" Und er lachte schüchtern und kindlich.

Als sie aber an der ungeheueren, finsteren Backsteinmauer der Frarikirche vorüberkamen, blieb er stehen, erfaßte Herrn Steingräbers Hand und rief, wie jemand, der seine Empfindungen nicht länger mehr zu beherrschen imstande ist, mit innigem, ja dringlichem Tonfall: „Ich bin so froh, Sie kennen gelernt zu haben, mein lieber Herr Direktor!"

Und Herr Steingräber, in empfänglicher Verfassung ohnehin und vollends gerührt durch diesen Ausbruch eines einfachen Gefühls, erwiderte mit herzlichen Worten, ohne für die riesenhaft bedrohlichen Schattenbilder ein Auge zu haben, die von der gebuckelten Nase des Herrn von Slozek an der schwach erhellten Kirchenmauer hervorgerufen wurden.

Der Oberleutnant brachte ihn bis an sein Haus.

Am andern Morgen trafen sich die Herren verabredeter Maßen zum zweiten Frühstück. Der übernächste Nachmittag sah sie auf San Michele, der Friedhofsinsel.

Herr von Slozek hatte das lebhafte Verlangen ausgedrückt, wieder einmal einem venezianischen Leichenbegängnis beizuwohnen. Am Landungsplatz von San

Michele würde man warten, bis ein Kondukt schwarzer Barken erschiene, aus deren vorderster verhüllte Träger den schwarzen Schrein heraushöben. Es verging eine lange Zeit, ohne daß sich ein Leichenzug gezeigt hätte, und Herr von Slozek füllte einen Teil dieser Zeit mit allgemeinen und melancholischen Betrachtungen aus. Schließlich erfuhren sie bei dem Wächter, daß in Venedig nur am Morgen Tote zur Ruhe bestattet werden.

Im Gegensatz zu dem Oberleutnant, der große Enttäuschung merken ließ, war Herr Steingräber trotzdem nicht unzufrieden mit der unternommenen Fahrt, und vollends geriet er in Entzücken, wie ihnen jetzt, bei der Rückkehr, Venedig im milden Licht und in den tiefen Farben eines warmen Herbstabends mit seiner vollkommensten Schönheit aus der Lagune entgegenstieg.

Als er sich in einem Moment, da der Eindruck ihm besonders rein und mächtig schien, zu seinem Begleiter hinwandte, um sein Entzücken zu äußern, sah er diesen ganz ohne Teilnahme dasitzen, seine Taschenuhr in der Hand, die er mit einem ärgerlichen und gewissermaßen ängstlichen Ausdruck betrachtete.

„Diese Gondoliere!" sagte er verwirrt, als er Herrn Steingräbers Blick bemerkte, „wie die Schnecken!"

„Aber was haben Sie denn?" fragte der Direktor lachend. „Sehen Sie doch dorthin!"

„Ja, das hat Größe." Herr von Slozek antwortete mit nicht völlig freier Stimme.

Gerade vor ihnen öffnete sich die von einer müßigen, bunten Menge heiter belebte Piazzetta und ließ zwischen den Säulen am Molo hindurch den Blick frei auf die Kathedrale und auf den Eingang zur Merceria: dort hinten leuchtete es warm von Bronze und von undeutlichen Malereien auf Goldgrund. Zur Rechten bot, phantastisch zugleich und streng in seinen Formen, der Dogenpalast zwei seiner unvergleichlichen Fronten ihnen dar, und jede der hundert Säulen ließ sich beim letzten Licht noch in all ihrer Zierlichkeit erkennen. Die durchsichtige Luft war von einer schimmernden, zarten Röte, linkshin nur, über der mächtig gewölbten Kuppel von Santa Maria della Salute, brannte der Himmel mit tiefen Gluten.

Der Gondelführer hatte seine Bewegungen verlangsamt, um den Fremden Zeit zu lassen, nun tat er einen Schritt vorwärts auf dem Schiffsschnabel, näherte sich so seinen Passagieren, beugte sich über Herrn von Slozek, der ihm zunächst saß, und begann ausgestreckten Armes mit plötzlichem Enthusiasmus irgend etwas Selbstverständliches zu erklären.

Hier aber wurde es Herrn von Slozek unmöglich, länger an sich zu halten. „So fahr doch zu, Dummkopf!“ schrie er mit gutem venezianischen Akzent. Worauf sich der eingeschüchterte Gondolier verstummt mit beiden Armen in sein Ruder legte.

„Schade,“ sagte Herr Steingräber, der nicht verstan-

den hatte, „warum kann er nicht langsam fahren und dabei doch den Mund halten?"

Sie fuhren, in geringer Entfernung vom Ufer, am Hotel Britannia vorüber.

„Nun, Herr Oberleutnant, wohnen Sie noch hier drin?"

„Leider nein," erwiderte Herr von Slozek mit traurigem Lächeln, „heute früh um acht bin ich ausgezogen."

„Aber was war da nun wieder?" rief Herr Steingräber beinahe erschrocken. Er hatte leichthin und eigentlich im Scherz gefragt.

„Ja, neben mir im Zimmer wohnte eine alte Dame. Sie sehen mich fragend an, lieber Direktor? Ach, Sie Glücklicher wissen nicht, was es heißt, eine alte Dame im Zimmer neben sich zu haben! Um acht Uhr früh bin ich ausgezogen, meine Sachen stehen beim Spediteur."

„Aber heute Nacht?" Der Stimme des Direktors war das Mitleid anzuhören.

Der Oberleutnant zuckte die Achseln. „Sagen Sie: morgen früh! Ich bin ja ein rechter Nachtschwärmer. Nun, es gibt schließlich Hotels genug, in denen man auch um drei, vier Uhr noch ein Bett findet."

Und er fuhr mit unbeirrter Stimme fort: „Bloß — da habe ich dann etwas Merkwürdiges, nein, es ist nicht besonders ehrenvoll, darüber zu reden. Eine wahre Bettangst, das ist's. Ich fürchte mich, merken Sie wohl, ich

fürchte mich, irgendwo in einem stillen Haus mit dem halbangekleideten Hausknecht die Stiege hinaufzugehen in ein unbehagliches steifes Zimmer und mich da hinzulegen. Es ist eine Angst allein zu sein."

„Eine nervöse Sache."

„Ja. Und werden Sie mir glauben, daß zum Beispiel drei Viertel von allen meinen Dummheiten mit Frauen keine andere Ursache haben als eben diese nervöse Sache? Sie wissen selbst, daß die sogenannten Abenteuer alles andere sind, nur nicht amüsant. Aber was wollen Sie: unsere Schwächen regieren unser Leben. Meinen Sie denn, ich hätte jemals eine Karte angerührt, wären nicht solche bösen Nächte zu vertreiben? Das Spiel läßt mich ganz kalt, ne me dit rien, es degoutiert mich nicht selten, — und doch, was habe ich hier in Venedig schon Karten gedreht! Und das Monströse ist," fügte er mit Nachdruck hinzu, „ich gewinne eigentlich immer."

„Nicht so unangenehm," sagte Herr Steingräber.

„Das kommt auf die Umstände an. Sie erinnern sich an den kleinen Galap, vorgestern in der Fenice. Es ist eine wirkliche Schande, was ich dem seit zwei Monaten abgenommen habe. Übrigens, er ist ein Narr, il s'emballe. Trotzdem fängt es an, mich zu genieren."

„Freilich," er schlug den Blick auf, „ich verdanke den schlaflosen Nächten ja auch manches Gute — der vorgestrigen zum Beispiel," fügte er hinzu, erhob sich und ließ mit einer liebenswürdigen Geste dem Direktor den Vor-

tritt, denn die Gondel hatte vor dem Gasthof angelegt, in dessen Restaurant sie speisen wollten.

Herr Steingräber schob seinen Arm in den des Offiziers. „Wir lassen uns irgendwo in einem Seitenraum servieren, wie?" fragte er, während sie auf dem roten Teppich des langen Vestibüls ins Haus hineingingen. „Vermutlich wäre es auch Ihnen nicht lieb, wenn uns irgendein Bekannter von mir drei Stunden lang mit Kuxen und Patentgeschichten unterhielte?"

„Nein, es ist mir ganz recht neben draußen," sagte Herr von Slozek, schien aber die kleinere Tür, die der Kellner bereits vor ihnen öffnete, nicht zu bemerken, sondern überschritt so rasch, daß der Direktor ihm eben nur folgen konnte, die Schwelle des Speisesaals.

„Unangenehm eigentlich, man ist gar nicht angezogen!" Herr Steingräber sah über die vielen Tischchen hin, die von Herren im Frack und von Damen in ausgeschnittenen Kleidern besetzt waren. Ein einziger brauner Straßenanzug nur war zu bemerken, er gehörte einem dunkelblonden Herrn, der allein vor seinen Tellern saß.

Doch dieser Herr hörte auf zu essen . . . Er stemmte, offenbar in höchstem Erstaunen, beide Hände gegen die Tischplatte und beugte sich dabei zurück. Dann aber sprang er auf, stieß seinen Stuhl fort und hatte plötzlich Herrn von Slozek, der seinerseits mit einem frohen Ausruf stehen geblieben war, an den Händen erfaßt. Sie tauschten überraschte und sehr herzliche Grüße.

Ihn also hat das Schicksal ereilt, dachte Herr Steingräber, es scheint ihn aber nicht böse zu machen. Und er betrachtete den Fremden.

Es war dem Anschein nach ein Mann Ende der zwanziger Jahre, auffallend groß von Gestalt und sehr schlank, mit einem schmal geschnittenen Gesicht, das keine Spur von Bart aufwies, und dem sogar die Augenbrauen völlig fehlten. Das dunkelblonde Haupthaar lag glatt an über der hohen, ganz schmalen Stirn, ließ aber, so dünn war es, bei der starken Beleuchtung des Saales die Kopfhaut deutlich durchschimmern. Über seinem dunkelbraunen Sakkoanzug trug der junge Mensch eine lange, dünne, goldene Uhrkette, sie war um seinen Hals geschlungen und fiel bis zur Gegend des Magens hinab.

„Aber das ist doch ein Wunder, das ist doch mehr als ein Wunder, sagen Sie selbst!" rief er, nachdem Herr Steingräber mit ihm bekannt gemacht worden war. „Vorgestern reise ich von Riga ab und steige in Warschau in den Expreß, vor einer halben Stunde komme ich hier in das Hotel, ich lasse mir nicht die Zeit mich umzukleiden, fange eben an meine Suppe zu essen, — der erste Mensch, der zur Tür hereinkommt, muß mein Freund von Slozek sein! Merkwürdig, nein, merkwürdig!" Er sprach mit stark baltischem Akzent. Als man dann, angenehm untergebracht in einem kokett hergerichteten Nebenzimmerchen, mit den ersten Gängen des Soupers fertig geworden war, erzählte er in dieser weichlich rollen-

den, ein wenig selbstgefälligen Sprechweise mit liebenswürdiger Frivolität sogleich eine kleine Geschichte. Er hatte heute im Zug unmittelbar hinter Wien eine amerikanische Dame kennen gelernt, eine ganz bewundernswert hübsche amerikanische Dame, ja, und für Freundlichkeiten nicht ohne Sinn. Man war sich nahe gekommen während der langen Fahrt, niemand hatte das angenehme Beieinander gestört, die süßesten Ergebnisse schienen bereits gesichert —

„Was aber passiert da," sagte der Balte aufgeregt, „ja was passiert? Sie nimmt plötzlich ihre Tasche, sie grüßt und geht. Wissen Sie aber auch, wo das war! Nun, soll ich es Ihnen sagen, Herr Direktor? Dir, Slozek? In Pontafel war es. Gott strafe mich, es ist dort nichts als ein österreichisches Zollhaus!"

Und Doktor Paulsien nimmt ein Monocle aus der Tasche, klemmt es ein und beginnt mit dem Ausdruck starren Erstaunens die beiden Herren, einen nach dem andern, stumm und hilflos anzuschauen. Das wirkt sehr komisch, und beide Herren lachen.

„Vielleicht, Paulsien, hat sie Landesverbot in Italien?"

„Wirklich, Doktor Paulsien, am Ende war es eine internationale Diebin, und sie wartet in Pontafel auf den Wiener D-Zug, um zurückzufahren!"

„Wie nahe hat sie denn bei dir gesessen? Auf deinem Schoß? Sieh nur einmal nach deinem Portefeuille!"

Und Herr Paulsien faßt erschrocken nach seiner linken

Brusttasche und nimmt, als er es noch an seinem Platze findet, das wichtige Behältnis sogar heraus, um in fast übertriebener Sorge sein Geld nachzuzählen. Ein ganzes Bündel Scheine wird sichtbar.

„Oho," sagt Herr von Slozek, „alles Gage vom Magistrat? Nicht übel."

Und mit ein paar geflüsterten Worten klärt er den Direktor darüber auf, daß sein junger baltischer Freund bei der Rigaer Stadtverwaltung als juristischer Beirat beschäftigt ist. „Die rechte Hand des Bürgermeisters!" sagt er mit einer respektvollen Grimasse.

Aber Doktor Paulsien schüttelte sein langes, schmales Haupt. „Nein, kein Gehalt," antwortet er treuherzig, „Papa hat mir das alles aufgedrängt. Mein Junge, hat er mir gesagt, ich sitze da auf meinem Gute und bleibe und bin zufrieden, meine Ernten waren vortrefflich. Wenn du nun fort willst und dich ein bißchen ausspannen: du sollst reichlich haben, was du brauchst! Mein Vater ist der beste Mensch," fügt er hinzu, und bekommt beinahe Tränen in die Augen.

„Es gibt andere Väter!" Herr von Slozek bildet die Laute ganz hinten in der Kehle.

Doch der Balte schlingt ihm tröstend den linken Arm um die Schulter, ohne übrigens ein Hühnerbein, das er zierlich in der rechten Hand hält, auf den Teller zurückzulegen. „Du leidest noch immer unter dem Zerwürfnis, Kurt?" fragt er mit wahrhaft mütterlicher Stimme.

Viel Empfindung die beiden, wirklich sehr viel Empfindung! denkt Herr Steingräber, und ein wenig geniert erkundigt er sich eifrig nach den Umständen, unter denen die beiden Herren vormals Bekanntschaft geschlossen haben. Er erfährt, daß das in Wien geschehen war, Paulsien hatte dort ein Studienjahr verbracht, Herr von Slozek einen Urlaub und . . .

„Du warst nicht glücklich damals, Kurt!"

„Nein wirklich, Hugo!"

„Und das hast du uns büßen lassen, mein Lieber," rief der Balte nun plötzlich im muntersten Ton und schlug Herrn von Slozek auf die Schulter. „Jede Nacht saßest du über den Karten, mit einem so traurigen Gesicht, als wolltest du à tout prix dich selbst ruinieren; aber du hast uns ruiniert, beinahe ruiniert in zwölf oder dreizehn Nächten: Klittering, Rohlmann, mich, Galap . . ."

Bei dem letzten Namen aber sprang Herr von Slozek auf. Er streckte den Arm vor, mit weitgespreizten Fingern, er öffnete den Mund. Doch er sagte nichts, mit völlig verstörter Miene nahm er wieder Platz.

„Es geht wirklich zu Ende mit mir," sprach schließlich seine gebrochene Stimme, und er schüttelte langsam den Kopf hin und her, „diese Gedankenschwäche, diese Gedankenflucht! das ist der Marasmus, es beginnt."

Der Balte war tief erschrocken. „Aber was ist dir, Kurt?" fragte er und seine Aussprache war noch weicher

und war noch trüber gefärbt als sonst. „Du erschreckst mich, Kurt!"

„Dire que j'ai oublié ..." begann Herr von Slozek, auf Französisch, was den mitleidswürdigen Eindruck von Verstörung noch erhöhte, „denke dir, Hugo, ich vergesse, daß Galap hier ist, Victor Galap hier in Venedig! Ich vergesse, dir das mitzuteilen!"

Aber nun war die Reihe sich zu erregen an dem Balten.

„Galap hier? Wo? Seit wann? Und du sagst mir nichts!"

Und man brach eilig auf, um Herrn Galap noch beim Konzert auf der Piazza anzutreffen, wo er jeden Donnerstag — und es war Donnerstag — an einem bestimmten Cafétischchen mit Sicherheit zu finden war.

Er war noch da und alsbald voll Seligkeit. Doktor Paulsien wieder einmal im Leben zu begegnen, schien, so betrug er sich, immer seine strahlendste Hoffnung gewesen zu sein; und es hätte höchstens befremden können, daß diese Hoffnung ihn nicht vermocht hatte, während der Zeit des Getrenntseins irgendeine Verbindung zu suchen oder aufrecht zu erhalten. Sehr bald auch fanden sich beide Parteien aus lautem Enthusiasmus in vollkommene Ruhe zurück. Ja, was Herrn Galap anbetrifft, so bemerkte der Direktor nicht ohne Wohlgefallen, um wieviel zurückhaltender und bescheidener er sich betrug, als sein erstes

Auftreten im Theater hätte vermuten lassen. Kein einziges Mal sogar gebrauchte er, wenn er außer seinen Freunden auch den Direktor meinte, die Anrede Ihr.

Als die Musik verschwunden war und der Platz anfing sich zu leeren, brach man auf und schickte sich an, auf einem kleinen Spaziergang die schöne Nacht noch ein wenig zu genießen. Man ging paarweise, voraus Herr Steingräber mit Herrn von Slozek, hinter ihnen, sogleich in größerem Abstand, die beiden anderen.

„Nun, Herr Direktor," sagte der Offizier, während sie die Piazzetta überschritten, „wie gefallen Ihnen meine Freunde?"

„Oh, recht gut, recht gut."

„Sie sind nicht eben glücklich, die beiden, — Paulsien wenigstens nicht, er nicht," fügte Herr von Slozek hinzu; es wurde ja wohl ein wenig viel des unbestimmten Elends.

Doch auf dem Ponte della Paglia blieb er stehen und atmete schwer auf. Herr Steingräber lehnte sich neben ihm an die Brüstung, und sie blickten auf das dunkelglänzende Wasser des Rio di Palazzo und auf den flachen, gedrungenen Bogen der Seufzerbrücke.

Herr von Slozek sagte, auf die Balustrade gestützt, während ganz hinten, bei den Markussäulen noch, die Schatten des andern Paares zögerten, verweilten:

„Haben Sie die Gefängnisse gesehen, Herr Direktor? Nein, nicht hier rechts die modernen, in denen zwanzig Meter von uns und von der wundervollen freien Nacht

eben jetzt die Gefangenen sitzen, sondern hier, hier," er wies nach links hin, „die Kerker unten im Palast, die das Volk in der Revolution zerstört hat, und von denen nur noch drei oder vier als Beispiele da sind? Nein? Sie haben einen großen und schrecklichen Eindruck versäumt.

„Stellen Sie sich einen nackten Steinsarg vor," fuhr er mit leiser und scharfer Stimme fort, „einen nackten Sarg, zwei Schritt breit und einen hoch, mit Mauern so dick, so dick! Stellen Sie sich vor, daß man Sie dort auf irgendeine anonyme Denunziation hineinstößt, ganz plötzlich, ganz heimlich, ohne daß Ihnen irgendein Mensch sagt, warum das geschieht. Es ist dunkel dort, Sie sind allein, so elend allein. Sie schreien ein paarmal, aber der Schrei geht unter an den starken, unbehauenen Wänden. Sie hämmern gegen die Steine, aber das gibt kaum einen Laut, und Sie fühlen im Dunkel, wie Ihr warmes Blut Ihnen von der Faust fließt."

„Oh," sagte der Direktor.

„Ja, Sie fühlen es nur, denn Licht haben Sie nicht. Als ich dort herumgeführt wurde, hatte der Aufseher eine Idee, vielleicht macht er es bei jedem Fremden so: er drehte, als ich mitten in der Zelle stand, plötzlich das elektrische Licht ab. Ich bekam einen Begriff. Ich erschrak sehr. Denken Sie, denken Sie: da ist der Gefangene nun ganz allein, er tastet im Dunkeln, um wenigstens einen Sitz zu finden, er findet keinen. Er will sich Bewegung machen, mit raschen Schritten hin und wider gehen, denn

so kommen trostreiche Gedanken, aber die Zelle ist viel zu kurz, er rutscht auch aus auf dem schlüpfrigen Boden. Und alles, was sich ihm darbietet, ist ein Bett."

„Ja, ein Bett . . .! In einer Ecke findet er, um des Nachts seinen Kopf darauf zu legen, einen etwas erhöhten, eingemauerten Stein am Boden, oh, keinen barmherzigen Stein, der schräg nach oben liefe, der es ihm erlaubte, sich einen Augenblick lang auf seinem Kopfpolster zu glauben, sondern einen ganz unglaublich tückisch behauenen Block, der dort, wo der Ärmste sich aufstützt, steil und eckig sich erhebt und ihm in den Nacken schneidet. Das aber ist der erste Abend für den Gefangenen. Unzählige Nächte wird er ohne Hoffnung daliegen . . . das ist es ja, das Schrecknis der Zeit, was sich gar nicht ausdrücken läßt, er wird daliegen und mitunter, wenn ein Fest beim Dogen gefeiert wird, auf das undeutliche Geräusch leichter und froher Tritte hören, während eine finstere Krankheit schon unterwegs zu ihm ist, irgendeine scheußliche Krankheit, an der er ohne Arzt und Pflege leiden und an der er wahrscheinlich ganz im Stillen verenden wird."

Der Offizier atmete stöhnend.

In diesem Augenblick erschien Galap und der Balte auf den Stufen der Brückentreppe, und außer sich vor Wut, alles vergessend, schrie Herr von Slozek: „Was kommt ihr daher? Ich habe zu reden mit dem Direktor, sperrt eure Augen auf!"

Aus seiner ergriffenen Versunkenheit auffahrend, starrte der Direktor mit jähem Mißbehagen in das verwandelte Antlitz . . . Aber dann glaubte er an die Gereiztheit eines Dichters, der gestört wird, und sprach, jenes Arm in seinem, beruhigend auf Herrn von Slozek ein, während das andere Paar die Treppe der andern Seite hinabstieg und über die Riva degli Schiavoni voranschritt.

„Sie sind wirklich ein Dichter," sagte Herr Steingräber, „ja, Sie sehen das alles mit den Augen eines Dichters an, für den die Vergangenheit so lebendig wird wie das, was er mit seinen Händen greifen kann."

Herr von Slozek warf ihm einen schnellen Seitenblick zu.

„Es ist unfaßlich," sprach er mit leidender Stimme, „wie wir es fertig bringen, neben so unsagbar Schrecklichem dahinzuleben!"

„In Wirklichkeit ist es ja doch vergangen, lieber Slozek."

„Nichts ist vergangen. Schleier und Schein sind Zeit und Ort, und alles Elend schreit von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und nur darum vermögen wir ja die Erinnerungen an vergangene Schreckniſſe so leichten Sinnes zu ertragen, weil der Ring um unsere Seele her so eng ist, so erbärmlich eng! Das ist es."

„Wir dürften," sagte er dann weiter, mit trockener Stimme und langsam, so als besänne er sich, „wir dürften

nicht ruhig schlafen in unsern Betten, während in Persien irgendwo ein Tier gequält wird . . . sozusagen."

„Ja . . ." antwortete Herr Steingräber etwas gedehnt. Herr von Slozek zuckte bei diesem Ja ärgerlich mit der Nase, sagte aber sogleich lachend und mit Leichtigkeit:

„Übrigens, ich weiß gar nicht, wo ich für meine Person heute Nacht ein Bett finde, um über dieses Tier in Persien nachzudenken!"

„Ach Herrgott, das ist ja wahr," rief Herr Steingräber. Es war nur für einen Augenblick ein kritisches Gelüst in ihm aufgestiegen, noch immer war er benommen von dem, was er gehört hatte.

Sie stiegen, den anderen nach, die Stufen hinunter. Doktor Paulsien schwenkte schon von weitem seinen langen Arm und rief etwas Unverständliches. Als man beisammen war, faßte er den Offizier an der Achsel: „Weißt du auch, mein Lieber, was Galap und ich beschlossen haben? Nein? Du ahnst nichts?"

„Nichts," antwortete Herr von Slozek.

„Daß wir heute Nacht Revanche spielen. Wenn wir dir fünfzehntausend Lire abgenommen haben, wollen wir es genug sein lassen! Es ist noch nicht einmal die Hälfte. Einmal muß es ja wohl sein. Und dann erst darfst du ins Bett."

Herr von Slozek lachte. „Ich habe gar kein Bett für heute Nacht. Aber das mit dem Spiel ist natürlich Unsinn. Wir werden noch länger zusammen sein hier in

Venedig. Und übrigens: es wäre Herrn Steingräber gegenüber mehr als unhöflich. Ein andres Mal."

An dieser Stelle griff der Ungar ein. „Warum denn ein andres Mal und nicht heute? Du kannst bei mir schlafen hernach, ich hab' einen Schlafdiwan, großartig!"

„Und was den Herrn Direktor anbelangt," fuhr Doktor Paulsien auf Baltisch fort, „vielleicht machen Sie ganz einfach mit? Ein kleines Baccarat."

„Kann Ihnen ja überhaupt gar nicht imponieren, als Weltmann!" Dies war Galap. Er empfing für seine Bemerkung insgeheim einen unfreundlichen Blick des Oberleutnants.

„Zwar . . . man weiß wahrhaftig nicht, wo man sich niederlegen soll," sprach nun dieser mehr zu sich selbst. Und lauter, halb klagend, halb im Scherz, sagte er zu dem Direktor: „Das sind so die Versuchungen, sehen Sie." Dann setzte er lebhafter hinzu: „Sie können sich gleich einmal von meinem Glück überzeugen und feststellen, daß ich nicht aufgeschnitten habe! Mitzutun, davon rate ich Ihnen geradeswegs ab. Die beiden Herren da werden später auch ein bißchen zornig sein über ihre ‚Revanche'! Was meinen Sie also, Direktor?"

„Nun, ich komme mit. Sie machen mich ja neugierig," erwiderte Herr Steingräber, und paarweise wie zuvor wandte man sich zum Molo zurück, um dort eine Gondel zu nehmen.

Die Gondel landete, nach einer beinahe halbstündigen

Fahrt, die ziemlich schweigsam verlief, an einem gleichgültig aussehenden, entweder nicht alten oder oft renovierten Haus, das nach des Direktors flüchtiger Schätzung nahe bei San Giobbe und dem Bahnhof gelegen sein mußte. Nachdem von einer alten Frau geöffnet worden war, erstieg man zwei wohlbeleuchtete, mit roten Läufern belegte, schmale Treppen und gelangte durch eine unverschlossene Tür in Herrn Galaps mäßig großes, trotz der Oktoberwärme schon kräftig geheiztes Wohnzimmer.

Auf dem Tisch in der Mitte stand hier, bereits angezündet, eine mit gelber Seide verhängte Lampe, die ihren Schein über eine Garnitur grüner, symmetrisch umherverteilter Plüschmöbel breitete, über einen etwas schiefgezogenen, nicht sehr reichlich gefüllten Blumentisch aus Metall und über zahlreiche Damenphotographien, die sämtlich kunstvolle Frisuren, breite Gesichter und bedeutende Decolletés aufwiesen.

„Man nimmt an Wohnungen, was man bekommen kann, Herr Direktor, haha," bemerkte Galap, und dann begab er sich durch das anstoßende Zimmer — sein Schlafzimmer? — nach draußen, um eine Erfrischung zu befehlen.

Er kam zurück in Begleitung einer vielleicht fünfzigjährigen Person von robustem Aussehen, die auf einem Tablett eine Flasche, Gläser, sowie eine Schachtel mit Zigaretten vor sich hertrug, und die nicht grüßte.

„Wünschen sonst noch etwas?" fragte sie, nachdem sie

ohne weitere Umstände alles niedergesetzt hatte. Sie sprach Deutsch, mit einem Akzent, wie er sich nur in gewissen Teilen des Balkans erlernt.

„Eine Landsmännin etwa, Herr Galap?" fragte der Direktor verbindlich, während die Frau sich entfernte und schallend die Tür zuschlug. „Das ist angenehm."

Doch Herr Galap antwortete kaum. Er hatte eingeschenkt und beschäftigte sich nun, seine feurigen Augen konzentrierten Blicks gesenkt, mit den Karten, die er mischte und „schnitt", wieder mischte und wieder „schnitt".

„Ich denke das genügt," sagte er endlich, „wollen abheben?"

„Danke," sagte der Direktor.

„Wer nimmt zuerst die Bank? Du, Slozek? Ist nur eine Anstandspflicht!"

„Wir müssen Herrn Direktor fragen," gab der Balte mit weichen Tönen zu bedenken.

„Danke, danke. Es ist im wesentlichen ja eine Affäre zwischen Ihnen, meine Herren. Ich bin nur so ein bißchen dabei, als Outsider."

Und Herr Steingräber lehnte sich behaglich im Sessel zurück, mit einer Zigarette, die er aus der Schachtel genommen und angezündet hatte. Aber pfui, dachte er, wie schmeckt denn das Zeug! es ist scharf und parfümiert zugleich, nein danke! Er legte die Zigarette verstohlen weg.

In diesem Augenblick erst bemerkte er auch, welch fader, süßlicher Geruch im ganzen Zimmer herrschte. Er

hatte ein leichtes Gefühl von Übelkeit zu bekämpfen, trank einen großen Schluck von dem Weißwein, dessen kratzender Geschmack ihn husten machte, und beschloß, sich nicht lange hier aufzuhalten.

Herr von Slozek nahm die Karten: „Fünfhundert in der Bank."

„Nun also, um anzufangen," sagte der Direktor, indem er Scheine hinlegte, und dann deckte er die Acht auf.

„Nicht schlecht für den Anfang," rief er lachend. „Na, jetzt werde ich vernünftig."

Herr von Slozek hatte auch drüben verloren.

„Noch einmal fünfhundert," gab er an. Doch als die Karten schon nach beiden Seiten hin verteilt waren, hielt er sie fest . . .

„Halt!" sagte er. „Ich erlaube mir eine Gewissensfrage. Ich möchte den Barbestand der Herren kennen. Hier sind noch fünftausend." Und er schlug auf die Brieftasche, die neben ihm lag. „Verzeihen Sie, Direktor! Nun, Galap?"

Galap sagte: „Zweieinhalb Mille."

„Hm," bemerkte Herr von Slozek. „Du, Paulsen?"

„Viertausend, warum?"

„Und darf ich mir erlauben?"

„Auch ungefähr so viel, glaube ich," antwortete Herr Steingräber in schon wieder besserer Laune, „aber bilden Sie sich nicht ein, daß ich hier ohne mein Hemd weggehen

werde! Man muß aufzuhören verstehen. Wollen Sie eine Geschichte aus Ostende hören, die mir selber als ganz jungem Menschen einmal passiert ist?"

Aber Herr von Slozek schien nicht dazu aufgelegt, sich Geschichten erzählen zu lassen.

„Bitte nach dem Spiel!" sagte er kurz, und der Direktor, der ihn erstaunt betrachtete, machte zum ersten Mal die Beobachtung, daß Herrn von Slozeks Kinn, dies unbestimmt zurückweichende Kinn, Kontur und Ausdruck zeigte.

„Nein," rief Doktor Paulsien gedehnt, als der Offizier fünfmal seine Bank erneuert und stets verloren hatte, „nein, so etwas erlebe ich bei Gott zum ersten Mal mit ihm!"

„Dies irae dies illa," sagte der Direktor und lachte wieder, obgleich mit kürzerem Ton; aber niemand stimmte mit ein. Dies verdroß Herrn Steingräber.

Er dachte: Ich bin mit den Leuten nicht hergekommen, um Geschäfte zu machen, verdammt noch einmal!

Laut bemerkte er: „Messieurs, ich habe da siebenhundertfünfzig Franken gewonnen. Wenn man mir die Bank lassen will, so nehme ich sie mit diesem Betrag."

Er übernahm die Bank und gewann. Zwar verringerten die drei Herren ihre Einsätze, doch immerhin lagen nach wenigen Schlägen über zweitausend Franken in Gold und Banknoten vor seinem Platz.

„Man sieht ihre blinde Hoheit, die Kausalität, selber ein wenig am Werk, wie, lieber Slozek?" Dies war ein letzter Versuch.

Herr von Slozek schwieg. Sein Kinn hatte einen vollkommen willensstarken Ausdruck angenommen, Muskeln spielten an seinen Wangen, die weniger fett erschienen. Die Nase war ein Geierschnabel, ohne alle Einschränkung.

Nein, mein Lieber, am Spieltisch bist du nicht zu gebrauchen, dachte Herr Steingräber, und er dachte es so intensiv, daß sich bei dem Gedanken seine Lippen bewegten, aber ich will hier nicht Tausende wegtragen.

Er fuhr fort Karten auszuteilen und verlor Schlag auf Schlag, nach beiden Seiten hin. Nun lagen noch dreihundert Lire seines Gewinnes vor ihm.

„Also das hier noch!"

Gleichgültig und durch die Kartenbilder ein wenig ermüdet, ließ er seine Augen auf die Tischdecke und dann nach abwärts gleiten, dorthin durch Zufall, wo im Lichte der Lampe Herrn von Slozeks rechtes Bein aufreizend bequem über dem linken lag. Zuerst sah der Direktor ohne Blick auf den amerikanisch gekrümmten Lackschuh, der ihn fast berührte, plötzlich aber trat Bewußtsein in sein Auge . . .

Waren das noch die gleichen dunkelblauseidenen Socken, die Herr von Slozek an jenem Abend im Theater getragen hatte? Es schien so. Aber man trug im Grunde

seidene Socken nicht so viele Tage. Unwillkürlich beugte er sich, spähend, ein wenig auf seinem Stuhl zurück . . .

Ja, da war auch noch das Loch, das sympathische kleine Loch an der Ferse, das auf Vereinsamung und Unbetreutheit schließen ließ. Und es war groß geworden, das Loch, es erstreckte sich offenbar über die ganze Ferse, denn bei der geringsten Bewegung des Fußes erschien oberhalb des hinteren Schuhrandes ein Stückchen Haut . . .

Herr Steingräber ließ mit einer plötzlichen Bewegung die Karten aus der Hand gleiten. Er erhob sich halb und sagte mit einem flüchtigen Lächeln: „Verzeihen Sie, meine Herren, für mich ist Schluß. Ich bin kaputt, schläfrig. Amüsieren Sie sich noch recht gut zusammen!"

Und ohne jemand von den Dreien anzusehen, stand er vollends auf und wandte sich, dem Tisch den Rücken zukehrend, zum Kleiderständer. Das Gesicht nach der Wand, legte er seinen Überzieher an und machte dann wieder kehrt, um sich von den Herren zu verabschieden . . .

Aber die drei Herren waren verschwunden. An ihrer Stelle gewahrte der Direktor drei Tiere, drei reißende, böse Bestien, die sprungbereit, ihrer Beute gewiß, mit scheußlichem Hohn ihn lautlos betrachteten . . . Ob er sich vielleicht einbildete, hier entrinnen zu können?

„Du willst also nicht dableiben, mein Junge?" sagte endlich mit einer heiseren und vergnügten Stimme die eine Bestie, die von dem Direktor immer Herr von Slozek genannt worden war.

„Er wird müssen, haha!" rief die zweite, die mit ihrer frech vornübergebeugten, verächtlichen Haltung nun auch einen recht schrecklichen Eindruck machte.

„Ich," sagte der Direktor.

„Du . . .!" schrie der frühere Herr von Slozek, und er schrie es plärrend, nachäffend, und ließ sogar die Zunge ein wenig heraushängen bei dem einen Wort, das mit Gemeinheit durch und durch getränkt war.

„Du . . .!" brüllte er noch einmal und machte stiere, glotzende Augen, während er brüllte . . .

Aber was nun folgte, war kaum mehr als ein einziger Schlag, war ein fast gleichzeitiges Gewirr von Gesten, ein rasendes blitzschnelles Ineinander.

Herr Steingräber nämlich, dem für einen Augenblick nahezu das Bewußtsein geschwunden war, vor Schrecken nicht sowohl, als vor einer ungeheuer plötzlichen, kaum faßbaren Einsicht, Herr Steingräber bemerkte, zum Denken zurückkehrend, daß das dritte Tier, das kleine, glatte, widrige mit den glänzenden Augen, im Begriff war, sich zwischen seinem Rücken und der Wand hindurchzuschleichen . . .

Wollte es ihn von hinten fassen, wollte es zur Tür, um den Riegel vorzustoßen? Herr Steingräber machte

eine Wendung, sah ihm in die Augen. Es wich ein wenig zurück, blickte sich nach Beistand um.

Und er, der Denker, der Melancholiker, der Nervenkranke, den die Wanduhr störte — Herr Steingräber erinnerte sich unbegreiflich rasch an all das — der bewegte sich nun vorwärts, stieß ein abscheuliches Lachen hervor, schob die Ärmel seines Jacketts ein wenig zurück . . .

„Komm, mein Jung!" sagte er, und seine Stimme klang nicht anders, als habe er sein Dasein in einer Hamburger Hafenkneipe verbracht, durchaus nicht anders.

Und Herr Steingräber kam . . . Mit einem Wutschrei stürzte er auf ihn zu und schlug ihm mit beiden Fäusten mitten ins Gesicht. Der andere taumelte, stolperte zurück. Herr Steingräber sah das nicht mehr.

Er ward von hinten ergriffen, er schlug wie rasend mit den Füßen aus, um ihn drehte sich das Zimmer, er schloß die Augen . . . Irgendwo packte er einen Arm mit seinen beiden Händen und bog ihn, toll vor Zorn und vor Grauen. Er hörte ein Geräusch wie von zerbrechenden Knochen, er spürte im Nacken einen Schlag, warf sich nach rückwärts, durch die Tür, die Stiegen hinunter, blindlings . . . Eine Stimme gellte durchs Haus. Türen schlugen krachend zu . . .

Unten, schon gegen das Ende der Stufen, kam ihm jemand entgegen. Jemand stieg langsam die Treppen herauf.

Es war nicht möglich anzuhalten. Herr Steingräber

umfaßte eine weiche Gestalt, wäre fast mit ihr im Arme hingestürzt, sprach „Pardon" und griff an sein bloßes Haar, um den Hut zu ziehen. Zerbrochenes Glas klirrte auf den Stufen.

Ja, es war ein halbnacktes Frauenzimmer gewesen, mit Gläsern und einer Flasche. O Gott sei Dank: es galt nur, an der Kette zu ziehen, das Tor ging auf. Er war draußen, er rannte durch die Galerie davon. Hinter ihm, nicht fünf Schritt hinter ihm, stürzte ein schweres Etwas, ein steinernes Etwas, von hoch oben auf das Pflaster nieder und zersplitterte knallend.

Und er rannte, rannte über eine Brücke, eine Gasse hinunter, über noch eine Brücke . . .

Er rannte zuerst aus einfacher Furcht, weil ihm die grinsenden Fratzen der Drei gräßlich vor den Augen tanzten, weil er ihm entlaufen wollte, unendlich weit entlaufen, diesem tödlichen Frauenhaus, aus dem ihn ein Anfall von taubblinder Wut wie durch ein Wunder hatte entrinnen lassen. Er wollte fliehen, immer fliehen . . . er stieß sich wund an den Ecken, er fiel auf einer Brückentreppe, die Vorstellung, daß seinem Lauf Grenzen gesetzt seien auf diesen Inseln, daß er nicht das Meer durchrennen könne, um in die feste Ebene hineinzufliehen, machte ihn verzweifelt. Er war rasend vor Angst, so wie er vor Wut rasend gewesen war. Nahe beim Bahnhof überquerte er, nach irrem Laufen, den Canal Grande, ohne es recht gewahr zu werden.

Aber auch als ihn endlich seine Furcht verließ, als er vielleicht schon wieder imstande gewesen wäre, einem neuen Angriff mit Stärke zu begegnen, auch da verminderte sich sein Verlangen nach Schnelligkeit nicht, auch da noch setzte er stürmenden Fußes seinen Weg fort, durch ganz unbekannte Gegenden, wie ihm vorkam, in Wahrheit zweimal dicht an seiner Wohnung vorübereilend. Und er war glücklich, als nach dem krummen Hin und Her endlich beim Zattere-Ufer freier Raum für seine erregten Schritte sich auftat.

Zuletzt, wider Willen gezwungen vom Blut, das wild in seinem Schädel sauste, hielt er an und nahm dumpf wahr, daß er nicht sicher auf seinen Füßen stand. Er runzelte die Brauen und blickte, um sich zur Sammlung zu nötigen, starr vor sich hin.

Das Wasser des Giudecca-Kanals war regungslos, ein paar Barken mit eingezogenen Segeln lagen da und dort am Ufer.

Ja, dachte er träge, drüben auf der Giudecca gibt es ein paar Fabriken. Es sind aber nicht viele. In Venedig lebt man von den Fremden. Venedig ist eine dunkle Pracht, eine dunkle Pracht. Und die Venezianer denken: gut also, unsere Stadt ist eine Attraktion für die Fremden. Mögen sie nur kommen und in die Museen und in die Palazzi laufen, merkwürdig, daß sich jemand für das langweilige Zeug interessiert, aber schließlich, wenn es uns Vorteile bringt . . . Zweifellos, das dachten die Venezianer.

Und plötzlich wurde seine Benommenheit zerrissen durch einen Schrei. In seiner Erinnerung klang jenes fürchterliche „Du" auf, das plärrende, mit Gemeinheit überfüllte „Du!" das ihm einer ins Gesicht gespien, mit dem ihm ein Verworfener die unnütz gewordene, lästige Maske vor die Füße geschleudert hatte: da, du Schafskopf, hast du deine Sterne und dein weltumspannendes Gefühl und deine menschliche Enge! Du bist in einem netten kleinen Venezianer Bordell, und rückst du nicht gleich mit deinem Speck heraus, dann schneiden wir dir die Gurgel ab und schmeißen dich in den Kanal . . .

Ja, was waren hiernach alle Erlebnisse, was waren nun noch alle Ereignisse der Welt, gegen deren Größe unempfindlich zu sein er sich Schuld gab! Was verschlug es jetzt, ob irgendwo eine verschüttete Stadt aus der Lava gegraben wurde, ob es in Indien Büßer gab, so heilig, daß sie das Wasser zu beschreiten vermochten, was frommte es noch, sich der Größe des Meeres und der Gestirne hinzugeben, wenn das alles nicht mehr war als ein Mittel, dessen sich ein Betrüger, irgendein ganz gewöhnlicher Beutelschneider, mit Geläufigkeit bedienen konnte, um seine Leute zu ködern? Wenn niedrige, häßlichste Gewinnsucht so weit und groß war, daß alle Träume und Gedanken in ihr Platz fanden und ihr dienten, dann lohnte es sich wahrlich nicht mehr, einen einzigen Blick vom Boden aufzuheben . . . Es fror Herrn Steingräber sehr.

Ihm fiel ein, was er den Menschen an diesem selben

Abend, noch keine drei Stunden war es her, auf dem Ponte della Paglia hatte sagen hören. Seine Worte über die unterirdischen Kerker waren dazu angetan, zu ergreifen. Sie waren gut, wahrhaft gut, eine Art von Größe war in ihnen. Dieser Bube hatte empfunden, was er aussprach, kein Zweifel, kein noch so geringer Zweifel. Ja — er hatte bewiesen, daß man dergleichen empfinden kann, empfinden wie ein Dichter, und dabei ein Elender sein, ein Räuber, ein Halsabschneider. Der Mensch hätte Erziehung, hätte Geist genug gehabt, um es selbst auszusprechen. „Weißt du," hätte er Herrn Steingräber zu fragen vermocht, „weißt du, was ich bin? Materia triumphans: das bin ich! Ich bin der lebendige Beweis dafür, daß dieses Wesen „Mensch", das den Himmel und die Erde umspannt und den Himmel und die Erde ausspricht, daß dieses Wesen zusammengehalten ist durch eine Kruste der niedrigsten Roheit. Daß das Himmelslicht, mit dem wir aus ganz unbekannten Gründen erhellt sind, in einer stinkenden Höhle voller Unrat brennt!"

Herrn Steingräber schien es, als offenbare sich ihm da, fernher, ein sehr tiefes und furchtbares Geheimnis. — Er hatte sich auf den Heimweg gemacht, doch auf dem langen Campo Margherita, wo sein Haus lag, hielt er noch einmal an und begann dann langsamen Schrittes auf und ab zu gehen.

Er dachte, stoßweise, und indem er bei jeder neuen Erkenntnis stehen blieb: das also war die plötzliche Be-

geisterung für die Villani und für die Gondeltreppe am Theater, er wurde lyrisch: ich sollte den Ungarn kennen lernen! Und wodurch in aller Welt habe ich ihm so deutlich verraten, was mich innerlich beschäftigte? Ich muß ja kindisch offen gewesen sein. Auf der Fahrt von San Michele her sah er jede Minute auf seine Uhr: er wollte den Balten nicht versäumen. Wie lächerlich bin ich seine dupe gewesen! Doch nein, ich will mich nicht schämen. In seiner Rede am Dogenpalast schien das Herz der ganzen Welt zu schlagen, das Herz der Welt schlug wirklich darin, und dennoch sprach er einzig und allein, um mich vollends einzufangen. Zu Hause (haha „zu Hause!") waren schon die Karten für das Baccarat markiert, oder nein, das lohnte nicht der Mühe, man würde mich einfach niederschlagen . . .

„Einfach niederschlagen!" wiederholte er laut und stand da mit trockenem Munde und starren Augen. Endlich ging er auf sein Haustor zu.

Er fühlte sich matt, wie einer, der von einem beschwerlichen Marsche zurückkommt, und stieg nicht ohne Mühe die Treppen hinauf.

Aber seine Tür stand weit offen . . . Man ist gleichzeitig auch hier gewesen, sagte er sich sofort, ohne alles Erstaunen.

Und er hob beim Schein des angezündeten Wachsfadens eine Karte auf, die leicht an der Schwelle befestigt war. Diese Karte trug die Zeichnung einer Hand. Die Hand war ungeschickt mit blutroter Tinte bemalt.

„Recht kindliche Allüren!" sagte er vor sich hin, zündete die Lampe an, und ehe er noch seinem Eigentum einen musternden Blick gönnte, betrachtete er den Fund genauer.

Es war aber wirklich nichts Besonderes. Die Rückseite der Karte zeigte auf Französisch die Anpreisung einer Hautcreme und ließ erkennen, daß man sich zu dem blutigen Memento einer Geschäftsanzeige von Roger et Gallet bedient hatte.

Dann wandte sich Herr Steingräber zu seinem Schrank. Auch er stand offen, aber nichts fehlte. Nur war an den Westen seiner Anzüge das Innenfutter säuberlich aufgetrennt. Ja, es hatte sich um korrekte Halunken gehandelt, um Halunken übrigens, die noch keinen Fünflireschein erbeutet hatten. Zeit mußten sie im Überfluß gehabt haben; ohne auch nur die Hausfrau zu stören, hatten sie das Zimmer einfach aufgeschlossen, mit dem Schlüssel, der stets draußen unter der Matte lag.

Der Direktor tat einen Schritt zum Schreibtisch hin. Hier waren offenbar die leeren Schubladen hastig herausgezogen und hastig zurückgestoßen worden, denn das Bildchen im glatten Silberrahmen, von dem Herr Steingräber sich auf dieser Reise nicht getrennt hatte, die kleine Photographie seines verstorbenen Freundes, war umgestürzt. Er nahm sie behutsam auf, um sie an ihren Platz zu stellen. Da aber bemerkte er, daß die Glasdecke des Bildes zersprungen war, zersprungen wahrscheinlich durch einen Fall auf den spitzen Knauf des Tintenfasses. Und

als der Direktor den Schaden untersuchte, nahm er wahr, daß sein toter Freund lachte, daß er tüchtig und wie in gutmütigem Spott lachte, — denn der Sprung lief unmittelbar unter der Nase hin.

Da lächelte auch Herr Steingräber, obgleich ein wenig matt, und fuhr leicht mit seiner Hand über das Bild hin.

Er entkleidete sich und streckte sich unter den Decken aus, beruhigt offenbar darüber, daß sein Abenteuer sich nicht mit einem zweiten Einbruch erneuern würde. Ohne dieser Möglichkeit auch nur einen Gedanken zu schenken, fiel er bei unverschlossener Tür in einen tiefen Schlaf.

Wie er aufwacht, ist es halb zehn. Er besinnt sich einen Augenblick, springt aus dem Bett, sucht das Kursbuch hervor und stellt fest, daß ein für ihn passender Zug kurz nach zwölf Uhr abgeht.

Wie er, um einzupacken, seinen großen Koffer aufschließt, kommen ihm ein paar gelbgeheftete Bücher in die Hand, die dort teilweise noch unaufgeschnitten während der ganzen Zeit gelegen haben. Er steckt sie in die Handtasche, zu den Gegenständen, deren er auf der Fahrt nach Berlin zu bedürfen glaubt. Seine Herreise fällt ihm ein. Er sieht, während er tief über den großen Koffer geneigt dasteht, mit großer Deutlichkeit das hübsche Gesicht der Frau Struve und ihren eigentümlichen Blick.

Das sind ja noch keine sieben Monate her, denkt er

erstaunt, richtet sich auf, und beginnt zu pfeifen. Dann beendet er, mit noch rüstigeren Bewegungen, seine Arbeit.

Eine Gondel wird geholt. Koffer, Handtaschen und Plaid werden die Treppe hinuntergeschafft, aus einem Fenster hoch oben grüßt Frau Benasseni.

Der Weg zum Bahnhof ist nicht sehr weit; dort liegt die Frarikirche, da kommt schon das letzte Brückchen vor dem Großen Kanal. Niemand zeigt sich, niemand überschreitet die kleine Brücke, niemand zeigt den graziösen Schwung des Emporgehobenwerdens und des Hinabsinkens . . .

Da ist ein Hund. Ein Hund läuft über die Brücke, er ist ganz allein. Er steigt gemächlich die Stufen hinauf und geht langsam über den hohen Bogen. Seinen Abstieg zu sehen ist unmöglich, schon durchfährt die Gondel das Brückenjoch, und wenn sie wieder hervortaucht, wird er in der Gasse verschwunden sein.

Er war so groß wie ein deutscher Schäferhund und auch ebenso struppig; vielleicht war es ein deutscher Schäferhund. Aber er kannte sich aus, das Terrain erschreckte ihn nicht. Er überschreitet die Brücke wie jemand, für den das Land keine Wunder birgt. Er hat in Mecklenburg Hasen gejagt, und vielleicht war das unterhaltender als hier zwischen Steinen und Wasser beschäftigungslos einherzutrotten. Doch wenn sich Menschen darauf kaprizieren, möglichst unbequem und verzwickt mitten im Wasser zu wohnen, und wenn sein Herr und

seine Herrin hinreisen müssen, um sich das anzusehen: ihn soll es nicht verblüffen. Am Tage und am Abend geht er bereits allein aus und amüsiert sich, so gut es bei der mangelhaften Gesellschaft sich machen läßt. Er wendet nicht mehr den Kopf nach den schwarzen Kästen, die vorüberfahren, er läuft seines Wegs. Bei der vierten Türe rechts wird er laut bellen, damit man ihm öffne. Das Leben ist nur für den kompliziert, der es selbst dazu macht . . .

Da ist der Große Kanal, da kommt der Bahnhof. Auf den freien Platz vor der Halle brennt die Sonne herunter. Getümmel herrscht. Am Quai stoßen sich die bepackten Wasserdroschken. Zeitungsjungen brüllen. Es pfeift ein Zug.

Die Mutter einer ganzen Stadt

Wie Frau Cornelius selbst noch bestimmt hatte, wurde nach der Rede des Geistlichen mein Trauergesang für gemischten Chor op. 23 zu Gehör gebracht, damit war die Feier beendet. Meine Töne klangen mir im Ohre nach, und ich stand noch eine Weile am Grab, während um mich her scharrende und patschende Schritte sich entfernten. Eine Hand legte sich auf meine Schulter.

„Wollen Sie mit mir in die Stadt zurückfahren, Brodersen?"

Ich blickte auf.

„Oh," sagte ich verwirrt. „Gewiß. Gerne. Danke vielmals, Herr Medizinalrat."

Er faßte mich leicht am Arme, wir durchschritten die seitliche Allee, in der weiter oben meine Mutter begraben liegt, und stiegen draußen in den Doktorwagen.

Die Fenster waren heruntergelassen, und über die weiten unbebauten Flächen zu beiden Seiten der Straße blies der Märzwind herein. Ich sah, daß der Medizinalrat den Kopf in die Polster zurückgelehnt und die Augen geschlossen hielt; sein weißer Kinnbart und die weißen Strähnen über seiner Stirn bewegten sich. Den Zylinder

hatte er, die Öffnung nach oben, auf den Rücksitz gestellt, und seine Hände lagen flach und schlaff über den Knien, ringlose Hände mit auffallend kurz beschnittenen Fingernägeln und mit dicken grauen Adern. Warum hat er mich eingeladen, dachte ich, nun schläft er.

Meine Gedanken wendeten sich auf die alte Dame, von deren Bestattung wir heimfuhren, und ich empfand, daß sie mir fehlen würde. Freilich war die Zeit schon lange vorüber, da ich mir jede Woche oder jede zweite Woche von ihr hatte aus der Verlegenheit helfen lassen. Aber mit wem würde ich je so gut vierhändig spielen wie mit dieser siebzigjährigen Frau! Und wie traurig, ihr schönes altes Gesicht nun nie wieder zu sehen . . . Wirklich, ich wußte, was ich verlor.

„Die Leute wissen ja nicht, was sie verlieren," sagte der Medizinalrat plötzlich aus seiner Ecke. „Haben Sie gezählt, Brodersen, wie viele da waren? Es können noch nicht zwei Dutzend gewesen sein."

„Ja," entgegnete ich.

„Es ist ein sonderbares Schicksal für eine Mutter, wenn ihre vielen, vielen Kinder sie alle verleugnen, Brodersen."

Ich erschrak und sagte in sanftem Ton: „Sprechen Sie von Frau Cornelius, Herr Medizinalrat?"

„In der Tat, mein Lieber," er blickte mich an und hatte die Stirn gefaltet, „von ihr und ihren Kindern. Geschickten Kindern, klugen, starken, oh! Nun, kein Wunder bei einer solchen Mutter."

„In der Tat," wiederholte ich betreten. Frau Cornelius war vierzig Jahre lang Witwe gewesen und kinderlos gestorben.

Wir fuhren eine schnurgerade Landstraße, immer den Gleisen der elektrischen Bahn entlang. Vor fünf oder sechs Jahren hatte die Stadt den neuesten Prinzipien gemäß ihre Friedhöfe weit hinaus verlegt. Nicht früher als eben jetzt kam unser Wagen an den ersten Baulichkeiten vorüber, Lagerhallen zumeist und roten Fabriken.

„Wissen Sie zufällig, Brodersen, wem die Cellulosefabrik da gehört, ja, das Etablissement mit den riesigen Holzstapeln? Dem jungen Moorberg, nicht wahr? Nun, und wie alt ist der junge Moorberg heute? Fünfunddreißig schätze ich. Sehen Sie, das ist so ein Kind. Alles, was hier bei uns im letzten Jahrzehnt in die Höhe gekommen ist, mit Elan in die Höhe gekommen, meine ich, nicht so auf die alte filzige verhockte Art, das sind lauter Kinder von Frau Cornelius. Nun, sagen Sie etwas!"

Ich schwieg in Verwirrung.

Er kehrte sich mir ganz zu und sah mich gütig an. „Wissen Sie wohl, Brodersen, daß Ihre alte Freundin seinerzeit die schönste Frau war, die . . . nun also, die schönste Frau. Aber Sie können es ja nicht wissen. Wahrscheinlich haben Sie nie ein Jugendbild von ihr zu Gesicht bekommen?"

„Nein, allerdings . . ."

„Sie liebte ihre Schönheit nicht, Brodersen. Sie hatte nicht viel Gutes davon gehabt!"

„Die Ehe war wohl nicht glücklich gewesen?" fragte ich zaghaft.

„Ganz recht, nicht glücklich. Sie hatte völlig die Lust verloren an diesen Dingen. Und überhaupt war sie vielleicht nur darum in unsere Stadt gezogen, weil wir berühmt waren für unsere Krähwinkelei, weil sie sicher sein konnte, bei uns keine eleganten und geistreichen Männer zu finden, nichts Gefährliches, wissen Sie, Brodersen, keine Löwen! Sie hatte genug."

Seine Stimme war stärker geworden. Flüchtig versuchte ich mir vorzustellen, wie er selbst in jungen Jahren ausgesehen haben mochte — stattlich zweifellos, sehr stattlich — aber ich hatte keine Zeit, schon waren mir offenbar einige von seinen Sätzen verloren gegangen.

Er rief jetzt: „Meistens saß sie ja zu Hause und spielte ihren Bach, und fast niemand hatte die Gelegenheit, sich ihr zu nähern, aber alle dachten doch an sie — das ja! Man sah sie wohl einmal ausfahren in ihrer Equipage, es war die erste Equipage bei uns, damals. Und mitunter sah man sie auch gehen, selten freilich, doch es kam vor . . ."

„Ach, ihr Gang!" sagte er nach einer Weile mit wiederum veränderter Stimme. „Und immer hatte sie

schwarze Kleider zu ihren blonden Haaren. Aber was die Leute vollends toll machte, Brodersen: sie trug den Hals bloß, immer bloß, obgleich es gegen die Mode war. Niemand konnte diese Biegung vom Kinn gegen die Brust hin ansehen, ohne zu zittern. Da war ein junger Kerl, irgendein Student oder Kandidat oder was er vorstellte: er kommt eilfertig aus einem Haustor heraus und fällt buchstäblich gegen die Mauer, mit offenem Mund und plötzlich ausgehöhlten Wangen! Ich habe es selbst gesehen."

Mir in meiner Wagenecke lief ein Schauer über den Rücken, denn es war mir zu Mute, als hörte ich ein Gespenst von einem zweiten schwärmen.

Der alte Herr machte eine Geste zu mir herüber, doch ohne mich anzublicken.

„Die Stadt war ein Nest damals, ein Provinzschlupf, rein gar nichts. Die Leute träge und stumpf an Geist; Pack. Gleichgültig, aus Gewohnheit, brachte eine Generation die andere hervor. Da floh diese Frau zu uns her und verbesserte die ganze matte Rasse.

„Sie ging vorüber, und die Männer blieben stehen auf dem Weg zu ihren Geschäften, sie setzten den Weg rascher fort und dachten nicht mehr so ganz ausschließlich an ihre Geschäfte. Sie hatten eine fördernde Unruhe im Blut, sie saßen ein bißchen weniger ängstlich auf ihren Drehstühlen, reckten die Arme, lachten, verspürten leichtsinnige Gefühle von der Herrlichkeit des Daseins und

Freude am Risiko und schlossen ein Geschäft ab, bei dem es gleich einmal um ein paar Tausende ging. Aber das war das wenigste, nicht wahr?

„Man begegnete ihr ja auch sonst. Sie kehrte vielleicht an einem Sommerabend von ihrer Spazierfahrt zurück, und man sah sie aufrecht im Wagen sitzen, mit leuchtenden grauen Augen und ganz ungebeugt unter der Last ihrer goldenen Krone. Alle aber, die sie so erblickten, wurden ja zu derselben Stunde irgendwo erwartet: die Bürger zu Hause von ihren Frauen und die jungen Leute da und dort. Und alle setzten wiederum ihren Weg rascher fort, mit entzündetem Blut und verändertem Herzen. Die Frauen daheim waren an diesem Abend nicht weniger häßlich als sonst, und die jungen Mädchen so gewöhnlich wie immer, aber sie mochten sich verwundern . . . Nur hätten sie alle miteinander Unrecht gehabt, stolz zu sein, man trug ein Feuer zu ihnen, das sich anderswo entfacht hatte. Nicht *sie* wurden umarmt, nicht sie! Doch was sonst aus langer Weile entstanden war, das entstand jetzt in frischen Impulsen, gesegnet von ihr!"

Wir waren mitten in der Stadt. Der Medizinalrat beugte sich zum Fenster hinaus und rief seinem Kutscher zu: „Durch die Badallee!" Dies war ein Umweg.

„Sehen Sie hin," sagte er beinahe heftig zu mir und wies auf die städtischen Gebäude und Anlagen, an denen wir vorbeirollten, „sehen Sie, was da alles steht! Kurbad, Kurpark, Großes Kasino, Neues Schauspielhaus.

Seit wann ist das alles da? Es sind ihre Kinder, die es hingestellt haben!"

Er hielt einen Augenblick inne. „Ich weiß ganz gut, Brodersen," sagte er dann mit einer Art von Lachen, „daß Sie mir jetzt den Ruf ruinieren können. Wenn Sie es wollen, bin ich in ein paar Stunden erstens ein Narr und zweitens ein . . . Aber sehen Sie, was ist in meinen Jahren der gute Ruf! Die Würmer nehmen sogar den, der aus gewissen Gründen ohne Kopf bei ihnen ankommt. Und übrigens, ich glaube, Sie sind gar nicht so?"

Ich entgegnete etwas.

„Eben, Brodersen, eben. Und da werden Sie vielleicht auch begreifen, warum ich das alles erzähle. Ich habe mich geärgert, es war doch recht niederschlagend da draußen. Fast kein Mensch außer den Lieferanten."

„Das ist wahr."

„Ich meine auch, man müßte einverstanden mit mir sein. Woher stammt denn die so unermeßlich erhöhte Betriebsamkeit in diesen letzten Jahren, das Verlassen aller kleinlichen Tradition im Gewerbe und im Handel, der Zug ins Weltbürgerliche? Etwa vom allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung? Aber das ist ja das Seltsame, daß die Stadt nie teilgenommen hatte an der allgemeinen Entwicklung, daß sie vor fünfzehn Jahren noch ein Stiefkind war, beinahe lächerlich. Und heute — sie ist beinahe eine Metropolis. Wo anders als bei uns entsprangen zum Beispiel die Kanalpläne, die für die

ganze Provinz und für halb Norddeutschland von so ungeheurem Nutzen zu sein versprechen! Es ist nicht der Zug der Zeit, es sind die Kinder von Frau Cornelius, die nun erwachsen sind."

Er lächelte mich an.

„Das ist nicht alles, Brodersen. Hat man je davon gehört, daß diese Stadt einen ‚Geist' hervorgebracht hätte, einen selbständigen Gelehrten meine ich, einen Künstler, einen Autor von Ruf? Ja, Eberhard Hengstenberg war hier ansässig, der alte Silhouettenschneider. Nun, ich habe nichts von ihm gesehen. Und dann hat ein schwindsüchtiger Schulmeister bei uns gelebt, mit Namen Krummholz, der anno 1747, als das Sterben war, ein Carmen auf die Pest verfaßte, fünfundneunzig lateinische Strophen. Das waren unsere großen Söhne.

„Und jetzt, seit ein paar Jahren! Da haben wir den jungen Tieffenbach. Er ist noch keine dreißig, aber seinen Dichtungen gesteht man heute schon den höchsten Rang zu, überall. Ich will ja nicht tun, als verstünde ich etwas von diesen Dingen, aber er hat Liebeslieder, die wahrhaftig etwas vollkommen Neues sagen. Und dann Hugo Steinhart, der Seemaler, das ist doch ein Genie, nicht wahr, ich denke, Sie müssen mir beistimmen? Ah, wir sind vor Ihrem Hause — Franz!!"

Der Wagen hielt. Ich öffnete den Schlag und schickte mich an zu danken.

„Bitte, gar keine Ursache. Übrigens, daß ich es nicht

vergesse: Ihr Trauerchor draußen hat mir Eindruck gemacht. Wirklich stimmungsvoll, wirklich feierlich. Wie alt sind Sie jetzt, Brodersen? Neunundzwanzig? Ah! Auf Wiedersehen also, und empfehlen Sie mich bestens Ihrem Herrn Vater!"

Der Schatten

Ich bin erst zweiunddreißig Jahre alt, und doch ist mein Leben schon so gut wie abgeschlossen. Ich werde, eingegrenzt in den engen Kreis meiner Pflichten, kaum mehr neue Ausblicke tun, und was meine Laufbahn als Beamter an unserer Großherzoglichen Staatsbibliothek angeht, so hat auch sie mir weder Überraschungen noch höhere Ziele mehr zu bieten, weil mich mein äußerer Bildungsgang von der Anwartschaft auf eine der oberen Verwaltungsstellen ausschließt. Mein Jahresgehalt beträgt heute 2500 Mark, und es wird steigen bis zur Höhe von 4800 Mark, Summen, die Einschränkung verlangen, die aber für einen unverheirateten Mann wohl genügen können.

Und ich glaube nicht, daß ich mich noch verheiraten werde. Die Vorstellung, jeden Abend, wenn ich ermüdet, nach Sammlung verlangend, vom Amte komme, eine mitteilungsbedürftige Dame bei mir vorzufinden, flößt mir eher Schrecken als Sehnsucht ein. Es wäre mir leid um meine Abende. Wie schön ist es, auf meiner kleinen Veranda, die auf den Stiftsgarten hinaussieht, an Sommerabenden zu sitzen, durch nichts abgelenkt von der

Lektüre als hie und da durch ein Insekt, das an die Lampe stößt. Oder im Winter hinter den dicken, roten Vorhängen, die ich mir vor nun zwei Jahren zu Weihnachten geschenkt habe.

Freilich, auch der Frühling und der Frühherbst haben ihre Abende, und die sind nicht ohne Gefahren. Ein roter Schimmer liegt über den Straßen, streichelnde Luft weht, und wenn auf meinem Heimweg eine der sorglos dahingehenden Damen meine Augen mit ihrem Blicke trifft, so wird mein Verlangen nach der stillen, kleinen Wohnung sehr gering. Aber ich bin, in Gottes Namen, gescheit genug, um sogleich über mich selber zu lachen. Eine Liebelei, mit all ihrem Umtrieb und regellosem Wesen als teure Zahlung für das bißchen Süßigkeit, ach nein!

Ich sage nichts gegen die Liebe. Eine Liebe, eine Leidenschaft, ja, die könnte mich gewiß bestimmen, das kleine, egoistische Glück meines Alleinseins zu opfern. Aber ich werde nicht zum zweiten Male Leidenschaft fühlen. Für einen Menschen meiner Art ist schon Ein solches Erlebnis fast erstaunlich viel, und ich glaube zu wissen, daß mein Herz in jenem ersten Feuer sich gehärtet hat und unempfindlich geworden ist.

Es ist zwei Jahre her, daß ich die Einzige verloren habe. Sie, die ich liebte und — ja — besaß, ohne daß sie darum wußte, ohne daß ich jemals eins ihrer seidenen Kleider mit meinen Händen angerührt hätte. Ja, damals

verbrachte ich meine Abende nicht im Lehnsessel mit einem Quartband auf den Knieen: ich war bei ihr, bei ihr!

Die Schicksale der Lebenden gehen sonderbar durcheinander, und sonderbar hängen sie voneinander ab. Daß ich den Weg zu jenen Ereignissen, den Weg zu jenem leidensvollen Glücke fand, das hatte ich einem schrecklichen Unheil zu danken, von dem eben damals eine blühende, menschenreiche Stadt im entlegenen Süden getroffen worden war . . .

Nie zuvor hatte ich ein Kinematographen-Theater besucht, ja, ich hatte sogar in einer öffentlichen Versammlung, die der durch sein soziales Wirken wohlbekannte Schulrat Schlohmeyer abhielt, einmal eine Resolution mitunterzeichnet, die zum Kampf gegen die verrohenden und schlüpfrigen Darstellungen auf diesem Gebiete energisch aufrief. Nun aber war zu jener Zeit, wie es in aller Erinnerung steht, die Stadt Messina von einem vernichtenden Erdbeben heimgesucht worden, und das Lichtspielhaus an der Ottostraße, an dem mich mein täglicher Weg vorüber führt, kündigte in seinen hohen, bunten Affichen Photographien des unglücklichen Ortes an. Ich war diesem Ereignis nicht bloß mit der in mir, wie in jedem Empfindenden, geweckten menschlichen Anteilnahme gefolgt, sondern, da ich kurz zuvor die Lektüre des ausgezeichneten Werkes von Fuchs „Vulkane und Erdbeben" beendet hatte, noch mit einem besonderen Interesse: so erstand ich mir eines Spätnachmittags eine Karte für den zweiten

Platz des Etablissements und betrat den zu dieser Stunde mäßig besetzten Raum.

Die Bilderfolge, die sich eben abspielte, war nicht diejenige, der mein Besuch galt. Ich bemerkte nur eben noch, wie eine große Menge von Fußgängern und Radfahrern, aber auch mehrere Droschken und Lastwagen in Verfolgung eines kleinen struppigen Hundes eine Landstraße vorwärts eilten, — ein mir nicht verständlicher Vorgang, der sein Ende in einem allgemeinen Wirrwarr und Übereinanderstürzen fand. Nach einer kurzen Pause verdunkelte sich der Saal wiederum, und es erschienen auf der beleuchteten Fläche zwei Seehunde, die unter der Leitung ihres Dresseurs drollige Kunststücke ausführten.

Konnten solche harmlosen Bilder geeignet sein, mich an meinem bisherigen strengen Standpunkt Zweifel üben zu lassen, so schien die Ankündigung des nächsten Stückes, wie sie nun in zollhohen Lettern sich zeigte, dem Eifer des Herrn Schlohmeyer und unserer Resolution doch wieder recht zu geben. Es stand zu lesen:

Der Vampyr

Sensationelles Drama in zwei Akten

gespielt von

Mme. Daurion vom Théâtre des Arts

und

M. Leperche, vom Théâtre de la Porte-St.-Martin

in Paris.

Diese Ankündigung verschwand, es erschien das erste Bild. In einem Sessel in der rechten vordern Ecke eines von eleganten Paaren belebten Saales saß sie, ganz allein.

Sie hielt sich abgewendet, schien irgendwohin unter die Tanzenden zu sehen, und ich erinnere mich deutlich, daß sie dem Beschauer zunächst nur einen schwachen Schimmer ihres Profils darbot. Aber schon beim Anblick ihres Nackens, von dem ein süßer Flaum dunkler werdend zu ihren Haaren aufstieg, beim Anblick ihrer betörend gerundeten Schultern fühlte ich, wie eine mir unbekannte Schwäche sich durch meinen Körper verbreitete, und wie meine Füße anfingen zu zittern. Als dann ein hochgewachsener junger Herr sich aus dem Gewirr der Ballgäste loslöste und zu ihr hintrat, sah ich ihr Gesicht. Sie hielt mit einem zugleich bösen und hingebenden Lächeln ihre Augen auf ihn gerichtet, Augen, von denen ich, der farbenlos schwankenden Projektion zum Trotz, sogleich, unvermittelt wußte, daß sie von tiefem, strahlendem Grau waren, und daß ihr Weißes wie Perlmutter glänzte. Allein ich verweilte nicht auf ihren Augen. Ich hing an ihrem Munde, der zu dem eleganten Herrn vor ihr hinaufsprach, mit Bewegungen wie ein wollüstiges kleines Tier. Wirklich, es brachte den Eindruck eines selbständig belebten Wesens hervor, wie diese blutvollen, breiten und doch zarten Lippen sich langsam trennten und wieder vereinigten und auf Augenblicke den weißen Glanz der Zähne blitzen ließen,

wie seine Winkel, schmerzlich oder zu einem Lächeln, sich verzogen, wie einmal die Spitze der Zunge, schmal und flink, vom Blick kaum zu erhaschen, an der Oberlippe sich zeigte. Sie erhob sich dann, sie brachte in sachten Biegungen ihren schönen, frauenhaften Leib zur Wirkung, und als sie Abschied nehmend an der großen Tür des Saales sich noch einmal umwandte, da ließ sie, mit einem begehrenden und verheißenden Blick, dem Spiel nach jenen gepflegten Herrn, in Wahrheit aber mich verwirrt und bezaubert hinter sich zurück.

Die zweite Abteilung des „Dramas" (aber schon hätte ich kaum mehr die Fähigkeit gehabt, das Wort Drama in höhnischen Anführungszeichen zu denken) brachte erst die Erklärung seines Titels. Denn in einer warnenden Traumvision erblickt hier der Liebende die begehrte Frau in ihrer furchtbaren Eigenschaft als männermordender Vampyr; und er erwacht geheilt. Vielleicht lag in dieser Wendung ein sittliches Moment, das die Vorgänge in Schulrat Schlohmeyers Augen hätte entschuldbar erscheinen lassen, aber ach, wie fern war ich bereits allen volkserzieherischen Betrachtungen. Von der tiefsten Gleichgültigkeit erfüllt gegenüber dem Schicksal dieses auf eine mir widerliche Weise glattfrisierten Herrn, der wohlgekleidet auf seiner Chaiselongue träumte, sah ich nur sie; und ich liebte sie bereits. Denn es war natürlich Aufgabe derselben Künstlerin, auch das schöne Schreckbild der Vision zu verkörpern, und beklemmend und auf-

reizend stellte sie die Biegsamkeit ihrer Gestalt, das Erstrahlen ihrer Augen, die sinnliche Gewalt ihres Mundes in den Dienst dieser Aufgabe. Ja, die Kraft ihrer Darstellung bei dem geringfügigen Anlaß einer kinematographischen Aufnahme erschien mir außerordentlich, und ich vermochte nur schwer zu glauben, daß nichts als die berufliche Selbstüberredung der Schauspielerin diese herrliche Frau dazu bringe, ihrem Spiel eine so erregende Wahrhaftigkeit zu verleihen.

Und meinen tastenden Gedanken wurde die Richtung gewiesen, als ich gegen Ende des Traumes, in einem Moment, da der junge Mann dem Entsetzen des Alpdrucks fast schon zu erliegen scheint, einen Blick erhaschte, mit dem seine Augen in die der schönen Frau tauchten. Es war ein Blick zärtlichen Einverstehens, rasch ausgelöscht, allein ich hatte ihn bemerkt. Und ich bemerkte auch die wollüstige Wahrheit der Gebärde, mit der sie sich zuletzt ganz auf ihn niederwarf, um ihre weißen breiten Zähne in seinen Hals zu schlagen.

Das Schrecknis verschwindet, der Schläfer erhebt sich, mit schmerzendem Kopf und verändertem Sinn, genesen. Aber das sind ja Torheiten . . . Ich verließ das Theater, ohne die folgenden Vorführungen abzuwarten, erfüllt von Liebe, schwankend unter dem Sturm meines aufgepeitschten Blutes, ein Opfer der Sehnsucht und der Eifersucht.

Ich habe dann Wochen, Monate hindurch in einer aufreibenden und süßen Gemeinschaft mit dem üppigen

Phantom dieser Frau gelebt, das nun fast allabendlich, wie den Scharen von Arbeitern, Kleinbürgerfrauen und halbwüchsigen jungen Leuten, so auch mir seine heiteren und tragischen Rollen vorspielte. Denn natürlich beließ ich es nicht beim Zufall des einen Schauhauses und der einen Bilderfolge. Ich wußte von jener Versammlung unter dem Vorsitz des Herrn Schlohmeyer her, daß in unserer mäßig großen Residenz nicht weniger als neunzehn dieser Etablissements nebeneinander florierten: ein Umstand, der mich damals gleich den andern Teilnehmern mit einigem Entsetzen erfüllt hatte, und der mich jetzt hoffnungsvoll stimmte. Und wirklich, es zeigte sich bald, daß ich für die Zukunft damit rechnen konnte, in fünfen der Theater allwöchentlich jene schönen Gesichtszüge und Bewegungen zu genießen: diese fünf nämlich bestritten regelmäßig einen Teil ihrer Programme aus den Aufnahmen der großen Pariser Gesellschaft, die das klare und sichere Mienen- und Gestenspiel von Frau Daurion zu würdigen und die Künstlerin an sich zu fesseln gewußt hatte.

So verbrachte ich meine Abende abwechselnd in den prunkvoll geräumigen und in den ärmlich beengten dieser Vergnügungsstätten. Mein ganzes außerberufliches Denken war von dem Problem erfüllt, wie ich dem schönen Schatten am häufigsten und am besten mich nähern könnte, stets hatte ich eine Anzahl von Spielprogrammen mit kindisch marktschreierischen Filmnamen im Kopfe, und mehrmals bewirkte es eine sorgfältige Kombination, daß

ich, ohne viel Gleichgültiges mit in Kauf nehmen zu müssen, sie, die ich liebte, am gleichen Abend in drei verschiedenen Rollen anstaunen und begehren durfte.

Im Allgemeinen zeigten die Bilderfolgen, in denen Frau Daurion erschien, den Rahmen und ungefähren Inhalt französischer Gesellschaftsstücke; zumeist also hatte sie ihre berückende Art in den Dienst einer lächerlichen Vereinigung von Finanzintrigue und Liebesspiel zu stellen. Aber ich sah sie doch auch als weiße Ansiedlersfrau vor mordlustigen Rothäuten durch amerikanische Ebenen fliehen, sah sie als Freiheit begehrende Favoritin einem niedrig gesinnten Pascha den Dolch ins Herz stoßen, sah sie — und dies war ein Anblick, den nicht nur ein von der Liebe umflorter Geschmack gutheißen mußte — als Marie Antoinette vor der Barre des Revolutionsgerichts.

Wenn ich von Anfang an diese und ähnliche Vorführungen jenen Salonszenen entschieden vorzog, so lag das gewiß nicht nur daran, daß hier sich das freie und leidenschaftliche Wesen meiner schattenhaften Geliebten großartiger entfalten konnte. Sondern auch daran, und zwar hauptsächlich, daß mir in ihnen der Anblick des Herrn Leperche, dieses aufreizend wohlgepflegten Gegenspielers erspart blieb, der mir ja gleich am ersten Abend durch ein über die Vorstellung hinausreichendes Einvernehmen mit Frau Daurion verbunden erschienen war. Seine Fähigkeiten beschränkten ihn gewiß auf jene gesellschaftlichen Pantomimen: nur hier sah ich ihn auftreten und immer

wieder heimliche Beweise der Neigung empfangen, zu meinem ohnmächtigen, eifersüchtigen Haß.

Denn ja, ich war eifersüchtig, und ich litt an ihr, ich — an ihr, die im Lichte der französischen Hauptstadt ihre Triumphe feierte und ein zehnfaches Leben führte, und die dem Erdkreis mit bewegten Silhouetten nachlässig Begriffe ihres Liebreizes austeilte. Oh, ich lag damals schlaflos in manchen Nächten, aber ich wußte zugleich, daß niemals ein Verlangen lächerlicher und aussichtsloser gewesen war. Ich war so weit entfernt vom Urbild meiner Entzückungen wie von einer Königin des Mittelalters, deren nachgelassenes Bild mich entflammt hätte. Den Gedanken und Wunsch, der mich einmal, abends in den freien Pfingsttagen, überfallen hatte: auf den Bahnhof zu eilen, den Schnellzug nach Paris zu besteigen, angekommen ihre Wohnung zu erkunden, bei ihr einzutreten, mich ihr zu Füßen zu werfen und dort, zu ihren Füßen, meine ungeheure Liebe auszustammeln und auszuweinen: diesen Gedanken, absurd in jeder Phase, hatte ich mir gewaltsam aus der Seele gerissen. Aber wäre es wenigstens so weiter gegangen, wie es ging, hätte ich doch immer länger mich dieses einsamen, leidensvollen, entnervenden Glückes zu erfreuen gehabt!

Oft erfaßte mich ein Verlangen danach, die Worte von ihren Lippen abzulesen, die sie in gewissen Augenblicken zu diesem Herrn Leperche, dem gewandten Partner, sprach. Denn ich war gewiß, diese beiden widerstanden dem Reize

nicht, der darin liegen mußte, vor dem Erdkreis und dennoch unverstanden einander ihrer Leidenschaft zu versichern. Ich war gewiß, daß sie gerade an solchen Stellen der einfachen Schauspiele, die nicht mehr erforderten als einen Austausch höflicher Phrasen, einander mit mühsam beherrschten Gesichtern ihre Glut in glühenden Worten zu erkennen gaben. Sicherlich, wenn Frau Daurion, die übrigens nach meinem Dafürhalten bei dem Liebeshandel die weit heißer Beteiligte war, in einer der ersten, noch konventionellen Szenen dem Besucher eine Tasse Tee zubereitete, so fragte sie mit diesem gütigen Lächeln ihres herrlichen Mundes nicht: „Nehmen Sie Rahm oder lieber ein wenig Arrak?" sondern sie sprach: „Wüßtest du nur, mein Geliebter, wie rasend gerne ich jetzt deinen Arm um meinen nackten Rücken fühlte!"

In eben jenen Wochen erschienen, noch immer angeregt durch das Vorgehn des Herrn Schlohmeyer, im Generalanzeiger unserer Stadt allerlei polemische Aufsätze, die sich bald im angreifenden bald im verteidigenden Sinn mit dem Kinematographen beschäftigten. Einer dieser Aufsätze, der übrigens, soweit ich mich darauf verstehe, nicht besonders gewandt abgefaßt war und, nach seinem wilden Eifer zu urteilen, wohl den Besitzer eines Lichtspielhauses zum Urheber haben mochte, erregte eines Tages meine Aufmerksamkeit. Und dies durch eine Stelle, die nach vielen anderen Argumenten auf die Wohltaten hinwies, die der Kinematograph geeignet sei allen denen zu erzeigen,

die durch ihre Anlage vom Besuch der Theater ausgeschlossen sind: im besondern den Taubstummen. Für diese unsere benachteiligten Brüder sei, sagte der Verfasser, der Ersatz ein um so vollständigerer, als sie die Fähigkeit besitzen, den handelnden Personen ihren Dialog vom Munde abzulesen. Und natürlich, fügte der Eingeweihte hinzu, sei es ja dem Schauspieler, der seine Kraft dem Dienste der Lichtspielkunst widme, nur dann möglich, eine Handlung überzeugend darzustellen, wenn er seine Bewegungen mit den genau entsprechenden Worten begleite. Darüber hatte ich nun freilich meine eigenen Gedanken. Aber das hinderte nicht, daß der kleine Aufsatz mir zu denken und zu wünschen gab.

Ich erinnerte mich, daß einer der jüngeren Lehrer am Taubstummeninstitute unserer Stadt seit längerer Zeit zu den regelmäßigen Benutzern der Großherzoglichen Bibliothek gehörte, und durch einiges Nachschlagen rief ich mir ins Gedächtnis zurück, daß ich selbst ihm vor Monatsfrist den Band „Die Seele des Kindes" von Preyer ausgehändigt hatte.

Die Leihfrist an unserer Anstalt beträgt fünf Wochen, und so war das Wiedererscheinen des jungen Mannes binnen kurzem zu erwarten. Ich war auch glücklicherweise am Schalter, als er sein Buch zurückbrachte und sich dafür, was mir überraschend, aber angenehm war, das letzte, vielbesprochene Werk eines heutigen Romanautors erbat. Die Statuten unserer Bibliothek erlauben das Verleihen

unterhaltender Schriften nur für Ausnahmefälle und setzten mich damit in die Lage, dem jungen Pädagogen eine Gefälligkeit zu erweisen.

Ich wandte mich also, während der Diener den belletristischen Band aus einem der hinteren Säle herbeiholte, mit einigen Worten, die sich auf das vor mir liegende Preyersche Werk bezogen, an Herrn Gaiser, knüpfte mehrere interessierte und teilnehmende Fragen über seine berufliche Tätigkeit daran und hatte die Genugtuung, von ihm — dem wohl selten Gelegenheit ward, über sein wenig anziehendes Lehramt sich zu äußern — freudig und genau mit Erklärungen bedient zu werden. Er lehnte an einer Ecke des Schalters mir gegenüber und sprach mit leiser, aber vielfach wechselnder Stimme, wobei sein bleiches, von einzelnen blonden Härchen bestandenes Gesicht sich ausdrucksvoll und fast gewaltsam verzog. Ich richtete mich ein wenig empor, denn sein Atem, der nach aufgeweichtem Brote roch, war mir beschwerlich, aber durch Zwischenrufe ließ ich ihn mein unausgesetztes Interesse erkennen und tat im gegebenen Augenblick die Frage, auf die es mir ankam: ob nicht die Möglichkeit bestehe, mich in der von ihm vielfach erwähnten Kunst des vom Munde Ablesens unter seiner Führung ein wenig auszubilden.

Ich hatte mir, um diesen ungewöhnlichen Wunsch zu rechtfertigen, eine kleine Geschichte ausgedacht, die ich gewiß glaubwürdig, ohne Zögern, hätte vorbringen können,

aber Herr Gaiser ließ mich nicht erst so weit kommen. Mit offenkundiger Freude sagte er mir sogleich die Erfüllung meiner Bitte zu, versprach, mir an jedem Abend, an dem ich es wünschen könnte, eine Stunde oder auch mehrere zu widmen und schüttelte mir, nachdem wir für den folgenden Tag das erste Zusammentreffen verabredet hatten, Abschied nehmend mit großer Herzlichkeit die Hand.

Ich liebte; und wer liebt, muß Opfer bringen. Und vielleicht brachte ich, dessen Empfindung einem fühllosen Schatten galt, keins von den geringsten mit diesen Lehrstunden in dem dürftigen, ungelüfteten Zimmer, das Herr Gaiser im kahlen Gebäude der Taubstummenanstalt innehatte. Aber ich zog den Aufenthalt in diesem Zimmer und den weiten abscheulichen Hin- und Rückweg durch die halb erstellte Vorstadt doch noch der anderen Möglichkeit vor, Herrn Gaiser meinerseits in meiner Wohnung zu empfangen, ihn mit seinem schlechten Atem und seinen schlechten Gewohnheiten mein Zimmer erfüllen zu lassen, aus dem ich mit den Jahren mir einen so lieben Zufluchtsort geschaffen hatte.

Übrigens hätten uns Zusammenkünfte außerhalb des Instituts wohl nicht im gleichen Maße gefördert, denn häufig fand es Herr Gaiser nützlich, mir zur Ergänzung seines Unterrichts den einen oder den andern seiner Zöglinge vorzuführen. Und wirklich hatte ich es nach wenigen Wochen so weit gebracht, daß ich bei mäßiger Schnelligkeit des Wortaustausches mich mit diesen trübseligen,

meist scheuen und widerwilligen Wesen leidlich verständigen konnte. Als mir dies zum ersten Mal bei einem sechzehnjährigen Mädchen in längerem Gespräch gelungen war, hatte ich die ganze darauffolgende Nacht ihr Gesicht mit den lautlos sich bewegenden Lippen in riesiger Vergrößerung halb träumend vor mir, und ich erhob mich aus diesen Einbildungen in einem körperlichen Zustand, der mich an jenem Tage kaum den Dienst versehen ließ. Doch schwächten sich solche Wirkungen meines Unterrichts natürlich mit der Zeit ab, und schließlich bereitete mir der Gedanke sogar eine Art von halb schmerzlichem, halb lasterhaftem Vergnügen, daß ich durch diese kümmerlichen Geschöpfe dazu gelangen sollte, meiner strahlenden Geliebten ihre üppigen Bekenntnisse vom Mund zu lesen.

Vom Besuch der Kinematographen-Theater hatte ich mich während dieser Wochen völlig zurückgehalten, um, mit der erworbenen Fähigkeit ausgerüstet, die neue, größere Intimität um so plötzlicher und um so heftiger zu genießen. Bei Herrn Gaiser erschien ich dann am letzten Abend mit einem schweren Bücherpaket unter dem Arm: ich hatte mir aus unseren Listen diejenigen pädagogischen und psychologischen Werke herausgeschrieben, die als wiederholt und auf längere Zeit von ihm entliehen sich gebucht fanden, und in hübschen Leinenbänden hatte ich sie beim Buchhändler erstanden. Er war allerdings erfreut über diesen „Ehrensold", wie ich es mit Lachen nannte, schien aber doch von meinem Verhalten enttäuscht zu sein. Dies

konnte mich nicht weiter bekümmern; ich nahm auf herzliche und endgültige Art von ihm Abschied.

Die Hoffnungen, die ich auf meine Studien gesetzt hatte, wurden schon am nächsten Tage in überschwänglicher Weise erfüllt. In dem Lichtspieltheater an der Ottostraße wohnte ich einer Aufführung des „zweiaktigen Dramas" Der Verräter bei, dessen simple, ja rohe Handlung gleichwohl Frau Daurion Gelegenheit bot, ihre Kunst und ihren Leib zu höchster Geltung zu bringen. Und nun, bei Gelegenheit einer Szene, da sie, ein Mädchen aus bürgerlicher Familie verkörpernd, im Alleinsein mit ihrem Verlobten diesem ihre Liebe beteuert, vermochte ich zum ersten Mal zu sehen, zu hören, was sie sprach.

Wieder war er es, den ich haßte, an den diese Ausbrüche sich richteten, und meine Eifersucht stieg mir erstickend in den Hals, da ich ihn anworten sah, mit öden, leeren, gleichsam genierten Worten, aber diese Empfindung wurde überflutet von den heißen Wellen, die ihre entfesselte Seele über mich ausgoß. Oh, nicht ihm galten sie, diese bedenkenlos schmeichelnden, zügellos fordernden, schrankenlos verheißenden Worte aus ihrem streng und üppig gezogenen Mund, nicht ihm, der mit seinen eitlen Augen auch über die Rolle hinaus einen so schuldigen, so unebenbürtigen Eindruck hervorbrachte — sondern mir galten sie, mir, der unter Tausenden, an denen diese Bilder vorüberzogen, der Einzige war, der hörte, der wußte, der sich die Frau statt des Schattens zu eigen nahm!

Aber durch die Last von Liebe, die auf mir lag, drang es mir noch ins Bewußtsein, welch eine Künstlerin, welch eine Beherrscherin der Rede sich hier darbot. Denn hätte sie nicht jedem ihrer Sätze und Ausrufe eine so außerordentliche, sinnvolle Betontheit verliehen, wie hätte ich, dessen Sprachkenntnisse ein bescheidenes Maß nicht überstiegen, und der doch bei jenem Unterricht in der Vorstadt nur gelernt hatte, Worte der eigenen Sprache an fremden Lippen zu erkennen — wie hätte ich ihre Liebesreden fast bis ins Letzte hinein verstehen können! Das hatte fast für ein Wunder zu gelten. Oder war es mein Blut, das mir jede Einzelheit, jede Abschattung des Tones mit so brausender Deutlichkeit übersetzte?

Einerlei: noch hatte ich das Seltsamste und Höchste nicht erlebt. Denn wie sie nun, im ferneren Verlauf der einfältigen Handlung, den Geliebten der Untreue überführte und ihn anklagte, da, in ihrer großen Rede, während all ihre Gesten und Mienen aufs Überzeugendste Zurückweisung, Verachtung, Drohung ausdrückten, auch da brachte sie es zustande, mit ihren wundervollen Lippen, die höhnisch und voll Ekel zu zucken schienen, Liebesworte der süßesten und innigsten Art zu sprechen. Diese aber, die keiner der anderen Zuschauer auch nur mehr zu ahnen vermochte, diese gehörten vollends nur mir allein . . . Und als noch, in einem gewissen Moment, das Spiel des Mannes am Klavier plötzlich aussetzte, da war ich, in der erstaunenden Stille, die entstand, ganz allein mit der ge-

liebten Frau, die unter Gebärden des verachtenden Zornes mir, mir, mir allein ihre seligmachende Liebe beteuerte!

Die projizierten Vorgänge fanden ihren Schluß, und nach einem Heimweg, der mich im Zustand glücklicher Trunkenheit weit herumführte, lag ich endlich unfähig zu schlafen auf meinen Kissen und sah durch die Dunkelheit, die mich umgab, in eine Zukunft, erleuchtet von wildem und verschwiegenem Glück.

Es dauerte in jenem Spielhause an der Ottostraße noch fünf Tage bis zum Wechsel des Programms, und in diesen fünf Tagen suchte ich in keinem der anderen Theater nach neuen Erscheinungen meiner Geliebten; ich begnügte mich damit, innerhalb der gleichen Handlung mich mit ihren Gesten und ihren heimlichen Worten vertraut zu machen und war gewiß, auf solche Art meinem Verständnis auch für alle künftigen Gelegenheiten die Wege zu ebnen.

Doch zu meinem hohen Mißvergnügen brachte das nächste Programm in keinem der fünf Häuser ein Erscheinen der einzig Gesuchten. Mit meinem für den inneren Betrieb dieser Theater bereits geschärften Blick ahnte ich die Enttäuschung beim bloßen Überlesen der bunten Ankündigungen; um aber ganz sicher zu gehen, wohnte ich, vergebens, den Vorstellungen in allen diesen Sälen dennoch getreulich bis zum Ende bei. Notgedrungen vertröstete ich mich auf die folgende Woche, aber nicht ohne eine gewisse Unruhe zu empfinden: ich hatte den schönen

Herrn Leperche, und dies war ein Fall, der bisher niemals vorgekommen war, in einem der simplen Dramen allein auftreten sehen, — allein oder vielmehr in Verbindung mit einer mir nicht bekannten Schauspielerin, der er nun mit großer Selbstverständlichkeit seine Eleganz und seine Affektation widmete.

Die andere Woche brachte, was ich gefürchtet hatte: Frau Daurion erschien wiederum nirgends. Ich begann, von schlimmen Ängsten geplagt, Erkundigungen einzuziehen. Zwar hörten mir die Besitzer der verschiedenen Häuser, denen ich durch mein regelmäßiges Erscheinen bekannt war, auf das Freundlichste zu, aber weder war den meisten die für mich bedeutsame Veränderung besonders aufgefallen, noch konnte einer von ihnen irgendwelche Erklärungen abgeben. Der Eigentümer des beträchtlichsten Etablissements, eben desjenigen an der Ottostraße, erklärte sich schließlich zu einer Anfrage bei dem Zentralbureau bereit, das ihn, wie Dutzende gleicher Anstalten im Reiche, regelmäßig mit Filmprogrammen versorgte. Aber selbst von dieser Stelle, der man Orientiertheit wohl hätte zutrauen können, kam kein irgend aufhellender Bescheid. Mir blieb auch weiterhin nichts übrig, als zu hoffen.

Doch von Woche zu Woche wurde mein Glaube daran geringer, daß ich meines bescheidenen und dennoch gewaltigen Glückes je wieder teilhaftig werden könnte. Nein, ich würde sie nicht mehr sehen. Sie war wohl tot, vielleicht abgestürzt bei einem Sommerausflug in den Savoyer

Alpen, vielleicht irgendwo ertrunken, wie vor nicht langer Zeit eine der gefeiertsten Damen aus ihrer Sphäre. Und doch brachte ich es nicht über mich, schon völlig zu verzichten, von dem Besuch der fünf Theatersäle schon völlig abzulassen, und immer wieder von Zeit zu Zeit sah ich auf der zuckenden Leinwand das geölte Haupt des Herrn Leperche erscheinen, seine weich und süßlich blickenden Augen, seinen viel zu gut gemachten Cutaway. Ich ging schließlich an diese Orte wie jemand, der auf einen Kirchhof geht und dort von Gespenstern geäfft wird.

Ich mußte mir Gewißheit verschaffen. Zwar hatte ich in der Entwickelung dieser sonderbaren Angelegenheit meine kritische Vernunft nicht völlig eingebüßt, und oft fiel sie über mich her und bewies mir, daß ich imstande sein müsse, dieses Zerrbild einer Neigung durch einen bloßen Willensakt zergehen zu machen: zuviel Ruhe und Kräfte habe es mich bereits gekostet, es stehe mir, selbst einen schlimmen Fall gesetzt, auf Trauer auch nicht das mindeste Recht zu. Aber ein menschliches Herz fragt nicht: bin ich lächerlich, sondern es schlägt und schmerzt.

Ich setzte mich eines Sonntagnachmittags an meinen Tisch und verfaßte nicht ohne Mühe einen höflichen Brief an jene große Firma in Paris, in deren Auftrag Frau Daurion sich so oft der photographischen Linse dargeboten hatte. Ich war beinahe gewiß, daß mich in kurzen Worten eine traurige Antwort erreichen würde, dennoch verbrachte ich die nun folgenden Tage in großer Spannung.

Es vergingen zwei Wochen, ohne daß irgendeine Mitteilung eingetroffen wäre. Ich verfaßte ein zweites, dringlicheres Schreiben, dem eine unter Schwierigkeiten beschaffte französische Freimarke beilag, und das ich auf der Post versichern ließ. Und nun erschien eines Morgens die aufklärende Nachricht.

Sie kam in offenem Umschlag, nicht als Brief, sondern in der Gestalt eines Zeitungsausschnittes von älterem Datum. Ich entnahm den wenigen Sätzen, daß Frau Daurion, deren Verlobung mit einem Herrn der Pariser Gesellschaft den Lesern bereits gemeldet sei, dem Wunsch ihres aristokratischen Bräutigams entsprechend auf ihre Bühnenlaufbahn und also, dies war in einem Nebensatze eingefügt, natürlich auch auf ihre Tätigkeit im Dienste des Kinematographen Verzicht leiste.

Dies war alles. Wie viel für mich! In einem ganz andern und viel böseren Sinn war ich gegen diesen kühlen, vielvermögenden Herrn der Unterlegene als früher gegen den honigäugigen Gecken, den sie eine Weile hatte lieben mögen.

Aber — und mir war, als könne ich erst bei diesem Gedanken wieder Atem holen — war ich denn daran gebunden, daß sich meine Geliebte zu neuen Vorführungen hergab? Konnte ich mir nicht an den vielen, wundervollen genügen lassen, in denen sie, wie seither so weiterhin, sich zeigen würde? Und wenn der Gesellschaft auch für diese Filme die künftige Verbreitung von dem energischen

Aristokraten verboten war, so ließ es sich gewiß ermöglichen, insgeheim einige von ihnen, die dann doch wertlos waren, persönlich zu erstehen.

Einige? Einen! Der würde, immer und immer wieder projiziert, zu meiner Sättigung völlig genügen. Nicht schwer konnte es sein, unter gewissen Geldopfern sich mit dem Personal eines der Theater zu verständigen. Und zu ungewöhnlicher Stunde würde ich mich dann als Einzigen im leeren Saale finden, während auf der erhellten Leinwand der belebte Schatten meiner Geliebten sich mir zu eigen gäbe. So würde es sein. Ich hatte nichts verloren, sondern mein Glück begann . . .

Aber auf meinen neuen, ausführlichen Brief wurde mir von der Gesellschaft klar bedeutet, daß sämtliche Bilderfolgen, zu denen Frau Daurion je mitgewirkt habe, auf Verlangen von berechteter Seite zurückgefordert und bereits vernichtet worden seien.

Ich bin längst zu meiner eigentlichen, ursprünglichen Lebensweise zurückgekehrt, und ich befinde mich nicht schlecht. Aber das hindert nicht, daß mir stets ein Kummer auf der Seele liegt. Ich spreche zu niemand davon, wozu denn! Die Narren und die mittelmäßigen Köpfe, aus denen mein Bekanntenkreis sich zusammensetzt, würden dieses Erlebnis lächerlich finden, und vielleicht ließen sie es sich nicht ausreden, daß ich ihnen eine Farce erzähle.

Und doch, unterscheiden sich denn die Abenteuer meines Herzens so sehr von den euern, über die niemand lacht? Könnt ihr Andern euch mit euern Stunden und Gedanken völliger eurer Liebe widmen, als ich mich der meinen? Seid ihr mit dem inneren Wesen der Frau, die ihr liebt, so viel mehr vertraut, seht ihr so viel mehr von ihr als ich, der ich einen bewegten Schatten sah? Und ist das Schicksal, das einem von euch das Glück seines Lebens wegriß, nicht immer gerade so blind, so starr, so fremd gegen ihn verfahren, wie meines gegen mich?

Koptisch muß sein

„Gar nichts soll ich," klagte Ruth. „Opiumrauchen soll ich nicht, Cocain schnupfen soll ich nicht, und nun soll ich auch nicht mal mehr an den Spieltisch. Warum denn all die Strenge, man lebt ja nur so kurz!"

Ich sah sie an. Schließlich dachte ich, trägt jedes Geschöpf seine Art Gesetz in sich, und zur Stammutter kühner Geschlechter ist diese zarte, großäugige Ruth ohnehin nicht bestimmt.

Wir verließen das Restaurant. Ein Automobil trug uns durch die Nacht in den verschneiten Tiergarten, es bog zweimal ab und hielt an einer Kreuzung.

„Wo sind wir denn?"

Ich öffnete den Schlag, ein kleines Individuum, in weitem Mantel, flaumig beschneit, mit eingedrückter Nase, ohne Handschuhe, kam auf uns zu. „Club?" — „Ja." — Es nahm Platz neben dem Fahrer, wir suchten zur Hauptallee zurück und eilten dann endlos geradeaus, weit, weit nach Charlottenburg. Irgendwo ward gehalten, der Wagen fortgeschickt, und wir beide folgten in Entfernung dem voranschleichenden Individuum durch die öden Straßen.

Ruth flüsterte: „Du, das ist wie Petersburg und Verschwörung. Bei uns zu Hause, wie ich klein war, gab es ein farbiges Bild in einer Zeitschrift, darunter stand: Und wenige Jahre darauf lag Zar Alexander der Zweite blutig im Schnee der Winternacht. Davon habe ich immer geträumt."

Ich blickte sie wieder an, im Schein einer Laterne. Der Gedanke, daß diese Ruth in ihrem Sealmantel, diese Ruth mit dem provokanten Frauenmund einmal klein gewesen war, daß sie in einem Gitterbettchen geträumt hatte, daß sie mit irgendwem verwandt war, erschien mir ganz sonderbar.

Aber unser Führer machte Halt. Im Schatten einer Einfahrt wartete er auf uns, öffnete geräuschlos, schritt beim Strahl seiner Taschenlampe voran durch einen Gang, durch einen Hof, in ein Rückgebäude. Hier pochte er zweimal. Eine Stimme von drinnen fragte: „Ranke?"

Das Individuum antwortete ganz leise: „Mottenfraß."

„Unterägypten?"

„Kali."

„Haifischflosse?"

„Pharao."

Die Tür ging auf, wir standen im Vorraum einer sehr bürgerlichen Wohnung. Das Individuum ward entlohnt. Eine ernstblickende, stämmige Frau nahm uns die Mäntel ab und ließ uns eintreten.

Es war das gewöhnliche Bild aus diesen Tagen des stürzenden Geldwerts. Um den langen Tisch fünfzehn oder achtzehn Spieler: Geschäftsleute, die von ihrer Erwerbsspannung auch des Nachts nicht los konnten, Viveurs verdächtigen Ranges, denen die Türen der Clubs im alten Westen nicht offen standen, ein Berufstänzerpaar, sie sehr lungenkrank und sylphenhaft hübsch, er von entschlossener Anomalie, mit Rot auf den Lippen und jedes Wimperhaar einzeln geschwärzt, die üblichen Ausländer sodann, ein kleiner milder Japaner, eine intensiv blickende ältliche Dame aus Südamerika, dort, wo der Äquator es quert, und obenan am Tische zwei Schweizer, ungefüg animalisch, rauh gurgelnd, von denen nur einer einen Hemdkragen trug.

Auf dem Mann ohne Kragen blieb mein Blick haften, er forderte zu Kommentaren heraus. Aber Ruth, sonst zu jedem Spott bereit und überbereit, schien weiter nichts an ihm zu finden, sie kramte und schichtete an ihrem Geld und wartete ernst, bis die Karten zu ihr kämen. Hie und da pointierte sie auch ein wenig, verlor einen Schein oder drei, sah niemand, kein Gesicht, und hatte auch mich vollständig vergessen. Das Spiel wirkt auf Frauen genau wie das Opium; es nimmt ihnen ihr Geschlecht.

Ich langweilte mich ein bißchen. Das Spiel ist gewiß ein machtvolles Laster, es ergreift seinen Diener ganz und fest, keine Müdigkeit hat mehr Gewalt über ihn, er steht jenseits der Naturgrenzen wie ein indischer Yoghi und

verharrt mit erstorbenen Gliedern und brennend wachen Augen sechsundreißig Stunden am Tische. In einem Klub in Warschau kamen alle paar Stunden die Diener und schoben uns Pokerspielern, die wir unsere Hände nicht frei hatten, devot kleine Stückchen Sandwich in den Mund. Und im frommen, schwäbischen Tübingen pflegten wir Jünger des Bösen, wenn in der Sommerfrühe unser Zufluchtsort geschlossen wurde, im Freien weiterzuspielen, und zwar auf den flachen württembergischen Briefkästen. Aber man muß arm sein, sehr arm, damit das Spiel seinen höchsten Reiz gewähre. Es ist ja gar nicht wahr, daß es hier eine Erregung an sich gäbe, unabhängig von Gewinn oder Verlust. Schön ist das Spiel erst, herrlich ist es erst, wenn von seinem Ausgang viel abhängt, wenn der Verlust Ruin und Gefahr bedeutet und der Gewinn Entspannung und Genuß. Ich bin ordinär genug, es nicht zu verstehen, wenn Großgrundbesitzer oder Bankiers sich um geringe Summen an den Tisch setzen. Dann lieber gleich Schwarzer Peter um türkische Bohnen!

In solcher Gemütsverfassung pflegt man zu gewinnen. Der „Schlitten" mit den Karten war bis zu Ruth gelangt, sie setzte in ihrem Eifer fast alles ein, was vor ihr lag, verlor gleich den ersten Coup und schob das schräge Gerät mit einer ziemlich heftigen Bewegung vor meinen Platz. Ich verachtfachte meinen kleinen Einsatz; von dem Gewinn hätte ich mich womöglich in New York sogar

rasieren lassen können. Nun schlug ich Ruth eine Vereinigung unserer Kapitalien vor, sie akzeptierte mit einem spitzbübischen Lächeln.

Inzwischen begannen die Viveurs vom dritten Rang sich werbend mit Ruth zu beschäftigen, was mich im Hinblick auf die Schutzimpfung durch das Spiel wenig bekümmerte, die südamerikanische Dame verschwendete mechanisch Glutblicke an die leere Luft, die Tänzerin hüstelte ein wenig, von ihrem Partner wehte ein kosmetischer Hauch peinvoll zu mir her, der kragenlose Schweizer fingerte in nicht üblicher Weise an seinem Hals, die Standuhr schlug die volle Stunde, und ein robust und redlich aussehender Diener vom Schlag der empfangenden Magd ging umher und sammelte das Kartengeld ein: zehntausend Mark für den Platz und für die Stunde.

Von seinem Gesicht glitt mein Auge betrachtend über die Einrichtung des Zimmers hin, die mich gleich eigenartig und sympathisch hatte anmuten wollen. Ich sah die altertümliche Täfelung der Wand, das schöne zarte Muster der langfließenden Fenstervorhänge, den guten Empire-Kamin an der Längswand mir gegenüber und rechts und links davon in glatten matten Goldrahmen zwei große Landschaftsstiche, deren Anwesenheit überraschte. Das eine Blatt stellte, traurig groß und verschollen, die Tempelruinen von Luksor in Ägypten dar, das zweite, heiter mächtig, ein hochgelegenes umbuschtes Schloß, dessen Umriß meinen Augen vertraut war. Ge-

wiß, es war, in getreuer Wiedergabe, das alte schöne Schloß von Tübingen mit den Gassen und Brückenstegen, die zu ihm hinaufführen, und ich fand auch gleich die schmalen Fenster, hinter denen zu meinen Zeiten die Bibliothek untergebracht war, und durch die ich hundertmal arbeitsunlustig hinuntergesehen hatte über die bucklige Stadt hinweg in die freie Neckarflur.

Inzwischen war am Tische ein Streit entstanden. Einer der Schweizer, und zwar der, der einen Kragen trug, hatte zu zwei Karten, die an sich schon Gewinnchancen boten, schädlicherweise eine dritte hinzugekauft und wurde nun von seinen Mitpointeuren mit Vorwürfen überschüttet. Besonders erregt zeigte sich die sylphenhafte Tänzerin: von krampfhaftem Husten unterbrochen erklärte sie, nicht bezahlen zu wollen, wenn ein solches Hornvieh, ein solcher Patzer sie in Verlust brächte; ihr schloß sich die glutäugige Amerikanerin an, vielleicht weniger aus Gewinngier als vielmehr glücklich, ein Ventil für die Kesselhitze ihres Inneren zu finden, zwei der zweifelhaften Kavaliere mischten sich galant und drohend in den Kampf, auch Ruth an meiner Seite begann sich zu entrüsten, und der kleine Japaner lächelte still und undeutbar in den Lärm.

Die Tür ging auf, und herein trat in etwas altmodischem Gehrock, die hohe und magere Gestalt gelehrtenhaft gebeugt, ein hier fremdartig anmutender Herr, offenbar, vom Diener oder vom Geschrei herbeigerufen, der In-

haber der Wohnung. Er trat an die Längsseite des Tisches, mir gerade gegenüber, übersah aus seinen goldgeränderten Brillengläsern uns alle, ließ sich, da es still geworden, den Vorfall erklären, deutete auf das schräge Gerät mit den Karten, das seitlich eine Zahlentabelle aufwies, und sagte auf Schwäbisch mit einem Zucken der Ironie um seinen rasierten Mund:

„Was sagt denn der Schlitten?" Er gab sich auch selbst die Antwort: „Der Schlitten sagt Volonté!"

So war denn zum Protest kein gegründeter Anlaß gegeben, leise nachmurrender Friede trat ein, der Schlitten fuhr weiter, und der Hausherr im verschollenen Gehrock verließ vornübergebeugt das Zimmer.

Ich aber saß erstarrt. Denn das war Schärtlin gewesen, der Altphilologe Walther Schärtlin, mein Tübinger Studienfreund, der Sohn der verwitweten Finanzrätin Schärtlin in Ludwigsburg, der Stillste der Stillen, der Bravste der Braven. Er, der mich einst wie einen Irren mitleidig betrachtet hatte, als ich ihm vom morgendlichen Spiel auf den Briefkästen erzählte: er ließ hier in einer Wohnung des Berliner Westens die Leute Baccarat spielen, für zehntausend Mark Kartengeld in der Stunde, und wenn Streit ausbrach unter diesem Nachtvolk, dann trat er herein und fragte auf Schwäbisch: was sagt der Schlitten?

„Nur fünf Minuten, Ruth! Ich kenne den Hausherrn und muß ihn sprechen." — „Was mußt du?" Sie

schüttelte unwillig den Kopf, dann blickte sie wieder nach den Karten hin und fuhr fort zu pointieren.

Draußen öffnete mir nach einigem Hin und Her jene ernstblickende Frau die Tür zu Schärtlins Zimmer. Da saß er im Schein einer hohen grünen Lampe im Schweigen an seinem Arbeitstisch.

„Bist du's wirklich, Schärtlin," sagte ich, „oder ist's dein Geist?"

Er stand auf, hob die Lampe so, daß der elektrische Schein auf mein Gesicht fiel, und rief in seinem Dialekt:

„Ja, alter Kerl, wo schneit denn dich der Wind her? So was! Komm, setz dich!"

Ich nahm Platz zur Seite seines Schreibtischs, der über und über mit Büchern, graphischen Tafeln und Manuskripten bedeckt war.

„Mitten in der Nacht kommst du daher, nach zwölf Jahren oder fünfzehn? Was treibst denn du in meiner Wohnung?"

„Ja, Schärtlin, was offenbar alle hier treiben."

Er sah mich an, mit ehrlichem Erstaunen. „Nicht möglich, den Stumpfsinn machst du mit?"

„Das wundert dich?"

„Bei Gott!" Und er imitierte in übertriebenem Berlinisch: „Und wenn das Spiel jemacht ist — jeht nichts mehr! Nein, wahrhaftig, das hätte ich dir nicht zugetraut."

Ich war verblüfft. „Aber mir scheint doch . . .“ begann ich zögernd.

„Da scheint dir halt was Falsches. Nimm auch eine Zigarre.“

Wir zündeten an. „Leben muß der Mensch, auch in dieser trostlos wilden Zeit,“ sagte er dann, und rauchte mit Wohlbehagen, „und ich hab' ja nicht nur für mich allein zu sorgen.“

„Du bist verheiratet?“

„Nein, verheiratet bin ich nicht. Aber es leben doch drei Personen von mir, und für einen Menschen der Wissenschaft ist das nicht wenig. Den Mann und die Frau hast du ja schon gesehen . . .“

„Die hast du gewiß von daheim mitgebracht?“

„Ja. Es ist ein Ehepaar. Sie waren schon in Ludwigsburg bei meiner Mutter in Dienst. Erst haben sie sich ja ein bißchen gewundert.“

„Und die dritte Person?“

„Die dritte? Babett!“ rief er, und sofort kam aus der Ecke eine schwarze Pudelhündin hervor, groß, wundervoll gepflegt, mit braunen italienischen Augen, und setzte sich im Schein der Studierlampe aufwartend hin.

„S'ischt scho recht, Babettle,“ sagte Schärtlin in extremem Schwäbisch, als fürchte er sonst nicht verstanden zu werden. „Gang no wieder ins Bettle!“

„Das Spiel ist eine gesegnete Einrichtung,“ fuhr er fort. „Man zieht seinen großen Eßtisch aus — er stammt

aus Ludwigsburg und wird sich schon auch wundern — man kauft Karten und einen Schlitten und hat sein Auskommen."

„Ja, ja."

„Ich seh dir schon an, was du über mich denkst! Ich würde wahrscheinlich das Gleiche denken, wenn's mir um nichts weiter zu tun wäre, als um einen bequemen Unterhalt. Schließlich hat man nicht umsonst acht schwäbische Prälaten unter seinen Voreltern. Aber schau!"

Er ergriff wieder die Lampe, hob sie empor und leuchtete die Wände ab. Die bis hoch hinauf dicht gefüllten Regale seiner Bibliothek wurden sichtbar.

„Bedenke, daß mich meine lieben Gäste in den Stand setzen, so meiner Wissenschaft zu leben, wie es bei uns kaum einer mehr kann. In Italien, in Frankreich, in England erscheint kein Werk, keine Zeitschrift, die mir unerreichbar wären. In allen Sprachen kann ich allmonatlich lesen, was mir wichtig ist."

„Was ist dir denn wichtig, Schärtlin, was arbeitest du eigentlich? Was ist das hier?" Und ich wies auf die Bücher und Manuskripte, mit denen der Schreibtisch bedeckt war.

„Koptisch," sagte Schärtlin.

„Koptisch?"

Mein Blick fiel auf mehrere mit eigentümlichen Lettern bedeckte Drucktafeln. Es schien mir eine Art vergröberter griechischer Schrift zu sein, aber untermischt

mit mir ganz unbekannten, barbarisch anmutenden Zeichen.

„Ist das nicht so etwas wie Ägyptisch, Schärtlin?"

„Ja, es ist so etwas wie Ägyptisch," sagte er lächelnd. „Bravo, bravo! Es ist die letzte Form des Ägyptischen."

„Und dafür bist du Spezialist?"

„Eine brotlose Kunst, meinst du. Du weißt selber kaum, wie recht du hast. Eine brotlosere gibt es nicht."

„Aber in der bist du Autorität?"

„Nun, es ist nicht so schwer, da Autorität zu sein, denn in ganz Deutschland gibt es überhaupt nur noch zwei Leute, die etwas davon verstehen, der eine ist der Herr Hengstenberg in Possenhofen in Bayern, der andere lebt in Köln. Wir drei arbeiten und schreiben eigentlich nur füreinander, obgleich wir uns gar nicht kennen, wir sind in diesem Land unsere einzige Konkurrenz und unser einziges Publikum. Ja, das ist eigentümlich."

„Sehr," sagte ich, und ein unbestimmter Schauer durchfloß mich.

„Du hast ja wahrscheinlich recht, hübsch ist es nicht, einen Spielsalon zu unterhalten, aber schließlich zwinge ich doch niemand, tief im Tiergarten den Gustav mit der eingedrückten Nase aufzusuchen. Und dann, das wirst du einsehen, mein Lieber: Koptisch ist wichtiger, Koptisch muß sein!"

Wie er das sagte, war sein Lächeln von hinreißendem Reiz, weise, gütig und selbstironisch. In mir klang es,

Gespräche aus Tübinger Jugendtagen wurden lebendig in mir, eine warme Welle flutete durch mein Herz.

„Oh Schärtlin," mußte ich sagen, „ich verstehe dich schon."

„Es ist doch auch was Absonderliches! Da zieht man aus Klostertrümmern und Schutthügeln Texte heraus, die fast niemand entziffern kann. Bloß hier in Europa, weit zerstreut, sitzen ein paar Leute, die machen sich die Heiligengeschichten und apokryphen Evangelien aus dem krausen Geschreibe lebendig."

„Und gesprochen wird dein Koptisch von gar niemand mehr?"

„Doch, und das ist eben das Allerprächtigste. Es wird gesprochen, aber es wird nicht verstanden. Die Priester in Ägypten gebrauchen es bis auf den heutigen Tag beim Gottesdienst, sie segnen darin und singen darin, und die christliche Gemeinde singt ihnen nach. Aber Priester und Gemeinde verstehen kein Wort. Nur wir paar Leute in Europa verstehen es, ein paar in England, ein paar in Italien, und in Deutschland wir drei, der Herr Hengstenberg, der Kölner und ich."

Es klopfte. Herein trat der schwäbische Diener, ein Zahlbrett in der Hand, auf dem viele Banknoten lagen. „Herr Doktor," sagte er, „da wär' das Kartengeld für die Stunde von elf bis zwölf. Ein Herr hat nicht bezahlen können. Er hat alles verloren."

Als ich wieder hinüberkam zu Ruth, saß sie, mit roten

Wangen und den Hut ein klein wenig schief gerückt, vor einem hübschen Gewinn.

„Sieh her," rief sie stolz, „und da sagst du noch, man soll nicht spielen!"

Die Schweizer pointierten mit Rage und ließen einen Frankenschein nach dem andern wechseln, die minderwertigen Viveurs saßen mit verlöschendem Glanze da, auch die Südamerikanerin glühte bescheidener, und still fuhr der Glücksschlitten um den Tisch. Ich blickte die Ruinen von Luksor an, dann das Tübinger Schloß, ich wünschte nichts mehr, ich spielte nicht mehr und versank in moralische Meditation.

Das Böse

Herr Antonio hatte den schönen, goldfarbenen Abend zu einer Spazierfahrt in den Cascine benutzt, dreimal war er die große Allee hinauf und hinuntergefahren, sanft gewiegt vom langsamen Trab der Pferde, allein, und zu so vorgerückter Stunde nicht mehr genötigt, viel zu grüßen. Schließlich hatte er seinen Wagen fortgeschickt, war zuerst am Fluß entlang und dann durch die Via Tornabuoni spaziert und tauchte nun, nicht weit vom Dom, in das Gewirr der kleinen Gassen, die schon beinahe finster waren.

„Guten Abend, schöner Herr," sagte ein altes Weib, das irgendwo auf einer Türschwelle saß; im Schein der Laterne sah Herr Antonio, daß ihre Haare schmutzig waren, und daß ihr graubraunes Kleid von der Schulter bis gegen die Brust hin einen großen Riß hatte.

„Guten Abend," sagte Herr Antonio, hob sein elegantes graues Hütchen vom Kopfe und verbeugte sich höflich. „Ist's erlaubt?" fügte er noch hinzu, indem er ihr einige Münzen übergab, verbeugte sich aufs neue und ging fröhlichen Schrittes weiter.

Ach, es war ihm gut zu Mute. Und das ohne einen

besonderen Grund, nur einfach weil er jung war, sich ansehnlich und kräftig fühlte und, von keiner einzigen Sorge bedrückt, gänzlich freien Gemütes durch einen warmen Florentiner Abend ziellos hinschlendern durfte.

Er begrüßte noch andere Personen auf seinem zufälligen Wege. Ein junges Mädchen zuerst, die, reizend wie alle Frauen in solcher Umrahmung, aus ihrem Fenster herabsah: froh und verlegen zog sie sich hinter den Vorhang zurück, um im nächsten Augenblick wieder zu erscheinen und dem sich Entfernenden angestrengt durch die dunkelnde Gasse nachzuspähen. Dann einen kleinen, ziemlich verkommen aussehenden Infanteriesoldaten, ja, ihn hielt er sogar an, bot ihm auf das Liebenswürdigste sein Zigarrenetui hin und ärgerte sich nicht einmal, als der schmierige Mensch lange zwischen den Importen umhertastete, schließlich gleich zwei von ihnen nahm und ohne viel zu danken seines Weges weitertrottete.

„Ein Sozialist ohne Zweifel," dachte Herr Antonio, „bei Gott, diese Leute haben recht."

Und nachdem er einen Blick auf seine Uhr geworfen hatte, bog er mit rascherer Gangart in eine Seitengasse ein, die nach der Richtung der belebten Straßen zurückführen mußte. Es war eine lange, ganz schmale Gasse, und matt erhellt lag sie vor Herrn Antonio da. Die Häuser zu beiden Seiten hatten ein besonders ärmliches Aussehen, manchen fehlte die Tür, viele Fensterscheiben waren zerbrochen, und da auch nirgends Menschen umher-

saßen oder gingen, sagte er sich, daß er eines der verfallenden und halb verlassenen Quartiere durchkreuze, die es in seiner Vaterstadt so gut gibt wie überall in italienischen Städten. Der Gedanke machte ihm keineswegs zu schaffen, er schwang sein Spazierstöckchen im Takt einer Melodie, die er innerlich sang, ohne die Lippen zu bewegen, und eilte fröhlich dahin.

Tritte hallten ihm entgegen, rasche, ungleichmäßige Tritte, und als sie näherkamen, mischten sich quiekende Laute hinein, wie sie ein trotziges oder gequältes Tier von sich gibt.

An Herrn Antonio lief ein Mensch vorüber, irgendein Mann ohne Hut und ohne Kragen und schlurfend bei jedem Schritt. Das Gesicht hätte Herr Antonio kaum zu erkennen vermocht, auch wenn er es versucht hätte, doch seine Blicke wurden von etwas Anderem angezogen.

In der rechten Hand trug der Mensch ein lebendiges Wesen, ein zappelndes Geschöpf, einen kleinen Hund dem Anschein nach. Er hielt ihn am Fell gepackt und ließ ihn, nach taktmäßigen Pausen, mit großer Heftigkeit gegen die Mauer anschlagen. Das Quieken des Tierchens war ein Schmerzgeheul, und es mußte auch wirklich ein schlimmes Gefühl sein, immer von neuem gegen die scharfen Kanten und Vorsprünge geschleudert zu werden.

„Geht das mich etwas an?" versuchte Herr Antonio zu denken und trat im Weiterschreiten stark auf, um die Klagelaute nicht mehr zu hören.

„Der Stimme nach war es ein ganz junger Hund, ein kleiner," sagte er dann zu sich, blieb stehen und horchte auf das ersterbende Geräusch, während die Ahnung von etwas Schlimmem verfinsternd durch sein Gemüt zog. Es war an der Stelle, wo die lange Gasse ein Ende hat und der Weg zur linken Hand sich in scharfem Knie fortsetzt.

Aus der Ferne ließ sich nun nichts mehr vernehmen. Herr Antonio starrte auf das Bildnis eines Apostels in seiner Nische, von dem nur der nackte Hals durch die unten brennende rote Lampe geheimnisvoll und schrecklich beleuchtet war. Seine Augen irrten ab, sprangen von einer dunkeln Stelle des Gemäuers zu einer hellen und wieder zu dem roten Halse zurück. Plötzlich überfiel ihn ein Zittern, durch seinen ganzen Körper machte sich ein Kältegefühl bemerkbar, er sagte zu sich selbst: nun werden meine Lippen weiß. Und mit einem so heftigen Ruck, daß sein graues Hütchen weit nach hinten glitt, wandte er sich um und lief, lief den Weg zurück, den er gekommen war.

„Ein ganz junges Tier," dachte er immerfort, „ganz jung. Offenbar hat es seinen Herrn verloren und ist nun dem nächsten Besten nachgelaufen, voll Vertrauen, weil es die Menschen bisher immer gut behandelt haben. Der aber packt es beim Fell und schlägt es im Laufen gegen die Mauer! Er wird das Ärgste mit ihm tun, Gott im Himmel . . ."

Herr Antonio spähte, vorbeihastend, in alle geöffneten

Tore. Wenn der Mensch dort oben nach rechts oder nach links gelaufen war, dann entrann er. Aber das durfte nicht sein! Das wollte auch Gott nicht, der diese Ahnung, diese Gewißheit von etwas Entsetzlichem hatte entstehen lassen. Und wie überhaupt konnte ein Verbrechen begangen werden an einem solchen Abend, alle Sterne standen am Himmel, und die Luft war weich . . .

Er nahm den Hut in die linke Hand, mit der rechten bewegte er in kurzen Rucken sein Stöckchen heftig auf und ab, als sei er bereit und begierig, eine Züchtigung zu erteilen.

Wahrhaftig, er wollte den Burschen züchtigen, die gemeine Freude sollte dem vergehen! „Ich bin nicht umsonst jeden Morgen zwei Stunden auf dem Fechtboden," fügte er bei sich hinzu und straffte, im Hinstürmen, die Muskeln seines rechten Arms.

Das Hündchen aber, ja, er würde es auf den Arm heben, es nach Hause tragen, ihm ein schönes Bett zurechtmachen. Er würde von der Chaiselongue die seidene Decke für das Bettchen nehmen. So ein armes Geschöpf! Und er glaubte, es wieder schreien zu hören vor Schmerzen und vor Angst . . .

Er hörte es wirklich. Aus einem Torweg drangen seine wilden, hohen Schreie heraus, zugleich mit einem schwach flackernden, rötlichen Lichtschein. Herr Antonio sprang vor, er gelangte in einen kleinen, gepflasterten Hof, blickte um sich und sah.

In der Ecke zur Linken saßen zwei Männer bei einem eisernen Gestell, einer Art Dreifuß, einem metallenen Behältnis, darin es von Kohlen flammte. Zwei haarige Hände, vom Feuer hell beleuchtet, hielten gewaltsam den braunen Kopf eines kleinen Hundes fest, zwei andere Hände, mehr im Schatten, bewegten eine dünne eiserne Stange, deren Spitze glühte. Die glühende Spitze war dem Tier in das eine Auge gebohrt und drehte sich langsam. Dies war es, was Antonio sah.

Er sank gegen die Mauer, aller Speichel vertrocknete in seinem Mund, und es war ihm, als entzündeten sich seine Augen. Die Beiden waren beschäftigt, sie bemerkten ihn nicht. So blieb er, gelähmt, einige Sekunden im Schatten der Einfahrt.

In diesen Sekunden, während das Feuer einmal die vor Lust zitternden Kinnladen des Peinigers erhellte, einmal ganz stark wiederum die Fäuste des Handlangers und einmal, bei einer heftigen Zuckung, des Opfers arme Augenhöhle, darin das Eisen stak, in diesen Sekunden durchlebte Antonio mehr als in den letzten zehn Jahren seines amüsant verbrachten Lebens. Er stürzte, haltlos preisgegeben, von Wesensstufe zu Wesensstufe: vom Rächer zum Richter, vom Richter zum Heiligen und wieder zum Rächer. Ja — rächen!

Er riß seinen Revolver aus der Hosentasche und tat einen einzigen Sprung.

Der Helfershelfer schrie auf, und das Tier entfiel

seinen Händen, jammernd suchte es zu entlaufen, stieß gegen den Ofen und blieb, die Spitze noch im Auge, heulend liegen.

Der Quäler selbst hielt sein Instrument mechanisch fest, ihm floß Geifer vom Mund, vielleicht von der genossenen Lust her, vielleicht schon ein Geifer der Angst vor der erhobenen Waffe. Eingekeilt zwischen Mauer und Feuergestell hockte er da.

Antonio hielt seinen Blick starr in diese Ecke gerichtet. Aufschreckend aber vernahm er das Winseln des Hündchens zu seinen Füßen und, ohne das Gesicht des Andern auch nur für einen Moment mit den Augen loszulassen, raffte er das Tier, das halbbetäubt sich wand, am Nackenfell herauf, setzte ihm den Revolver an das Ohr und schoß.

Die Leiche fiel schwer nieder, sie kam unmittelbar vor Antonio zu liegen. Sein Blut tropfte auf ihren Schädel, denn von der Kugel, die erlösend den Kopf des kleinen Hundes durchbohrt hatte, war auch Antonios linke Hand getroffen worden, und das oberste Glied des kleinen Fingers war fortgerissen. Er bemerkte das nicht, das Glühen und Wühlen des Wundschmerzes war verloren an seinem Körper, den ein ungeheurer Affekt steifte. All sein Leben war in den Augen gesammelt, die den Blick des Verbrechers festzuhalten suchten, und in einer Stelle des Gehirns, wo der Gedanke an das Abscheuliche schwerfällig sich bewegte.

Der Helfershelfer war im Knall und leichten Dampf des Revolverschusses entsprungen.

Ein schwächerer Schein drang von dem nicht angefachten Feuer durch das kleine Gelatinefenster heraus. Und Antonio ahnte es vielleicht mehr, als daß er es sah, welch mächtige gelbe Zähne der Mensch hinter dem Ofen besaß, welch roten, rauhhäutigen nackten Hals und, über all dem, welch armselige schweißige Stirn von Zweifingerbreite.

„Was soll ich mit ihm tun, Madonna, was soll ich mit diesem Menschen tun?" dachte Antonio, und bald dachte er es voll Verzweiflung. Er hielt den Revolver in der erhobenen rechten Hand, sein Arm würde müde werden . . .

Eine Glutwelle stieg ihm plötzlich ins Gehirn, vielleicht kam sie von der Wunde, hinter seinen Schläfen, unter seinen Augen brannte wütende Hitze, und ein so maßloses Rachegelüst erfüllte ihn, daß er mitten in der Erregung zu sich selber sagte, hier müsse mehr in Aufruhr sein als ein persönliches Gefühl.

„Alle muß ich rächen," dachte er, „alle wollen, daß ich sie räche!" Doch er war keineswegs imstande, sich über diesen Gedanken klar zu werden.

In ihm wechselte jetzt das Begehren, furchtbar zu strafen, mit Stößen eines nie gekannten schwächenden Mitleids.

„Die Augen ausbrennen, die Augen ausbrennen! Einem so guten Tier, einem jungen Tier mit weichem Maul."

Denn aus irgendeinem Grunde erfüllte ihn gerade der Gedanke an ein weiches, nasses Tiermaul mit einer völlig unerträglichen Rührung.

„Scheusal!" schrie er, vom nächsten Augenblick zur Wut zurückgerissen, „Scheusal!"

Er zitterte heftig, und mit der ganzen Kraft seiner Lippen spie er dem Andern ins Gesicht.

Doch er stand noch immer von ihm entfernt. Und das Feuer brannte sehr dunkel, und war es erloschen, so beherrschte er ihn nicht mehr mit der Waffe.

„Auf die Polizei denn mit ihm!"

Aber dort hatte man keine Strafe.

„Einen Schuß also, einen Revolverschuß durch den Schädel dort, der sich eben noch unterscheiden läßt!"

Aber das war nichts, das war keine Strafe, das war lächerlich. Der Tod? Hier taugte nur eines.

„Ihn quälen, ihn quälen! Das Feuer anfachen, die Stange glühen und sie ihm, ihm selber in sein Auge bohren, damit er's fühlte!"

Und Antonio, geschüttelt von seiner Wunde und vom Racheentzücken, spürte schon den Buben zwischen seinen Knien. Ah, er hatte Riesenkräfte jetzt!

Aber das war unmöglich, daß hieß mit dem Verbrechen selber strafen. Groß erhob sich in Antonio der Heilige, der er zuvor, gelähmt unter dem Torweg, für den Bruchteil einer Minute gewesen war.

„Ich selbst bin verworfen, wenn ich das will."

So konnte denn nichts geschehen? Und das Feuer war am Verlöschen.

Antonio betete, halb von Sinnen. Er rief, in so drangvoller Eile, Gott selber an und keinen Mittler.

„Vater im Himmel," dachte er flehend, während unerkannt der Schmerz an ihm riß, „Vater im Himmel hilf mir, rate mir! was soll ich tun? Vater, so mächtig kann das Abscheuliche auf Deiner, Deiner Welt ja nicht sein, daß es ganz ohne Kampf siegt! Vater, erleuchte mich, es wird dunkel, ich kann ihn ja kaum mehr sehen!"

Ein letzter oder vorletzter Strahl zuckte über den roten Hals. Vor Antonios Ohren erhob sich ein Summen. Nicht Luft mehr war um ihn, sondern ein zähes, graues Gewoge, das sich nicht atmen ließ. Der ganze weite Luftraum war verpestet durch die Ausdünstung dieses Niedrigsten, in ihrer Entrücktheit erzitterten die Sterne vor seinem unentrinnbar ekelhaften Anhauch. Alles erstickte.

Und im Ansturm des Entsetzens, den Kopf in Glut, fliegende Raserei den ganzen Leib entlang, setzte Antonio sich selbst den Revolver an die Schläfe und drückte ab.

Er fiel tot in sich zusammen, und sein Kopf kam auf den weichen Rücken des Hundes zu liegen.

Der Bursche schlich sich aus seinem Winkel heraus. Er stieß, im eiligen Tasten, hart gegen den Vorsprung einer Mauer am Torweg, gab einen Wehlaut von sich, blieb stehen und rieb sich das schmerzende Knie. Dann hinkte er auf die Gasse hinaus und immer hinkend, ohne sich umzuschauen, lief er davon.

La Buena Sombra

„Mit solchen Kerlen wie ich wird der Krieg tüchtig aufräumen, das kann ich dir sagen, und ohne Größenwahn zu haben, glaube ich sogar, daß darin einer von seinen Zwecken besteht. Mit aller Bummelei wird aufgeräumt, mit aller Nichtsnutzigkeit, nicht bloß bei den Einzelnen natürlich, sondern unter den Nationen. Strenger wird's auf der Erde, weniger komfortabel, weniger hübsch wahrscheinlich. Aber es soll eben gar nicht hübsch sein, unser Leben, offenbar sind andere Absichten vorhanden, tiefere. Mich braucht es jedenfalls nicht zu kümmern, wie es nachher aussehen wird, ich erlebe es doch nicht. Weißt du noch: der kleine Oswald? Morgen hat's mich, sagte er am Abend vorher. Nun, und mir sticht auch schon ein hübscher Schwefelgeruch in die Nase. Aber das kann man ja abwarten."

Hildebrand nahm seine Tschapka herunter und legte sich mit dem Kopf auf das flache Dach. So eine Tschapka ist wirklich unter Umständen kein schlechtes Kissen. Im Dorfe, das von den Russen zum Teil verbrannt worden war, gab es keine Quartiere für uns Ulanen. Aber es war ja Frühsommer, ein schöner Abend, ohne Mond

zwar, aber von den Sternen ein wenig hell. Wir beide lagen ein Stückchen von der Eskadron entfernt auf etwas hergeschafftem Stroh, an einem kleinen Wasserlauf. Hildebrands neue Tressen blitzten silbern zu mir her. Ich hatte mir die meinen lange schon schwärzen lassen, aber er wollte das nicht.

Hildebrand war an diesem Abend gesprächiger als sonst. Vielleicht war auch ich weniger müde und besonders aufmerksam. Oder ist meine Erinnerung darum so klar und vollständig geblieben, weil ich später wußte, daß dies sein letzter Abend gewesen war?

Eine hübsche dunkle Stimme hatte Hildebrand, man mußte ihm gerne zuhören. Manchmal lachte er selber ein bißchen bei einer Erinnerung, oder er unterbrach sich und schwieg eine Weile. Ich unterbrach ihn kein einziges Mal. Ich lag ganz bequem auf meinem Stroh, hie und da öffnete ich die Augen und blickte zu den Sternen hinauf, die so hell am Himmel standen, und dachte, was für verschiedenartige Geschöpfe doch unter diesem hohen Himmel miteinander wohnen. Wenn ich so an mein ruhiges Leben denke, an mein Kontor, an meine bescheidenen Aussichten und an Helene, die so getreulich auf mich wartet . . .

„Während meiner Herfahrt von drüben," sagte Hildebrand, „lag ich auch abends manchmal auf dem Verdeck, wie wir jetzt liegen, und sah so in die Höhe. Und da mußte ich mich wahrhaftig fragen, warum ich unter solchen Schwierigkeiten durchaus nach Deutschland zurück wollte,

nur um mit in diesen Krieg zu ziehen. Die Gefühle im menschlichen Herzen sind etwas Sonderbares. Es war natürlich Liebe, was mich trieb, einfach Liebe, wie bei euch anderen auch. Aber was liebte ich denn, was wollte ich denn beschützen helfen? Die Menschen hier? Aber die haben eigentlich nie etwas von mir wissen wollen, gewiß mit vollem Recht. Und mir selber ist es auch niemals sehr behaglich unter ihnen gewesen, gerade weil sie so ernst und sachlich sind. Das Land? Die Wiesen und der Wald in Deutschland sind freilich schöner als irgend etwas in der Welt, aber Heimweh habe ich doch eigentlich nicht danach gehabt. Und zudem: ist es möglich, daß jemand für Gras und Blätter kämpfen will? Es wäre ja auch alles noch ebenso grün und ebenso schön, wenn wir besiegt würden. Die Sprache? Vielleicht, gewußt habe ich es jedenfalls nicht und habe drüben geradeso gern Spanisch gesprochen: das ist auch eine wunderbare Sprache, fast so stark und würdig wie Latein und wieder ganz merkwürdig zart. Oder die Lebensgewohnheiten in Deutschland? Ach, ganz gewiß nicht. Es war eben Liebe, Liebe und Angst. Genaueres weiß ich selber nicht. Komisch!

Weißt du, was ich in Buenos-Aires zuletzt gewesen bin? Ich habe gesagt, ich sei bei einer Bank gewesen. Nun, das war eine saubere Bank. Ich war etwas in einem Tingeltangel, der sogenannte Conferencier, länger als ein Jahr schon. „La Buena Sombra“ hieß das Institut, aber spanische und südamerikanische Kräfte traten

wenig auf in diesem Schatten, mehr Französinnen und auch englische Girls und dann Griechinnen und dergleichen. Das ging dort so den ganzen Abend fort, ohne Pause, eine nach der anderen kam heraus und sang in die Orchestermusik hinein ihr Liedchen, und husch wieder weg. Wem eine Produktion zu kurz war, der konnte sie sich ja privatim wiederholen lassen, in den Zimmern, die um die Galerie im Kreise herumlagen, mit Vorhängen und dünnen Wänden. Ich aber hatte vor jeder Programm-Nummer aus der Kulisse zu treten und zur Einführung ein paar Worte zu sagen. Nur drei oder vier Sätze zur Charakteristik. Besonders dezent brauchten sie nicht zu sein, meine Sätze, das wünschte weder die Direktion noch die Damen selbst, aber ganz plump und banal durften sie auch nicht sein. Nun denke mal, mein Lieber, für diese Tätigkeit bekam ich achtzig Pesetas jeden Abend; soviel kriegt nicht einmal unser Divisionär, glaube ich. Alle waren auch zufrieden mit mir, denn ich wußte wirklich über jede der Damen etwas vorzubringen. Nicht etwa aus besonderem Talent, das mußt du nicht glauben, nur einfach, weil ich sie alle miteinander so gern hatte. Les grandes pensées viennent du coeur. Na, grandes waren meine freilich nicht.

Sieh mich nur an. Ich habe wahrhaftig niemals richtig arbeiten mögen, ich konnte einfach nicht. Aber warum? Aus purer Faulheit? Ich weiß gewiß, daß es das nicht war. Sondern ich konnte einfach den Gedanken

nicht ertragen, daß ich da in einem Hörsaal oder in einem Bureau oder in einer Amtsstube säße, stunden- und stundenlang, und draußen wäre schönes Wetter und Leben, und die süßesten Frauenzimmer gingen mit ihren Blüschen und Pelzchen und Hütchen spazieren und warteten auf mich, ohne es selber zu wissen, und ich wäre nicht da. Sag einmal, verstehst du so etwas? Sicherlich nicht. Und das ist auch ganz ausgezeichnet für dich, daß du das nicht verstehst und für eine Narrheit hältst.

Ja, ja, ich habe schon dumme Sachen gemacht in meinem Leben, blödsinnige Sachen, es hatte schon seinen guten Grund, seinen ausgezeichneten Grund, daß ich aus meinem Elternhaus und schließlich aus Europa hinausflog. Aber es ist ja nun bald vorüber für mich, dieses Leben, und da muß ich sagen: es war schon herrlich. Was war das für eine Prachtzeit damals, als ich im Regimente diente! Sogar die ersten Wochen mit den Stallwachen waren schön. Na, ich war eben neunzehn Jahre, und da begreift es sich. Aber mich konnte damals so ein glänzender, warmer, lebendiger, brauner Gaulshals ganz in Entzücken versetzen. Wie hätte ich mich in jener Zeit über die Tressen gefreut, wenn sie gekommen wären, statt jetzt im Krieg nach so viel Jahren. Aber du kannst dir schon denken, warum sie nicht kamen: Ziviltragen, ein Tag Arrest. Der Arrest war mir einerlei, ich hatte genug zu denken in diesen vierundzwanzig Stunden: an die Frau, zu der ich in dem Zivil gegangen war.

Ach, und nachher diese sogenannten Studienjahre, Freiburg und Bonn und Jena, Ritte im Wald und rote Morgen über einem Flußtal, und Abende in Gärten, und Frauen, die ersten wirklichen Frauen. Und dann, als ich ein bißchen etwas erbte, von weither, ganz unerwartet, und die sogenannte Studiererei sein ließ, — Monate in Rom und drei Wochen in Genua und ein Sommer in Schweden, und was noch alles! Und Frauen überall, neue, entzückende, unfaßbar liebenswerte Geschöpfe, in jedem Hotel, in jedem Bahncoupé, auf allen Promenaden. Hundert Hände, braune und weiße, keine der andern gleich in Gestalt und Druck, und hundert Stimmen, dunkle und singende, volle und reizend schwache, und alle anders, alle anders. Und süßer Duft aus hundertfältigem Haar.

Es ging mir bald gar nicht mehr glänzend, das kannst du dir denken. Von daheim durfte ich nichts mehr erwarten, und das war auch wirklich nur in der Ordnung, ganz und gar. Ziemlich lange einmal habe ich damals in Berlin gewohnt, in einer häßlichen Straße irgendwo im Nordosten, wo man so verschollen ist für die Welt, als säße man im Feuerland. Acht Mark im Monat bezahlte ich für meine Kammer und sah durchs Fenster nichts als eine Brandmauer und aß auch dementsprechend und verkehrte in Tanzlokalen, wo die Tour zwei Pfennig kostet. Aber auch damals war es schön und merkwürdig, und oft konnte ich vor lebendiger Neugier nicht einschlafen auf meinem Schlafsofa. Und dann war ich auch einmal Steward

auf einem Dampfer und Kellner in einem ägyptischen Hotel, und in Brüssel war ich der Mensch mit dem Sprachrohr auf einem Cookschen Touristenwagen. Und auch außerdem war ich noch Verschiedenes und kam in allerlei Kostümen und Livreen daher, schäbig oder elegant, und war jung und durfte atmen und blieb im Grunde überall frei, und überall gab es Mädchen und Frauen, das ist nicht zu vergessen.

Und wenn einmal ein Stück Geld kam, so oder so, dann ließ ich mein sogenanntes Metier gewöhnlich im Stich und ließ mir einen schönen neuen blauen Anzug machen (den Frack hatte ich ja), und zog ins Hotel und war ein Herr . . . aber nicht sehr lange. Manchmal fing ich es auch vernünftiger an in solchen Fällen und lief nicht zum Schneider, sondern kündigte nur und ging nun abends in die Theater, auf Galerieplätze, und am Tag in die Bibliothek, oder saß mit den entliehenen Büchern in öffentlichen Parks herum, wenn möglich an einem Wasser, denn Wasser ist etwas so Wunderschönes! Aber wahrscheinlich kam dann auf einmal mit einem kleinen Buben an der Hand eine junge, schlanke, traurige Gouvernante zwischen den Bäumen hervor . . .

Schön war es, schön, in guten und in armen Zeiten. Oh Leben, mußte ich immer denken, oh Jugend, oh junge junge Frauen! Und weil es mir so gut ging, wurde ich selber auch gut . . . oder wenigstens schien es mir manchmal so. Jetzt freilich, in diesen unerbittlichen Tagen, sieht

sich das alles anders an, und auch die vermeintlichen besseren Seiten kommen mir vor wie lauter dummes Zeug. Auf einmal ist es die natürlichste Sache von der Welt und eine ziemlich verächtliche noch dazu, daß Bummelanten und Lumpen gutmütig und sentimental sein können.

Aber gar zu arg will ich mich auch wieder nicht machen. Nein, soviel ist wahr: ich habe den Menschen niemals geflissentlich wehe getan. Meinem Vater freilich . . . Meine Mutter habe ich lange nicht mehr. Aber freilich, mein Vater, das ist so ein Kapitel, ja.

Aber was ich nun wirklich nicht begriffen habe, sieh einmal, das sind Männer, die ihren Frauen, ihren Geliebten, wehtun können. Und das ist so häufig, glaube nur, das ist die Regel. Gar nicht so selten habe ich, sogar in dienender Stellung, mit Streicheln und Trösten die Bosheiten gutmachen müssen, die den armen zarten Wesen zugefügt worden waren. Ach, weißt du, man muß so höflich sein, so freundlich gegen diese armen süßen Geschöpfe, man muß ihnen immer und immer wieder sagen, daß sie bezaubernd sind, jede von ihnen, jede einzelne der Sinn der Welt! Denn nur wenn sie das glauben, einen Augenblick wenigstens glauben, nur dann atmen sie frei, — wenn wir sie für einen Augenblick vergessen machen, daß sie vielleicht nicht mehr ganz jung sind, daß es so etwas gibt wie Welkwerden und Altern, und daß nach ein paar Jahren ihr Sinn im Dasein eigentlich schon erloschen sein wird. Wenigstens — wenigstens bei denen, die nicht glückliche

Mütter sind oder sonst durch ihr großes Herz Geltung behalten, vielleicht in einer Kunst, auf der Bühne vielleicht.

Aber wenn sie noch schön sind und reizvoll, oder es doch manchmal noch sind, oder es doch waren, oder wenn sie sich zum mindesten einreden können, daß sie es sind oder waren, dann ist ja alles gar nicht so schlimm, nicht wahr. Aber die Häßlichen, die hoffnungslos Häßlichen!

Und sieh, an diesem Punkt glaubte ich immer meine Schuld ein wenig bezahlen zu können. Hier wollte ich mich dankbar erweisen für das Leben, das mir so schön vorkam. Hier Freundliches zu tun — ich dachte wirklich, das sei etwas. Und wenn es mir einmal so recht gut und dankbar zu Mute war, dann ging ich an einem Samstagabend oder einem Sonntagnachmittag zu irgendeinem Tanz und sah mich da ein bißchen um und suchte mir die Mädchen heraus, die mißmutig allein saßen, von denen niemand etwas wissen wollte, und die engagierte ich und tanzte mit ihnen und sagte freundliche, respektvolle Sachen und blieb nachher noch eine Weile bei ihnen sitzen und seufzte ein bißchen, wenn ich wegging. Und nun, du kannst es dir schon vorstellen, waren sie auf einmal ganz andere Wesen geworden: sie gehörten auch mit dazu und kamen sich nicht mehr ausgestoßen vor, sie waren auch wirklich hübscher geworden in der halben Stunde, hatten hellere Augen und bewegten sich freier und lachten besser, mit einer schöneren Stimme, und oft sah ich sie nachher von einem Arm in

den andern gehen, und wenn sie an mir vorüberkamen, so taten sie gar nicht mehr, als seien sie mit mir bekannt. Und dann war ich natürlich besonders zufrieden, denn das ist das beste Zeichen.

Aber allerdings waren auch solche darunter, aus denen keine Freundlichkeit, keine Huldigung etwas Hübsches machen konnte, und denen es auch nachher noch ebenso an Beachtung fehlte. Aber die konnten doch wenigstens eine Weile davon zehren, daß sie an jenem Nachmittag jemand, wenn es auch nur Einer gewesen war, so angenehm gefunden hatte. Und du kannst dir denken, daß sie in ihrem Herzen dem Einen recht gaben gegen alle übrigen, daß sie alle übrigen für blind hielten. Denn so ist ja das menschliche Herz eingerichtet, Gott sei Dank!

Oder manchmal ging ich auch einfach in den Straßen spazieren, ohne Ziel und allein und redete nur so ein bißchen vor mich hin. Das heißt, ich fing an zu reden, wenn gerade Frauen und Mädchen vorüberkamen, die weder sehr hübsch noch sehr elegant waren, die unbeachtet, verlassen, vergessen aussahen, und die vor Unlust und Mißmut schon gar nicht mehr die Füßchen heben mochten. Dann blickte ich auf und lächelte, aber ganz schüchtern, nicht etwa keck, und drückte mich zur Seite und schaute mich halb um und murmelte etwas. Es war ziemlich immer das Gleiche, was ich sagte, wenn auch in verschiedenen Sprachen. Oh, sagte ich leise, wie lieb, wie entzückend! oder: How awfully nice! oder: Quels jolis yeux! oder: Como bonita, como bonita!

Das trieb ich manchmal ganze Tage lang, denn Zeit war ja meistens vorhanden.

Aber wenn auch nicht, selbst als Angestellter hat man ja die Möglichkeit, sich hie und da ein wenig zu betätigen. Als Steward kann man zum Beispiel gerade den Damen heimlich Blumen vor den Teller stellen, die auf Deck immer allein bleiben in ihren Stühlen, ganz allein mit ihrem Tauchnitzband mitten in dem allgemeinen Flirt. Und mehr dergleichen.

Wie sonderbar mir das nun alles vorkommt, lächerlich eigentlich. Als ob so etwas eine Rechtfertigung sein könnte! Wenn ich daran denke, wie stolz mich noch vor ein paar Monaten da drüben in unserem Varieté ein gewisser Ausspruch machen konnte. Es war da eine kleine Sängerin, eine Französin, aus Clermont-Ferrand glaube ich. Sie hatte gar kein Talent und war mager und spitznäsig, nur die Augen waren sehr schön, aber das konnte nicht genügen. Nun, die suchte ich auf meine Weise ein bißchen froh zu machen. Und eines Abends nach der Vorstellung, wie wir vor einem Café im Freien beieinander sitzen, legt sie mit einem Mal ihr Eislöffelchen hin und sieht mich mit ihren großen Augen an und sagt: ‚Wie zart Sie zu mir sind, Herr Hildebrand, zu mir und zu der kleinen Ellen Blaker, an der auch nichts dran ist, gerade wie an mir. Eigentlich, Herr Hildebrand, sollten S i e so heißen, wie unser ganzes Etablissement heißt: La Buena Sombra.‘

Was meinst du nur, wie froh ich damals wurde von dem kleinen Wort. Als sei ich nun ein ganz großartiger Mann, an dem niemand etwas aussetzen dürfe. Und dabei war doch in diesem Fall meine Methode sogar fehlgeschlagen und wurde durchschaut. Was man sich einbilden kann, nicht wahr. Zu sonderbar. La Buena Sombra . . !"

Dies waren an jenem Abend die letzten Worte, die ich vernahm. Ich weiß nicht, ob Hildebrand über ihnen einschlief oder ich. Am andern Tag, auf einer Erkundung, ist er dann also gefallen, und es bleibt schon eigentümlich, daß er genau diesen letzten Abend wählte, um so viel über sich selbst zu erzählen. Gerade das tat er sonst niemals.

Und doch wollte ich eigentlich, ich hätte mehr dergleichen von ihm gehört. Er war ja gewiß kein solider Mensch, dieser Hildebrand, er war sogar ein ganz lebensuntüchtiger Mensch, so viel ist klar, er war niemand, den man sich als Beispiel nehmen könnte. Aber trotzdem . . .

Bigram

I

Paul Bigram stammte aus einer Stadt des Rheinlands, sein Vater war ein Kaufmann von angenehmem Wohlstand gewesen. Als jüngstes von drei Geschwistern blieb er allein bei der Mutter zurück, als sie Witwe wurde, und niemals, bis zu ihrem Tode nicht, hörte sie auf, dieses Glück zu preisen und dafür zu danken. Er war nicht nur ein liebevoller, er war auch der unterhaltendste Sohn, und Frau Bigram kam niemals in die landläufige Gefahr alternder Damen: es konnte ihr nicht drohen, in häuslicher Langeweile und städtischem Personenkram unlustig hinzudämmern. Ihre Spaziergänge beschränkten sich nicht auf die Allerweltspromenade, und sie trug kein Kapotthütchen dabei, noch als ihr Haar anfing weiß zu werden, ging sie mit dem Sohne stundenweit über Land, saß im Grünen und in den Gasthöfen kleiner unbekannter Städtchen, und ihr helles Lachen scholl noch um manchen Hügel. Er unterhielt sie wie ein Ballherr, er erklärte und erzählte, er gab die drolligsten Geschichten her, zu Hause spielte er ihr auf seiner Violine vor oder las aus Büchern. Sie liebte das Domino, er entzückte sich daran.

Ihre Zärtlichkeit war dafür ohne Grenzen. „Mein Päulche," sagte sie mit einer Mischung von Stolz und Gerührtheit, und sie sagte es so oft am Tage, daß man sie ein wenig komisch damit fand, und daß es eine Art Spitzname für sie selber wurde. Ein einziger Kummer freilich war ihr nicht erspart in diesem Glück. Manchmal, mitten im Plaudern, hob sie ihr frisches Altedamengesicht zu dem Sohne empor und betrachtete ihn betrübt und begeistert zugleich.

„Sieh einmal, Päulche," sagte sie, „alles kannst du und alles weißt du. Und da willst du gar nichts werden?"

„Gar nichts, Mutter," sagte Paul Bigram und lachte.

„Aber ist es denn nicht jammerschade um deine Gaben?"

Dies leugnete Paul mit Nachdruck, und er wies auf die alten Griechen hin, die seiner Behauptung nach nur deshalb solch ein Prachtvolk waren, weil bei ihnen kein Mensch etwas werden mußte.

„Das kann ja sein," antwortete Frau Bigram, schüttelte aber doch noch ein wenig das Köpfchen. Im Grunde war sie entzückt davon, wenn ihr Sohn die Dinge so unter einen großen Gesichtswinkel stellte. Nur rückzugshalber fügte sie noch hinzu:

„Und zweitens, Paul, die Leute reden tatsächlich davon."

Hier pflegte sich sein Gesicht in mitleidige Falten zu

legen, er nahm die Hand der Mutter, küßte sie, brachte sie nahe unter seine Augen und betrachtete sie aufmerksam.

„Arme Mama," sagte er, „da auf deiner Haut sind tatsächlich lauter kleine Bläschen und Pusteln. Das haben alles die bösen Leute mit ihren Gedanken da hingedacht. Meine arme schöne Mama haben sie ganz abscheulich hergerichtet! Sieh einmal hier, ganz deutlich: das ist der schlechte Wunsch vom Herrn Dürckens, und das ist der Neid der Söhne vom Doktor Asam, und das sind die Bosheiten von Madame van Boch! Nein, ich hätte nicht geglaubt, daß sie dir gleich so schaden könnten. Arme Mama, freilich, da muß ich mich ändern!"

Frau Bigram errötete unter ihrem weißen Scheitel und blickte verlegen lächelnd auf ihre gepflegte, blütenreine Hand hinunter.

Übrigens hatte sie keineswegs unrecht. Man redete. Nichts ist ja der heutigen Gesellschaft unfaßbarer, als daß ein Mensch, der nicht in einer goldenen und nicht in einer kronengeschmückten Wiege gelegen hat, dennoch darauf verzichtet, sein Leben im Erwerb oder im Ehrgeiz draufgehen zu lassen. Daß einem das Leben selbst, das bloße Dasein, wichtiger sein könnte als der Gewinn seiner Mittel, ist eine monströse Vorstellung. Frau Bigram ahnte ihn schon richtig, den Dialog, der Dutzende von Malen geführt wurde, in Häuslichkeiten, am Stammtisch, in der Harmonie, im Unteren Museum:

„Was will denn nun der jüngste Bigram werden?"
„Nichts."
„Nichts?"
„Nichts."
„Nichts?!"

Aber als Paul etwa zwei Jahre nach Ablegung seiner letzten Schulprüfung vom Magistratsrat Küppers eines Tages persönlich gefragt wurde, ob er denn nun, als Sohn eines so strebsamen Kaufmanns, wirklich nichts, gar nichts werden wolle und als ihn Herr Küppers dabei auf die zu erwartende Einbuße an bürgerlicher Geltung hinwies, da antwortete er mit höflicher und leiser Stimme, so daß es niemand weiter hören konnte: „Sie gestatten wohl, Herr Magistratsrat, daß ich darauf ergebenst pfeife!" Der andere starrte ihn verblüfft an und sah, daß dieser sonst ungemein manierliche junge Mensch plötzlich ein Paar harte schmale Lippen im Gesicht hatte und ein ziemlich feindseliges Glitzern in seinen Augen.

Frau Bigram starb, auf eine leichte, fast frohe Weise. Eines Vormittags trat Paul, der spät aufgestanden war, zu ihr ins Zimmer, da saß sie auf dem gewohnten Sessel in ihrem schwarzen Seidenkleidchen. Ihr schmales Gesicht ruhte seitwärts und schien noch ein wenig rosig zu sein; vor dem Fenster lag frischer Schnee, es war als lächelte sie hinaus.

Paul sah gleich, was geschehen war. Er rief keine Leute herbei, nahm einen Stuhl und setzte sich der Mutter

gegenüber, um in diesem letzten Alleinsein das liebe Gesicht noch einmal einzutrinken. Fest sah er sie an, ließ keinen Laut hören, und stoßweise stürzten ihm die Tränen auf die Brust. Endlich glitt er von seinem Stuhl herunter, bettete sich vor den Sessel der Mutter und ruhte mit dem Gesicht lange in ihrem Schoß, in kühler schwarzer Seide.

2

Paul Bigram war von bemerkenswertem Äußern. Seine Gestalt war groß und dabei allzu massig, aber dank seiner Beweglichkeit und Behendigkeit kam dies niemand recht zum Bewußtsein. Er ging und ritt und sprang und tanzte, als wäre er schlank und leicht, und was ihn dazu befähigte, das war Lebensfreude und ein Herz ohne Gift. Sein Gesicht war keineswegs schön. Unter dicht nach oben stehenden, rauhen, blondbraunen Haaren lag eine nicht sehr hohe und eigentümlich zerklüftete Stirn; seine Augen waren blau oder grau oder grünblau, man wußte es nicht recht, man wußte aber auch nicht, daß sie eigentlich klein und unansehnlich waren, so mild und froh brannte ihr kleines Licht. Im übrigen war auch sein Gesicht zu fleischig, ja die Wangen hingen früh schon ein wenig herunter, und wer das als Einzelheit gesehen hätte, dem hätte es nicht gefallen. Aber niemand sah es so.

Er saß einmal, noch als Gymnasiast, mit einer jungen Freundin des Abends am Fluß. Sie hatte ihr schmales

Haupt an seiner Brust liegen, sah im nächtlichen Schimmer zu ihm auf und flüsterte verliebt, wie schön er sei.

„Schön?" sagte Bigram. „Mein Herz, ich sehe aus wie die Sau des Teufels."

Die Kleine stieß einen Schrei aus. Aber beruhigend und mit der Gelehrsamkeit seiner achtzehn Jahre fügte Paul hinzu:

„Mein Herz, so hat Luther den Papst genannt. Da ist nichts dabei."

Seine Art sich zu kleiden war ungewöhnlich. Er bevorzugte Kleidungsstücke von weitem, ja schleuderhaft freiem Sitz, geräumige Jacken mit ungeheuer breiten Aufschlägen, lange, vielfaltige Mäntel, die zudem stets falsch zugeknöpft waren, all dies gefertigt aus großporigen wollenen Stoffen von nicht immer ruhiger Farbe. Auch seine Hüte und Mützen ließen die wohlanständige Form vermissen, nach dem tadelnden Ausspruch eines emsig bestrebten Elegants von jüngerem Datum sahen sie aus, „als habe man dreiviertel Jahr lang Fußball mit ihnen gespielt". Dieser scheinbar willkürliche Aufzug entfernte sich beträchtlich von der bei uns üblichen Kleidung, am ehesten hätte man ein phantastisch ausschweifendes Amerikanertum darin erkennen können. Das Eigentümliche aber war, daß der auf solche Art ausgestattete Bigram dennoch elegant erschien, so völlig stimmte diese ungebundene und großzügige Tracht zu seinem freien unbeschwerten Wesen und zu jeder leichten sorglosen generösen Bewegung seines

mächtigen Körpers. Er war ja auch niemals auf den Gedanken gekommen sich anders zu kleiden, und eben diese Selbstverständlichkeit übertrug sich auf alle Welt.

Selbstverständlichkeit war das Wesentliche seiner Existenz. Er hatte niemals zu zaudern, niemals zu wählen zwischen zwei Worten, zwischen zwei Gesten, zwischen zwei Handlungen, und jede Freiheit, die er sich nahm, entsprang wie die seiner Tracht nicht der schwankenden Erwägung eines Draußenstehenden, sondern dem innern Gesetz eines großen Herrn.

3

Ein großer Herr war er wirklich nach seiner ganzen Anlage; dazu machten ihn die hohe reine Art seiner Interessen, sein unabhängiges, vertrauendes Verhältnis zum Menschen und seine souveräne Verachtung allen Besitzes. Zu bedauern blieb, daß es ihm nach Herkunft und Lage nicht gegönnt sein konnte, ein ihm gemäßes Leben ohne Hemmungen durchzuführen.

Als seine Mutter in ihrem Grabe lag, blieb er für einige Wochen allein in dem alten Hause zurück und hielt gegen alle Welt seine Tür verschlossen. Seine drei Geschwister, zwei verheiratete Schwestern und ein Bruder, mit denen ihn schwache Bande verknüpften, hatten sich wieder zerstreut, es war mit ihnen verabredet, daß er auf

seinen Anteil an dem elterlichen Wohnhaus gegen eine Abfindung verzichten würde. Dies erschien allen als ein unschönes Zeichen mangelnden Feingefühls.

Er aber durchlebte in den alten Zimmern noch einmal seine vergangenen Jahre, er überblickte und erkannte im Zusammenhang den Inhalt seiner Jugend und sein Ich. Er ging mit seiner Mutter um, als wäre sie noch gegenwärtig, ja mit ungehemmterer Innigkeit. Er hielt sich an den Plätzen auf, die sie bevorzugt, er las in den Büchern, die sie gern gehabt hatte, oder hielt sie wenigstens in seinen Händen. Er öffnete auch, nach Überwindung mancher Scheu, eines Tages ihren kleinen alten Sekretär, an dem die gewölbte Schutzdecke mit verschollenem Murmeln in die Höhe rollte, und sah Briefe, Notizbücher, Kochrezepte und die Zeugnisse aus seinen und seiner Geschwister Schuljahren. Er saß davor, ließ die einfachen Bleibsel aus einer Hand in die andere gleiten und übersah, wie sein eigenes Leben, auch dieses nun abgeschlossene Frauenleben, das gerade, treu und voll Ruhe gewesen war, und von dem nicht mehr viel Anderes übrig blieb als ein Nachhall in seinem Herzen. So jung er aber war und so bereit, das Dasein mit festen Armen zu umschließen: dies Auslöschen und Verhallen schien ihm dennoch nicht bemitleidenswert. Er saß und träumte und er sehnte sich wohl auch, aber es kam selten mehr vor, daß sich ihm die Augen netzten. Manchmal dagegen nahm er seine Geige und spielte in seiner freien Art eine Stunde vor sich hin. Er spielte Vortrags-

stücke, die seine Mutter geliebt hatte, Solveigs Lied oder gewisse Passagen von Puccini oder eine Rhapsodie von Liszt, ihr musikalischer Geschmack war keineswegs der zarteste gewesen. Und während er dastand und darauf losfiedelte, so daß mancher Nachbar über diesen pietätlosen Sohn das Bürgerhaupt schüttelte, fühlte er sich seiner Mutter am nächsten.

Nach vier Wochen schloß er das Haus und reiste davon, ohne sich von irgend einer Seele zu verabschieden. Er wählte nicht lange, fuhr zuerst nach Wien und von da weiter nach Osten. Er sah den nahen Orient, dann Indien, blieb eine lange Reihe von Monaten auf Ceylon, hielt sich in Rußland und in Skandinavien auf, in England und Schottland, mied aus irgendwelchen Ursachen Paris und gelangte auch erst ziemlich spät nach Italien. Dann freilich wirkte der Zauber, und nirgends hatte er so das Dasein geliebt.

Ohne es anzustreben, fand er sich nach kurzem überall nicht nur in guter, nein auch in „der guten" Gesellschaft. Bald war er nicht mehr darauf angewiesen in den Gasthöfen abzusteigen; bequeme Stadtwohnungen, Jagdhäuser und Herrensitze waren ihm offen, und ohne eigentliche Legitimation gehörte er zu den paar tausend Menschen, die das ausmachen, was man die europäische Welt nennt. Jene Welt, in welcher jeder den andern kennt, in welcher der Genuß und Besitz aller Kulturgüter Lebensinhalt und auch hauptsächlicher Inhalt der menschlichen

Beziehungen ist. Diese Welt ist sehr bunt und doch eine Einheit: Teile des großen Adels gehören zu ihr und Teile der hohen Finanz, Sportsleute, Sammler, Künstler sehr anerkannten Ranges, Politiker im Westen und Süden, und solche entwurzelten Frauen, die Weisheit, Maß und Geschmack in ihren Abenteuern einzuhalten wissen.

In diese Welt sah er sich aufgenommen, ohne daß er einen Platz in ihr gesucht hätte. Niemand kam auf den Gedanken, seinem Ursprung oder seiner Tätigkeit nachzuforschen, denn sein Wesen war Freibrief und Titel. Die zu jener Welt zählen, sind den Sorgen des Tages entrückt und wandeln in Freiheit, sie erstreben nichts, weil sie alles besitzen; auch Bigram erstrebte nichts, weil das Allgemeinste seinem Wesen fern lag: der Zweck. Eine unbekümmerte, doch formvolle Selbstverständlichkeit ist das Freimaurerzeichen jener Gemeinschaft; Bigram trug es auf der Stirne, ungewiß, woher es ererbt war. Seine Anlage und seine Lebensform war ritterlich, denn es ist nicht wahr, daß die Natur keine Sprünge mache.

Eines Tages traf er in München einen Altersgenossen aus seiner rheinischen Vaterstadt, einen ernsten jungen Gelehrten, der sich zu Studienzwecken hier aufhielt. Sie speisten zusammen, und beim Nachtisch fragte der Andere behutsam nach Bigrams Tätigkeit.

„Du bist Künstler, nicht wahr?" sagte er tastend.

„Ich bin eine Drohne," antwortete Paul froh und laut

und lachte mit allen seinen weißen Zähnen. Heimgekehrt erzählte dies der Andere mit einer Miene, als spräche er vom Antichrist.

„Sie sind wohl nicht Künstler?" fragte ihn auch der Maler Stefan Mulzer einmal, den er in Florenz kennen gelernt hatte. Aber hier lag in der Frage nicht bloße Neugier, sondern eine gewisse zarte und höfliche Verwunderung, den Andern nicht schon als den Urheber schöner Werke zu kennen.

Und ihm antwortete Bigram auch in völlig abweichender Art.

„Sehen Sie, Herr Mulzer," sagte er und schaute vom Viale, wo sie saßen, über die abendliche Stadt hinunter, „es ist sehr wohl möglich, daß ich zum Beispiel Novellen schreiben könnte wie fünfzig Andere auch. Ich glaube, man kann das lernen, wenn man Nerven und das innere Ohr hat. Nur wäre mir's wahrscheinlich nicht möglich, mich selber im genügenden Maße wichtig zu nehmen. Man muß sich da ungeheuer für sich selbst interessieren, meinen Sie nicht?"

Mulzer nickte, als wollte er mehr hören.

„Vielleicht könnte ich auch eines Tages auf meiner Geige etwas leisten. Soll ich Ihnen vielleicht einmal vorspielen bei Ihrer Arbeit?"

„Ach ja," sagte der Maler, „das wäre hübsch."

„Man könnte vielleicht schon auf irgend einem Gebiet so ein mittleres Talent aus sich machen. Nur, sehen Sie,

was die mittleren Talente zustande bringen, das hat aber schon gar keinen Wert."

„Das ist wahrhaftig wahr," sagte Mulzer. Der Klang seiner Stimme bewirkte, daß sich der Jüngere rasch zu ihm hinwandte und ihm ins Gesicht sah.

„Aber was haben Sie denn?" sagte er erschrocken und faßte nach den Händen des Andern.

4

So brachte er wandernd und schauend vier Jahre zu und nahm Menschen und Landschaft und Werke gelassen in sich auf, in freudiger Freiheit. Freiheit war das Element, das er liebte und brauchte, sie war sein leidenschaftliches Bedürfnis. Einst als Knabe, wie er zum ersten Mal aus der straffen Obhut seines Vaters sich entfernt und eine Reise nach Köln unternommen hatte, war es sein Vergnügen gewesen, in der fremden großen Stadt verschiedene Wagen der Straßenbahn zu besteigen und in unbekannte Vororte hinauszufahren, aus keinem andern Grunde, als weil er die Freiheit besaß, so zu tun.

Das einzige Band, durch das er sich gern hatte halten lassen, war die Liebe zur Mutter gewesen; nun genoß er es innig, losgelöst und einzeln zu schweifen, ein menschliches Atom, wie er es bei sich selber nannte. Mancher Aufenthalt bei den überall erworbenen Genossen, manche Station bei mancher Frau in mancher Provinz war schön

und beglückend; wenn er sich aber genau erforschte, so blieb das Schönste überall der Umstand, daß man unvermutet eines Abends Abschied nehmen, in hallender Morgenstille mit dem Wagen zur Bahn fahren und um Mittag hundert Meilen von diesem Glück entfernt sein konnte. Niemand verwunderte sich und niemand verargte es ihm, denn solcher Unbestand war allzu natürlich verknüpft mit seinem Wesen; auch ist die Welt, in der er lebte, nicht geneigt, Beständigkeit zu fordern und das Hin und Her über Bahnstrecken und Meere weiter wichtig zu nehmen.

Es war ihm klar, daß sein bescheidenes Vermögen dem Leben, das er führte, nicht lange standhalten werde, der Zeitpunkt des Versiegens ließ sich berechnen. Dies bedrückte ihn in garkeiner Weise. Andere aber glaubten sich berechtigt und verpflichtet, für ihn besorgt zu sein, und als er sich am Ende von drei Jahren aus Gründen einer geschäftlichen Regelung daheim am Rheine mit seinen Verwandten zusammenfand, wurde er mit einer Art von feindseligem Erbarmen behandelt. Einer seiner Schwäger, ein angesehener, vernünftiger Mann, führte eine Aussprache herbei.

Er begreife ja, sagte er einleitend, Pauls Neigung zu einem Leben des pflichtenlosen Genusses, obgleich er selber darin eine wahre Befriedigung niemals zu finden vermöchte. Nur scheine sich der junge Schwager über seine ökonomischen Aussichten leider nicht ganz im Klaren zu sein.

Vollkommen klar sei er sich, antwortete Bigram, und niemand möge befürchten, er werde etwa eines Tages den Verwandten zur Last fallen.

Hierauf ging der Andere nicht ein. „Erlaube mir, lieber Paul," sagte er, „daß ich vollkommen klar zu dir spreche. Du bist siebenundzwanzig, ich bin zwölf Jahre älter, vielleicht gibt mir das ein Recht zu fragen. Ich nehme an, daß deine Mittel bei der jetzigen Art des Verbrauchs höchstens vier oder fünf Jahre noch ausreichen können."

Optimist! dachte Bigram und lächelte fröhlich.

„Du lachst und hältst dein Geld für unerschöpflich. Aber glaube mir, ich rechne besser als du."

„Kein Zweifel."

„Nun also, was willst du anfangen, wenn diese Jahre vorüber sind?"

Bigram schlug ein Bein über das andere, tat einen Zug aus seiner kohlschwarzen Zigarre, blies den Rauch höflich zur Seite und sagte langsam:

„Sieh mal, lieber Georg, du meinst natürlich, mir sei das sogenannte gute Leben die Hauptsache, der Luxus. Das ist aber ein Irrtum. Du zitierst gerne die Bibel, wie ich weiß. Da kennst du auch das Wort: ‚In unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen.' Nun, mir kommt es immer ein bißchen ärmlich vor, wenn man sich da mit einer Wohnung begnügt."

„Du treibst Scherz mit heiligen Dingen," sagte der Schwager mit Ablehnung.

„Scherz? Gar nicht. Man sollte, meine ich, wenigstens von weitem in alle die vielen Wohnungen hineingerochen haben, die für uns gezimmert sind."

„Die Welt ist kein Vergnügungsetablissement."

„Du wirst mir nicht sagen wollen, sie sei ein Jammertal, lieber Georg. Jedenfalls braucht sie keines zu sein. Ich für mein Teil finde sie unabschreitbar groß und herrlich und umarmenswert. Mir tut es schon leid, daß man notgedrungen ein Drittel seiner Lebenszeit verschläft."

Der Andere betrachtete ihn überlegen. „Was bist du im Grunde noch für ein Kind!" sagte er.

„Wieso denn ein Kind? Aber der Schlaf mag hingehen. Man erkennt ihn nicht recht, man kann ihn nicht stellen, trotzdem ist er etwas Köstliches. Aber weißt du, was ich kürzlich einmal berechnet habe."

„Nun, was hast du berechnet?"

„Wenn du achtzig Jahre alt wirst und brauchst, von deinen Jünglingsjahren an, täglich zwanzig Minuten, um dich zu rasieren, dann rasierst du dich im ganzen Leben dreiviertel Jahr lang. Ist das nicht grauenhaft, ist das nicht jammervoll? Man sollte sich einen Vollbart stehen lassen. Leider geht es nicht."

Der Schwager stand auf. „Mit dir ist nicht zu reden," sagte er, „ich sehe wahrhaftig schlimme Dinge kommen."

„Bitte setz' dich wieder hin. Ich rede nicht mehr vom Bart. Ich wollte bloß sagen: nur darauf kommt es an, daß einer wirklich lebt."

„Du meinst also, wir leben nicht wirklich, so etwa ich und Leute meinesgleichen."

Paul wiegte den Kopf. „Etwas Persönliches will ich nicht sagen, durchaus nicht. Aber die Existenz mancher Leute, die nur für die Pflicht und für die Arbeit leben, die kommt mir freilich vor wie der bekannte Ausschuß."

„Ausschuß?"

„Ja. Der immer nur zusammentritt, um zu beschließen, wo er das nächste Mal zusammentritt."

„Verstehe ich nicht."

„Nun, das ist nicht wichtig. Aber glaube mir, wenn ich später mal, bald wahrscheinlich, nur noch hundertfünfzig oder zweihundert Mark im Monat zu verbrauchen habe, dann werde ich auch noch ganz glücklich sein."

„Na, na."

„Bibliotheken sind gratis, Museen auch und Spaziergänge auch. Und wenn ich mir ein besonderes Fest machen will, dann bleibe ich einen ganzen Tag im Bett und tue platterdings nichts."

„Ein nettes Ideal. Übrigens wirst du vermutlich auch die zweihundert Mark bald nicht mehr haben."

„O doch."

„Ohne Arbeit?"

„Ohne Arbeit oder mit ein wenig Arbeit."

„Auf welche Art?"

„Nun, da ist zum Exempel das Spiel."

„Spiel?"

„Ja, das Spiel, das Glücksspiel. Ich bin ganz geschickt und sehr ruhig. Verzeih das Selbstlob."

„Hübsch! Und wenn das versagt?"

„Na, ich verstehe zum Beispiel etwas von Pferden und kenne jetzt allerlei Sportsleute. Ich werde bei Wettrennen gewinnen."

„Das ist ja alles nicht dein Ernst."

„Mein vollkommener Ernst. Aber wenn durchaus gearbeitet sein soll: ich könnte zum Beispiel irgendwo Sekretär werden oder noch lieber Bibliothekar bei einem vornehmen Herrn. Sprachlehrer möchte ich nicht werden, das ist lähmend. Aber ich habe ja noch meine Geige, sogar eine sehr gute habe ich mir in Italien gekauft, eine von einem Schüler von Maggini."

„Du bist wohl nicht genügend ausgebildet."

„Fragt sich wozu. Beim Wendling-Quartett wird man mich nicht brauchen können. Aber ich werde etwas vulgärer konzertieren, ich werde in den Restaurants spielen oder in einem Café, und eines Abends kommt dann die Herzogin von Saint-Briac angefahren und läßt mich hinausrufen, und wie ich zu ihr in den Wagen steige und die Pferde anziehen, schlägt sie den Mantel auseinander und sitzt nackt da in ihrem Zobelpelz."

5

Bigram verbrachte einige Winterwochen in Venedig. Die Stadt war ganz frei von Fremden, gehörte ihren rechtmäßigen Bewohnern und zeigte ihr eigenes, verändertes, unbekanntes Leben. Bigram hatte im Hotel Britannia ein riesiges Parterrezimmer inne, die angeschwollenen Wasser des Großen Kanals schlugen gegen die Fenster, und im Kamin knatterten die Buchenklötze aus Mestre. Er saß viel zu Hause und las und träumte, und seine Abende verbrachte er in den Theatern, mit dem angespannten Genuß des leidenschaftlichen Liebhabers.

Das Hotel war beinahe leer. Eine Zeitlang erschien im Speisesalon niemand als ein ganz außerordentlich vornehmes russisches Ehepaar, das von den Kellnern mit nachdrücklicher Diskretion einfach als Monsieur und Madame angeredet wurde. Eines Tages war ein dritter Tisch besetzt: von Gemma Paveſe, die in diesen Wochen ein Gastspiel absolvierte. Sie stand auf der Höhe ihres Ansehens, war noch schön und schien das Alleinsein zu lieben. Gleichwohl lernte Bigram sie kennen, bald speisten sie zusammen, und nach einigen Tagen hatte die Schauspielerin es sich zur Gewohnheit gemacht, die Rolle des Abends mit ihm zu bereden und einzelne Szenen wörtlich mit ihm durchzugehen.

„Sie sind ein herrliches Echo, lieber Freund," sagte sie, „ich kann Sie brauchen. Fünfhundert von unseren italie-

nischen Kunstkennern ersetzen mir nicht Ihre deutsche Empfindlichkeit. Wenn ich des Guten zu viel tue, so brauchen Sie mir garnichts zu sagen, da ziehen Sie einfach Ihre deutschen Augenbrauen ein wenig in die Höhe, und sogleich schäme ich mich. Aber es ist doch vielleicht gut, daß wir nicht immer zusammen sein werden: nach sechs Wochen hätten Sie mich so diskret gemacht, daß ich allen Kredit verlöre. Ihr seid gefährlich, ihr Deutschen, und wenn ich nicht schon alt wäre und schon an die Ruhe dächte, dann würde ich mich vor Ihnen hüten."

„Dann hüten Sie sich nur," sagte Bigram. „Denn a l t . . ."

„Zut!" sagte die Pavese. „Ich b i n alt. Ich kenne Sie sechs Tage, junger Mensch, und Sie haben sich nicht ein bißchen in mich verliebt."

„Wissen Sie das? Ich bin wahrscheinlich nur sehr schüchtern."

„O schweigen Sie!" rief sie und erhob mit einer schönen Geste der Abwehr eine ihrer braunbleichen, ringgepanzerten Hände.

Eines Mittags speisten sie zusammen. Am Abend zuvor hatte sie die Magda gespielt, und Bigram zeigte sich entzückter als jemals.

„Gehen Sie, gehen Sie," sagte sie und war geschmeichelt, „die Vorliebe für Ihren deutschen Dichter verblendet Sie."

„Kaum," sagte Bigram und lächelte mit sanfter Über-

legenheit, „kaum. Nein, das war ein Gipfel, fast das Höchste war es."

„Fast?"

„Mir scheint, es gibt nur eine Frau, die Sie übertrifft, eine einzige."

„Nun, die Duse natürlich," sagte Gemma und zuckte die Achseln, als über etwas leider Selbstverständliches.

„Ich denke nicht an die Duse."

„Noch eine zweite also! Und in Deutschland natürlich?"

„In Deutschland, ja. Else Lehmann heißt sie. Diese Frau ist nicht schön, sie ist höchst unelegant, sie hört schlecht und sie lispelt . . ."

„Sie machen sich lustig über mich."

„. . . aber wenn Sie ihre dicken Arme öffnet, um ein Kind zu umfassen, oder wenn sie stottert vor Angst oder Scham oder verhaltener Liebe, oder wenn sie in höchster Not die Hand zum Munde führt, — so, sehen Sie, mit geschlossenen Fingern, und dazu ihren plumpen Kopf ein wenig hin und her wiegt, dann ist es, als erführe man das Letzte über den Menschen, und das Mitleid verbrennt einem die Brust. Nein, es gibt nichts Schöneres auf der Erde."

„Wie alt sind Sie, Bigram?"

„Neunundzwanzig."

„Quelquefois on ne vous donnerait que dix-huit!"

Ein Diener trat herein und überbrachte die Post, eine

Menge Sendungen für die Schauspielerin, für Bigram zwei Briefe.

Sie bat um seine Erlaubnis und begann mit dem bronzenen Fruchtmesserchen die Umschläge zu öffnen. Wie sie aufblickte, sah sie Bigram dasitzen, ein geöffnetes Schreiben in der Hand, ein wenig abwesend, mit kuriosem Gesichtsausdruck.

Sie fragte: „Wovon träumen Sie denn?"

„Träumen? Ich denke an sehr reale Dinge. Das ist ein Brief von meiner Bank."

„Schlechte Nachrichten?"

„Wie man's nimmt. Ich bin ruiniert."

„Was? Oh! Sie haben unglücklich spekuliert?"

„Keine Rede, Frau Gemma," sagte er und war schon wieder guter Laune. „Ruiniert ist auch gar nicht der richtige Ausdruck. Erschöpft ist der richtige, und ich hätte es kommen sehn müssen."

„Aber was werden Sie beginnen?"

„Nun: vivre en bourgeois et penser en demi-dieu."

„Ohne Scherz!"

„Ist das ein Scherz? Ich werde etwas sehr Lustiges anfangen, eben habe ich es mir überlegt."

„Also?"

„Ich kaufe mir vom Letzten, was mir bleibt, ein kleines Gut, ein winziges, eine Hütte, und lebe als Trapper."

„Wovon denn, Sie Kind?"

„Nun . . . ich werde Tiere züchten, Perlhühner oder

Affen oder Hunde, nein selbstverständlich Hunde. Und hie und da werde ich einen Raubzug in die Welt machen und werde mir auf malhonette Weise einen kleinen Zuschuß verdienen."

„So. Wo wird denn Ihr kleines Gut liegen? In Toskana vielleicht oder am Meer?"

„Nein, nicht in Italien. Ich werde mich wohl dorthin zurückziehen," er deutete ins Ungewisse, „zu uns hinauf, in ein härteres Land."

„Und dort werden Sie heiraten? Eine Frau, dick und unelegant, die lispelt und nichts hört, und die Ihnen infolgedessen das Herz bewegt?"

„Heiraten, schwerlich."

Sie sah ihn an. „Warum bleiben Sie beispielsweise nicht bei mir, Bigram," sagte sie dann rasch und in spielendem Ton. „Als mein Studienmeister und Impresario. Was sagen Sie dazu?"

„Aber ich bin ruiniert!" wiederholte er lächelnd.

„Eben deswegen."

„Nein, eben deswegen nicht," sagte er und küßte ihr die Hand.

6

Doktor Alexander Ruge, ein jüngerer Arzt von bereits großem Namen, wurde eines Tages zu einem Ausflug in die Ostsee genötigt. Seine hübsche Freundin, Frau

Eva Saccur war es damals, trat in sein Arbeitszimmer in der Regentenstraße, setzte sich ihm gegenüber und betrachtete ihn prüfend.

„Hör einmal, Alexander," sagte sie, du siehst miserabel aus. Man hat nicht solche Säckchen unter den Augen mit fünfunddreißig Jahren. Du solltest ein bißchen fortfahren von Berlin."

„Das wird schlecht gehen, liebe Eva."

„So, wird das schlecht gehen? Auch wenn ich sehr bitte? Ich möchte nämlich mit."

„Ach so," sagte er liebenswürdig.

„Ja. Hab keine Angst, ich weiß schon: Frauen, die immer verreisen wollen, sind furchtbar. Ich denke bloß an fünf, sechs Tage. Ich möchte auf eine Insel."

„Insel?"

„Ja. Natürlich nicht Sylt oder Rügen. Irgendwohin in die Nähe, wo man trotzdem niemand kennt. Es muß doch so was geben. Wozu bist du schließlich ein Mann, du hast doch etwas gelernt!"

Sie lachten, nahmen eine Landkarte und entschieden sich für Bornholm. Sie fuhren hin, im herrlichsten Juniwetter, und mieteten sich mitten auf der Insel ein, nahe bei dem berühmten Buchenwalde Allmindingen. Am zweiten Tage unternahmen sie einen Ausflug, schickten an der Küste ihren Wagen zurück und wanderten auf felsigen Pfaden lange überm Meere dahin.

Die Sonne stach, und als es drei Uhr war, zeigte sich

plötzlich, zusammengeballt im Westen, über Schweden, eine Wand von schwarzen Wolken. Ein Sturm fing an zu pfeifen, und Alexander sah mit Bedenken auf Frau Saccur, die in ihrer ganz leichten Bluse fröhlich neben ihm herschritt, auf dem Kopf ein seidenes Käppchen und in der Hand statt eines vernünftigen Schirmes einen flotten kleinen Stock. Er sagte:

„Wenn das Gewitter vorbei ist, kleine Eva, dann muß ich dich in die Hände nehmen und auswinden, gerade hinunter ins Meer." Er sah sich nach einer Unterkunft um; aber es gibt keine Dörfer auf dieser Insel, und die Höfe liegen zerstreut.

Der Weg führte nun steiler aufwärts, immer der drohenden Schwärze entgegen, und als sie zur Höhe gelangten, sahen sie nahe dem Abhang einen großen Mann sitzen, einen Bauern offenbar, mit breitem verbogenem Strohhut, einer gelben Leinenjacke ohne Kragen und mit blauen Hosen aus dem gleichen Stoff, die seine Knie frei ließen. Nahe bei dem Manne, rechts und links ein wenig hinter ihm, saßen zwei riesige gelbbraune Doggen, wandten die Häupter und knurrten.

Alexander versuchte den Mann zu befragen, aber der verstand kein Deutsch, und mit den paar hochdänischen Brocken war auch nichts anzufangen. Jener sprach vielmehr einen ganz eigentümlich knarrenden, wie verrosteten Dialekt, offenbar war dies Bornholmisch. Doch schließlich, da die Situation ohnehin klar genug war, begriff

man einander, und der Bauer ging auf dem Felsenwege mit großen Schritten voran, dicht gefolgt von den beiden kolossalen Hunden. Nach kurzem bog er ab, landeinwärts, schon fielen die ersten dicken Tropfen. Steil ging es nach unten, einen mit saftigem Gras bewachsenen Hügel hinab, sie sahen mitten in der Mulde einen kleinen Hof liegen.

„Ist's das dort?" rief Alexander.

Der Mann brummte etwas wie eine Bejahung, ohne sich umzuwenden.

In diesem Augenblick brach mit ganzer Gewalt der Regen los. Alexander riß sich die Jacke von den Schultern, um sie Eva umzuhängen, aber auch der Andere hatte das getan, er war rascher und schlang seinen leinenen Kittel um sie. Dann lief er in seinem Hemd voraus durch die stürzenden Wasser, und die Beiden rannten ihm nach. Die zwei Doggen, denen das Ganze großes Vergnügen zu machen schien, jaulten und blafften und rannten wie besessen den Hang nach aufwärts zurück und wieder hinab.

Wie sie den Hof erreichten, wurde durch das Rauschen hindurch noch anderes Gebell hörbar, ein begrüßendes Lärmen tiefer und höherer Hundestimmen.

„Huch, was hat der Mann für viele Hunde!" rief Frau Saccur lachend und prustend. Und dann waren sie im Haus und geborgen. Ihr Helfer öffnete ein Zimmer, murmelte etwas nicht zu Verstehendes und ließ sie allein.

Sie blickten sich um, mit Erstaunen. Dies war ein

Bauernhaus, aber keine Bauernstube. Zwar die Möbel waren einfach und bestanden aus ungestrichenem Holze, das angenehm roch, und auch die Täfelung der Wände zeigte die Landesart. Aber die Anordnung der Gegenstände, der Wurf der Vorhänge, die ganze Atmosphäre des Raumes war nichts minder als bäuerlich.

„Wo sind wir denn hier?" sagten sie beide gleichzeitig und blickten sich an.

Frau Saccur beugte sich über den Tisch.

„Sieh mal, was da alles liegt!"

Über den schweren Tisch verstreut lagen Bücher in mehreren Sprachen, meist gewichtige Bände von wissenschaftlichem Ansehen, philosophische, sprachliche, naturwissenschaftliche Werke, übereinandergeschichtet und nebeneinander aufgeschlagen. Ein Sternenatlas war geöffnet auf ein schräges kleines Pult gestellt. Und zwischen all dem lag ein Heft der Neuen Rundschau von jüngstem, sommerlichem Datum.

„Aber wo sind wir denn?" sagte Eva wieder, in einem noch höheren Tone.

Die Tür ging auf, und ihr Gastfreund kam herein, ohne Hut jetzt, in einer hochgeschlossenen Jacke, mit Tüchern und trockenen Kleidungsstücken überm linken Arm. Er ging auf Alexander zu, schüttelte ihm fröhlich die Hand und sagte:

„Bigram. Sie sind wohl nicht böse über meinen blöden Witz?"

Mit dem Gelde, das ihm blieb, hatte er diesen Gutshof erstanden und verlebte nun hier den größeren Teil seiner Jahre. Freiheit genoß er in tiefen Zügen, hatte das Meer, weite Wälder, Felsen und Wiesenhänge, und hatte sich selbst. Aus den öffentlichen Bibliotheken von Stettin und von Kopenhagen brachten ihm die Schiffe Lasten gelehrter Werke, unendlich dehnten sich Tage und Abende vor ihm aus, und was Menschen erkannt und erahnt hatten, machte er sich ohne Hast und ohne Zweck zu eigen. Reicher und fester wurde der Stoff, aus dem er seine Träume baute, er besaß alle Erdteile und mehr als ein Zeitalter, wenn er in ungeheuerer Nachtstille bei weitgeöffneten Fenstern Stunden lang in seiner Studierstube auf und ab schritt. Manchmal, bei günstigem Wind und stärkerem Wogen, rauschte das Meer von jenseits des Hanges, manchmal träumte einer von seinen Hunden laut. Dann blieb er stehen und lächelte. So reich und glücklich fühlte er sich in seiner belebten Einsamkeit, daß er sich schwer zum Schlafe entschloß und mitunter bis zum Frühlicht wachte.

Er hatte ein Ehepaar in seinem Dienst, Gorm Anker und Maren Anker, Leute in mittleren Jahren. Sie hatten Unglück gehabt, ihr unversicherter Besitz war ihnen abgebrannt, und nach guter Menschensitte hatten sie bei dieser Gelegenheit mit allen ihren Verwandten schmerz-

hafte Erfahrungen gemacht. Sie dienten gern und treu bei diesem Herrn, der wenig befahl, körperlich stark war wie ein Schmied und zwischen Versehen und Verschuldung stets gerecht unterschied.

Maren besorgte ihm Küche und Haus, und beide zusammen pflegten den Zwinger. Das Beste tat er selbst an den Hunden. Er erzog sie und wachte über sie in ihren Jugendkrankheiten. Er stutzte auch den Kleinen den Schweif und die warmen Ohren, höchst ungern und innerlich unablässig fluchend auf die Menschen, die ein Geschöpf anders wollten, als es aus Mutterleibe stieg. In seinen langen und häufigen Abwesenheiten konnte er wissen, daß seinen Tieren nichts mangeln würde; dennoch reiste er mit Unruhe und wachte in mancher Nacht mit Sorgen auf . . .

Sagen dürfte ich's keinem Menschen, dachte er dann, die Leute meinen ja, so eine Dogge sei aus Eisen und robust wie ein Nilpferd. O Idioten! Es gibt ja nichts Heikleres als so ein Tier. Das ist überzüchtet wie Bourbon plus Habsburg. Man braucht sie nur ein wenig falsch zu nähren, gleich haben sie Beulen und Schwären, und die guten Augen entzünden sich. Nun, am Samstag geht Gorm wieder hinüber nach Rönne ins Hotel und holt die Fleischreste, und am Montag muß aus Kopenhagen der Hundekuchen kommen. Gesegnete Mahlzeit, hochverehrte Viecher! — Worauf er von neuem einschlief in seinem Gastbett.

Seine Zucht hatte rasch einen Namen erlangt, denn gute Doggen sind selten. Die Beziehungen in der Welt, die sich Bigram während seiner Reisejahre erworben hatte, dienten ihm sehr, und man bezahlte diesem Gleichgestellten gern beträchtliche Preise. Seine Einsiedelei war Gesprächsgegenstand in manchem Zirkel, denn mehr als einen Liebhaber hatte der Zeitüberfluß dazu gebracht, sich auf Bornholm selbst einen der Hunde auszuwählen. Man wurde gut empfangen, angenehm untergebracht und kräftig bewirtet. Bigram waren solche Besuche angenehm, nicht weil er sein Alleinsein gern unterbrach, sondern weil ihm daran lag, den künftigen Eigentümer kennen zu lernen. Denn von jedem einzelnen seiner Tiere trennte er sich schwer und fand in ungewöhnlichen Preisansprüchen durchaus keinen Trost und nur eine unzulängliche Rache.

Häufiger freilich brachte er selbst, nachdem eine Korrespondenz vorausgegangen, seinen Zögling an Ort und Stelle. Ein Drittes gab es nicht.

„Bedaure," schrieb er einst einem Kauflustigen zurück, „meine Hunde reisen nicht allein. Wer, um die entstehenden Mehrkosten zu sparen, einem Tier zumuten will, fünfzig Stunden in einem Bretterverschlag zu sitzen, womöglich Durst zu leiden und jedenfalls alle Qualen der Verlassenheit und Angst, der ist kein Herr für einen meiner Hunde. Kaufen Sie sich ein ausgestopftes Stinktier!"

Ratschläge wie diesen pflegen nur Männer zu erteilen,

die dank ihrer Körperlichkeit auch im Stande sind, sie zu vertreten. Was Bigram betrifft, so sparte er nicht mit dergleichen Äußerungen.

Einst war er mit einem ganz besonders schönen Rüden in die Provinz Hannover gefahren und hatte bei dem künftigen Besitzer, einem Gutsherrn und Rittmeister außer Dienst, einen Abend verbracht. Neben ihm beherbergte das Haus noch mehrere Gäste, und als gegen Mitternacht die Damen sich zur Ruhe begeben hatten, setzten sich die fünf Herren zu einer Partie Poker, die noch lange währte. Im Verlauf dieses Spiels verlor der Gastgeber, der erst lärmend lustig gewesen war, eine ziemlich beträchtliche Summe, seine gute Laune und seine Haltung schwand, er wurde bedrückt, ja weinerlich, entrüstete sich, wenn einer der Mitspielenden die Chancen der Karte voll gegen ihn ausnützte und demütigte sich auf jede Art, um das Mitgefühl der Anderen zu erwecken. Alle waren sie bereits müde und hätten gern ein Ende gemacht, nur aus Rücksicht auf den Verlierer hielt man sich wach. Endlich wandte sich für diesen wieder das Blatt, und in dem Maße, in dem ihm seine Scheine zurückkehrten, gewann er auch seine Munterkeit wieder, wurde fest und hart und spielte wie ein Pirat, ohne Rücksicht und Dank.

Bigram betrachtete mit hochgezogenen Brauen erst ihn und dann die zwei Tausendmarknoten, die ihm von seinem Gewinn noch geblieben waren; dann erhob er sich, grüßte und begab sich auf sein Zimmer.

Der Hund Knut schlief in einer Ecke. Er stand schwerfällig auf, streckte sich und wedelte.

„Servus, Knut," sagte Bigram und schwenkte die beiden Banknoten. „Die da hab' ich noch gerettet. Davon frühstücken wir heute in Berlin." Dann setzte er sich an den Tisch, schrieb auf ein Kuvert den Namen des Hausherrn und Folgendes auf ein Blatt Papier:

„Ich muß mitteilen, daß der Hund Knut es ablehnt, in Ihren Besitz überzugehen. Ich hatte deswegen eine lebhafte Auseinandersetzung mit dem Hund, aber leider kann sich der Hund nicht entschließen, einem Manne zu dienen, der bei Spielverlusten jammert und im Gewinn brutal wird. Ich kann den Hund darin zwar nicht begreifen, aber der Hund ist unbeugsam. Anbei zweiunddreißig Mark vierzig Pfennig als Logiergeld für Knut und mich selbst. Ergebendst Bigram."

Dies geschehen, packte er seine Handtasche und begab sich mit Knut zu den Ställen. Die Knechte waren schon wach, er ließ sich einen Wagen anspannen, setzte Knut neben sich in den Fond und fuhr zur Bahnstation.

8

Das Gewitter war kurz, aber der Regen dauerte an bis zur Nacht, und Bigram erlaubte nicht, daß seine Gäste durch die stürzenden Wasser den weiten Weg nach Allmindingen suchten. So blieben sie, aufrichtig dankbar,

wurden bewirtet, und als Frau Saccur, müde vom Ausflug, zur Ruhe gegangen war, saßen die beiden Männer beim Burgunder noch wach.

Der Regen hatte endlich aufgehört, die Fenster waren geöffnet, und in voller Flut drang die Nachtluft zu ihnen ein, in der ein Meereshauch war und der starke Duft der nassen Wälder.

Sie saßen lange und tranken und redeten wenig und hatten ein Gefühl, als könnten sie Freunde werden.

„Netter Zufall, daß man sich so getroffen hat," sagte Bigram.

„Ganz außerordentlich nett!" sagte Alexander, und sie tranken ihre Gläser leer.

Alexander schlief kurz, wachte dennoch erfrischt in aller Morgenfrühe auf und ging leise hinaus. Es tropfte noch immer von den Bäumen, die Luft war von einer so urweltlichen Frische, als kreiste die Erde am ersten Tag.

Oh Himmel, was für ein Leben hier, wie köstlich, wie götternah! dachte Alexander mit Neid und mit Zuneigung und hatte nichts so völlig vergessen wie die schlafende Eva Saccur. Er stieg durchs nasse Gras den Hügel hinauf, stand auf dem Grat und sah im reichsten Morgensonnenglanze ungeheuer das Meer vor sich liegen. Er verweilte lang, eine Stunde gewiß, und ging dann zurück.

Durchs Fenster blickte er in die Wohnstube hinein, ehe er das Haus betrat. Drinnen stand der Frühstückstisch

gedeckt, Frau Saccur war noch nicht erschienen, nur Bigram war da. Er saß auf dem Boden, sich gegenüber eine kleine Dogge von vielleicht sechs Wochen, die in komischer Haltung dahockte und ihren eigenen Schwanz im Munde hielt. Bigram hatte ein Buch auf dem Schoß, und Alexander bemerkte mit Verwunderung, daß er offenbar dem Hündchen etwas vorlas. Dabei bewegte er öfters eindringlich und mahnend den Finger, und der Zögling schielte ihn ängstlich an. Plötzlich aber schien Bigram von der Komik der Situation selbst überwältigt zu werden, er ließ das Buch sinken, warf sich hintenüber, und Alexander hörte durch die dicke Glasscheibe hindurch sein schallendes Lachen. Das Hündchen entlief in eine Ecke.

Alexander war im Begriff mitzulachen, so ansteckend wirkte diese einsame Lustigkeit; aber plötzlich empfand er es als unschicklich, auf solche Art den Beobachter zu spielen, er schämte sich fast, wurde Augenblicks ernst und ging weg vom Fenster. Nach ein paar Minuten trat er zu Bigram in die Stube.

Das Hündchen saß noch in seiner Ecke, und Bigram stand über den Schreibtisch gebeugt. Lebhaft wandte er sich um und streckte die Hand aus.

„Guten Morgen," sagte Alexander und schüttelte sie. „Aber daß Sie mit Ihrem Frühstück warten, ist beschämend."

„Ich bitte Sie! Sie waren schon draußen, nicht wahr?"

„Ja. Und Sie haben, glaube ich, schon Unterricht erteilt? Ich ging eben am Fenster vorbei."

Bigram nickte und holte die kleine Dogge aus ihrem Winkel.

„Ja, dem da habe ich aus dem Linné vorgelesen, das Kapitel über den Hund. Er muß doch schließlich wissen, woran er sich zu halten hat! Es ist übrigens auch für Nichthunde eine hübsche Lektüre."

Das Buch lag noch aufgeschlagen, Bigram nahm es und sagte: „Hören Sie einmal zu, ob das nicht zwei Zentner Romane und Lyrik aufwiegt:

„Frißt Fleisch und mehlige Pflanzenstoffe, kein Kraut, verdaut Knochen, erbricht sich nach Gras, lost auf einen Stein: Griechisch-Weiß, äußerst beizend. Trinkt leckend, wässert seitlich, in guter Gesellschaft wohl hundertmal . . ."

Hier packte Bigram wieder sein Lachen, und Alexander stimmte mit ein. Das Hündchen schielte furchtsam vom einen zum andern und plötzlich tat es, was man ihm vorlas.

Alexander rief: „Sehen Sie, was er tut! Für gute Gesellschaft hält er uns also."

„Kleiner See," sagte Bigram. Dann holte er von draußen eine Art Stoffbesen und ließ den alles Unschickliche aufsaugen. Er nahm den Zögling beim Nackenfell und setzte ihn auf ein flaches Blechgefäß, das für dergleichen Anfänger irgendwo bereitstand.

„Nase feucht," las er dann weiter, „wittert vorzüglich, läuft der Quere, geht auf den Zehen, vor Schlafengehen umkreist er die Lagerstätte, hört im Schlaf ziemlich scharf, träumt."

Die kleine Dogge war wieder aus ihrer Schüssel hervorgekommen, saß vor Bigram und betrachtete blinzelnd sein redendes Gesicht.

Alexander hatte sich eine Zigarette angebrannt und freute sich.

„Kannst es schon noch einmal hören," sagte Bigram zum Hunde, „bravo, fleißig!"

„Treu über alles," las er und hob mahnend die Hand, „Hausgenosse des Menschen, wedelt beim Nahen des Herrn, läßt ihn nicht schlagen, geht jener, läuft er voraus, am Kreuzwege sieht er sich um. Macht nachts die Runde. Meldet Nahende. Wacht bei Gütern, wehrt das Vieh von den Feldern ab, bewacht Rinder und Schafe vor wilden Tieren, — hält Löwen im Schach!"

Die Worte „hält Löwen im Schach" las Bigram mit plötzlicher Donnerstimme, und mit eingezogenem Schwanze rannte das Hündchen zu seiner Blechschüssel zurück.

„Nun, nun," sagte Bigram, „so schlimm ist es auch wieder nicht." Und im Tone milder Anerkennung fuhr er fort: „Bringt das vom Jäger Erlegte ohne zu naschen, zieht in Frankreich den Bratspieß, in Sibirien den Wagen. Bettelt bei Tische. Heult zur Musik . . ."

Mit einem Gefühl des Neides blickte Alexander den

Lesenden an. Zweifellos, was Bigram da trieb, das war eine charmante Kinderei. Mancher andere hätte sich dabei gesagt: sieh da, ich treibe eine charmante Kinderei! Bigrams Tun aber war das natürlichste von der Welt, mit der größten Selbstverständlichkeit unterhielt er sich und andere damit, einem kleinen Hundevieh aus der Naturgeschichte vorzulesen: froh, sicher, unbekümmert und völlig uneitel.

Von dir wird man allerhand zu lernen haben, neuer Freund, dachte Alexander. Aber ob man es lernen kann?

Die Seitentür ging auf, und Frau Saccur erschien, ausgeschlafen, rosig und duftend. Man setzte sich zum Frühstück.

„Sie haben gut geruht, das sieht man," sagte Bigram und lächelte.

„Gut geruht ist das Wenigste. Aber ich bin auch gut aufgestanden, Herr Bigram, und das ist Anlaß zum Dank."

Er machte ein fragendes Gesicht.

„Ist es nicht wahr, Alexander: da wird man auf einer wüsten Insel in einen einsamen Hof verschlagen und fürchtet sich vor der Morgentoilette. Gewiß wird es nichts geben als ein grobes Handtuch und Kernseife!"

„Das wäre ja noch schöner!" sagte Bigram.

„Anstatt dessen, was findet man? Alles, einfach alles. Puder von Guerlain und Seife von Atkinson und köstliches Badesalz und überhaupt alles. Und man kann mit

dem Gefühl zum Frühstück kommen, als sei man nicht degoutanter als gewöhnlich."

„Nicht degoutanter als gewöhnlich," sagte Alexander zustimmend, „du hättest es nicht treffender sagen können." Alle lachten und aßen.

„Ja," meinte Bigram, „es kann doch einmal vorkommen, daß eine Dame herreist, um sich einen Hund zu kaufen, da darf ich doch meine Kundinnen nicht gleich mit Kernseife abschrecken."

„Aha, um einen Hund zu kaufen!", sagte Frau Saccur. „Das ist wahr."

Nach dem Frühstück brachen die Gäste auf und beide Männer wußten, daß sie einander künftig suchen würden. „Warten Sie," sagte Bigram, „ich bringe Sie auf den Weg. Und Sie sollen eine Eskorte haben, wie sie kein Kaiser bekommt."

Sie traten hinaus in den rückwärtigen Hof, vielstimmiges Bellen scholl ihnen entgegen. Bigram öffnete den weitläufigen Zwinger, pfiff schrill auf zwei Fingern, und nun stürzte der ganze Schwarm seiner braunen Hunde heraus und umdrängte und umsprang ihn und rieb sich und kratzte an dem langen Ledermantel, den er angelegt hatte.

Und dann setzte man sich in Bewegung, landeinwärts, durch Wiesengründe gegen die Straße nach Allmindingen hin. Wohl vierzig Hunde gaben das Geleit. Groß, eindrucksvoll und würdig schritten die Erwachsenen einher,

erhobenen Hauptes und die starken Ruten stolz wagrecht ausgestreckt, die Kinder jeden Alters aber umrannten und umspielten die Alten und trieben den Unfug ihrer Monate.

Noch leuchteten Regentropfen an Blättern und Gras, der hohe Buchenwald war durchströmt von morgendlicher Sonne, in sein Rauschen scholl Quieken und Geschrei der Kleinen und dunkle, mahnende Laute der ehrbar wandelnden Eltern.

Inhalt

Der Goldene (1920) 5
Die Unbekannte (1921) 61
Der Marschall (1916) 87
Ein Abenteuer in Venedig (1910) 105
Die Mutter einer ganzen Stadt (1910) 189
Der Schatten (1913) 201
Koptisch muß sein (1922) 227
Das Böse (1911) 243
La Buena Sombra (1916) 257
Bigram (1919) 271

URTEILE ÜBER:
BRUNO FRANK
ERZÄHLUNGEN

„Tiefschürfende, gereifte Novellenkunst, deren sprachliche Sauberkeit und vornehmes Formgefühl Franks Können ebenso beweisen, wie die ernste, wahrhafte, männliche Haltung seiner Anschauung von Leben und Welt immer wieder deutlich macht, daß Frank ein reifes, reiches Menschentum sein eigen nennt." GERMANIA, BERLIN

„Das wunderbar erzogene erzählerische Talent Bruno Franks ist selten so rein und eindeutig zum Ausdruck gekommen." DAS TAGEBUCH, BERLIN

„Bruno Frank ist ein eigengesichtiger Meisterformer der Novelle. Eine Erzählung, wie sein „Abenteuer in Venedig", gibt es zum zweitenmal nicht in der deutschen Belletristik."

B. Z. AM MITTAG, BERLIN